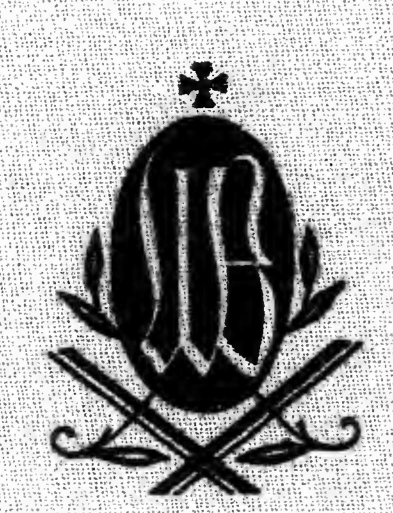
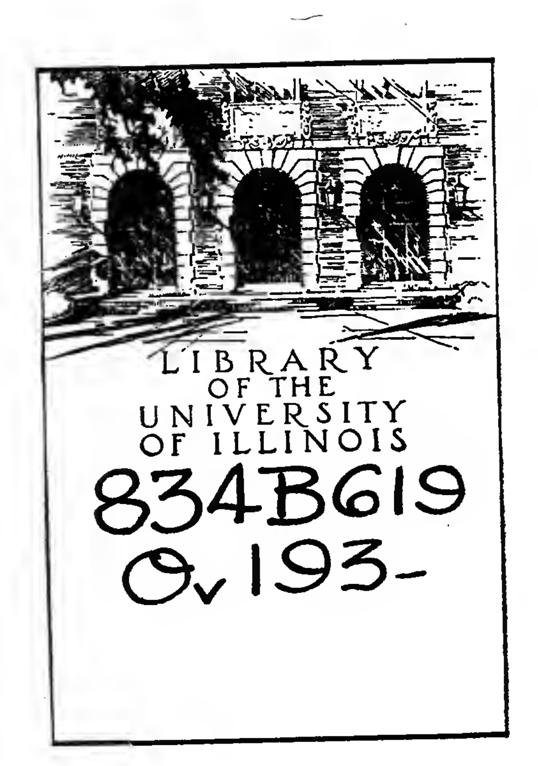
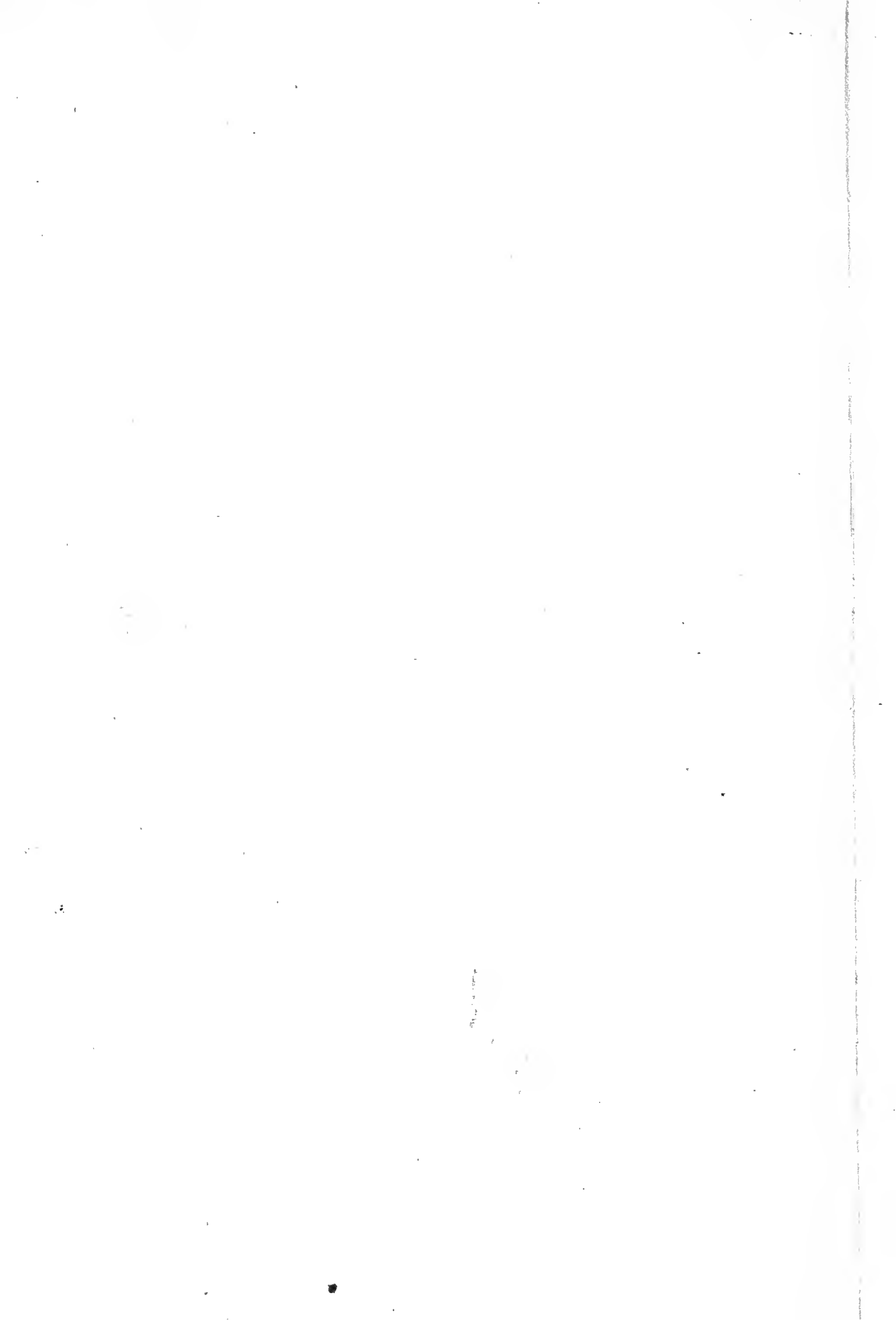



LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS
834B619
Ov193-



Bloem / Das verlorene Vaterland

Volksausgabe



WALTER BLOEM

Das verlorene Vaterland

*

Roman

H. Fikentscher Verlag · Leipzig

Grethlein & Co. · Leipzig · Zürich

Druck von G. Kreysing in Leipzig

Ihr zwischen Wasgau und Rheines Strand
verloret zum zweitenmal ein Vaterland —
vielleicht wird euch nun endlich klar,
welches das eigentliche war.

I.

Auch heute wieder wie seit Wochen, saß Cécile stumm und wie gelähmt am Fenster der Wohnstube, starrte in die schmale, langsam sich herbstlich umdunkelnde Rue du Dôme hinaus und lauschte dem tollen Gebrüll der Kanonen, da hinten, vor dem Steintor, wo Werder seit fünf Tagen Bresche schoß. Bresche! das bedeutete: Sturm . . .

Gott im Himmel: war's denn möglich?! auch das noch? nach allem, was man durchlitten: dies letzte noch und Schrecklichste? Und: es würde kommen . . . Sie wollten es, die da draußen — und was sie wollten, das wurde . . .

Einsam, grenzenlos verlassen fühlte sich das harrende Mädchen in der dämmerigen Stube. Leise nur knisterte der schwarze Taft des Trauerkleides, wenn ihr straffer Busen in tieferem Seufzer sich hob. Mutter! Du schlummerst sanft — da draußen jenseits der Ill, auf dem tragischen Massenfriedhof im Botanischen Garten, bei der Tabakmanufaktur, inmitten der Hunderte und aber Hunderte der Opfer dieser entsetzlichen Belagerung.

Horch! immer fürchterlicher dröhnte es da hinten im Norden, jenseits des Trümmerwustes der Steintorvorstadt. Gab's denn wirklich da draußen immer noch etwas zu verwüsten? Hatten sie noch immer nicht genug, die Entsetzlichen, die Eindringlinge aus dem finstern Norden, aus dem Lande der endlosen Föhrenwälder, der Sümpfe und Sandsteppen?

Vor Einsamkeit und Grauen meinte das Mädchen ersticken zu müssen. Der Vater saß in der Mairie, fast zusammenbrechend unter der Überlast der Geschäfte des Stadtoberhauptes, die er im verhängnisschwersten Augenblick übernommen — an jenem

13. September . . . Was man den Parlamentären der Belagerer nicht hatte glauben wollen — die Gesandtschaft der befreundeten Schweizer, die Werder eingelassen hatte, damit sie die Frauen und Kinder Straßburgs aus den Granaten der Belagerung heraushole, hatte es bestätigt: Sedan — der Sturz des Kaiserreichs, die Erklärung der Republik: das alles waren nicht heimtückische Erfindungen des Siegers gewesen, sondern harte, nüchterne Wahrheiten . . . Damals hatte der General Uhrich sich entschlossen, auch in dem belagerten Straßburg die Republik zu erklären. Der kaiserliche Maire, Herr Humann, hatte zurücktreten müssen, und Céciles Vater, der Professor der Medizin Dr. Emile Küß, hatte auf inständiges Flehen der Bürgerschaft zu den Lasten seiner Praxis auch noch die Amtsgeschäfte des Maire übernehmen müssen . . . Das war nun zwei Wochen her — zwei Wochen, in denen Cécile von Tag zu Tage deutlicher erkennen mußte, daß ihr geliebter Papa diesem ungeheuren Opfer nicht gewachsen sei . . . Gott, zu denken, daß nach der Mutter, die sich bei dem wochenlangen Wohnen im feuchten Keller, während des Bombardements, die tödliche Lungenentzündung geholt — nun auch noch der Vater dieser grauenhaften Katastrophe erliegen könnte, die alles in ihre Strudel hinabreißen zu wollen schien, was es Festes gab in Céciles neunzehnjährigem Leben . . .

Selbst dieser Schlingel, der Louis, brachte ihr nichts als Sorgen! Zwar hatte der Unterricht auf dem Lycée wieder begonnen, wenn auch recht bruchstückhaft und unregelmäßig, seit die Belagerer an Stelle der eigentlichen Beschießung der Stadt sich auf die Breschierung der Angriffsfront beschränkten — aber noch immer fielen verirrte Granaten aus Versehen — oder war's Bosheit der preußischen Kanoniere? — in alle Gassen, und jeder Gang des Vaters zur Mairie, jeder Schulweg des Bruders war eigentlich ein Todesweg. Und wenn die Schule zu Ende war — ob Louis wohl ein einziges Mal sogleich den kurzen Heimweg fand, ohne zuvor noch eine Stunde durch die Stadt zu schlendern? Auch heute wieder — es war schon sechs Uhr vorbei, und um Fünf war der Unterricht zu Ende gewesen . . .

Und in ihrer Einsamkeit flüchtete Cécile, wie immer, zu dem Bilde des einzigen Menschen, an dem ihr Wesen Halt suchte

und fand — des fernen Verlobten, der draußen irgendwo am Feinde stand — wenn er nicht schon längst —

Cécile zog die festen Schultern wie im Frost zusammen.

Mit brennenden Augen starrte sie auf die Photographie des geliebten Mannes, die sie immerfort mit sich herumtrug, deren Rahmen sie neben sich aufstellte, wo immer sie sich niederließ. Adrien Delaroche, Kapitän im neunten Kürassierregiment . . .

Er war ihr Liebe, Glaube, Schönheit, Güte, Zukunft, Heimat, Vaterland . . .

Und zu denken, daß auch er, auch er — und gerade er — nun auf diesen aufgepeitschten Strudeln trieb, die alles umbrandeten, alles niederrissen, alles . . .

Junge du, geliebter, schöner, ferner . . .

Noch fühlte sie die ritterlich-zarten Küsse der ersten Bräutigamstage, die sie im Park von Versailles zusammen vertändelt hatten . . . damals, als das alles geworden war, bei ihrem ersten und einzigen Besuch in der Lichtstadt Paris . . . und dann, als der Verlobte nach Straßburg gekommen war, sich den elsässischen Verwandten vorzustellen. —

Ja, es war Wahrheit: hier, in diesem alten, wundervollen Hause, zwischen den ehrwürdigen Bildern ihrer Vorfahren aus drei Jahrhunderten, zwischen diesen wuchtigen Möbeln, die eine ganze Familiengeschichte verkörperten — hier hatte der schlanke Kürassier aus dem rätselhaft schönen Paris sie in seinen Armen gehalten und immer verlangender, immer gebietender geküßt . . . Stand doch damals der Hochzeitstag ganz nahe bevor . . . der achtzehnte September hatte es sein sollen, der Tag unmittelbar nach Schluß der großen Manöver.

Und heute? Heute lag dieser Tag längst hinter der Braut . . . und fern voneinander, durch tausend Schrecknisse getrennt, hatten die Liebenden ihn verleben müssen . . . Nur daß er bei Reichshofen mit gefochten und wie durch ein Wunder, wenn auch verwundet, dem gräßlichen Blutbad entgangen war, das die heldenhafte Brigade Michel vernichtet hatte — das hatte er sie noch wissen lassen können, ehe der eiserne Gürtel um Straßburg sich geschlossen . . .

Seitdem: Schweigen des Todes . . .

Nur sein Bild sprach zu ihr, dieses Bild, das auch schon seine Geschichte hatte.

Cécile hatte dies Bild in ihrem Mädchenstübchen aufgestellt, auf dem zierlichen weißlackierten Empireschreibtisch von 1805, der, wie das ganze Mobiliar, ein köstliches Erbstück ihrer Urgroßmutter war. Als aber das Bombardement die ganze Familie zu jener grauenhaften, wochenlangen Übersiedelung in den Keller gezwungen hatte, da war das Bild des Geliebten in Céciles Armen mit hinuntergewandert in die dumpfe Finsternis. Es würde sonst heute nicht mehr existiert haben ... denn als die preußischen Granaten von der Stadt abgelassen hatten, als man die hustende, fiebernde Mutter hinaufgeschafft — da hatte Cécile ihr Mädchenstübchen aufs neue betreten und — war mit einem Aufschrei zurückgeprallt: ihr Heim war ein Trümmerhaufen. Eine Granate war darinnen explodiert, die teuren Andenken der Urgroßmutter, der Mutter — Schutt, Splitter, Fetzen ...

O ihr Hunde! ihr Hunnen da hinten!! —

Dich aber hab' ich noch, du geliebtes Bild, du mein alles jetzt ...

Und in Leidenschaft zuckend, von Sehnsucht und Grauen geschüttelt, drückte das arme Kind zum tausendsten Male den zierlichen Rokokorahmen mit dem Bilde des fernen Freundes an ihre schmalen, feinen Lippen, an die zitternde Brust.

Horch — Louis — endlich — wenigstens Louis!

Die alte Joséphine schalt mit ihm auf dem Flur — er lachte sie aus, riß die Tür auf, stand im Rahmen in seiner ganzen robusten, untersetzten Jungenhaftigkeit — mit seinem derben, trotzigen Bubengesicht, in das doch die schrecklichen Erlebnisse der letzten zwei Monate ein paar frühreife, herbe Falten gezeichnet, ein paar scharfe, spitze Schatten hineingetuscht hatten...

„Du, Cécile — morgen stürmen sie!"

„Wer sagt's?"

„Raymond — mein Freund Raymond —"

„Mein Gott ... und dann?"

„Weiß nicht," knirschte der Siebzehnjährige. „So viel ist gewiß: dem ersten Preußen, der da unten in die Türe tritt, dem stoß ich mein Taschenmesser in die Kehle ... Wir alle machen das — wir haben's uns geschworen."

„Kindskopf! — lernt lieber ordentlich Deutsch — ihr werdet's brauchen können!"

„Pah — Deutsch! bildest du dir ein, es hätte sich ein einziger Magister getraut, uns jetzt noch Deutsch zu lehren?! Schlimm genug, daß wir überhaupt zur Schule müssen in solchen riesigen Zeiten! Die im Gymnase, die haben's besser! Das ist abgebrannt — Jammer und Schande, daß unsre alte Intelligenzkaserne noch steht! Warum soll ich nicht kämpfen, draußen auf den Wällen, wie die Siebzehnjährigen all! Fühl mal den Bizeps! meinst du, ich wäre weniger als unsre Kellermann und Rapp und Kleber oder als die jungen Pariser von 1792, die auch von der Schulbank und aus der Lehre weg zu den Heeren der Freiheit gelaufen sind?!"

Das alte kriegerische Alemannenblut schäumte hoch auf in dem Sohn des Straßburger Notabeln. Die Schwester sah's, und ihr Herz schwoll in Stolz. Aber mütterlich meinte sie dämpfen zu müssen und lachte mit zuckendem Munde:

„Nimm dich in acht, mein Kleiner, und mach keine Dummheiten, wenn die bärtigen Teufel von da draußen kommen! sonst möcht's Prügel setzen!"

„Höchstens Blut — verlaß dich drauf — du kleines Mädchen du!" Und mit männlicher Verachtung warf der Schulknabe der großen Schwester die Tür vor der Nase zu.

Die lachte, sprang hinter dem derben Jungen drein, bekam ihn im dunklen Korridor an den braunen Locken zu fassen, und während draußen immer ingrimmiger Werders Kanonen brüllten, gab's zwischen dem schwarzgewandeten Mädchen und dem Bruder, der am linken Ärmel des blauen, lederumgürteten Lyzeistenrockes den Flor der Trauer um die kaum einen Monat dahingeschiedene Mutter trug, eine handfeste Balgerei. In lustigem Raufen, bei dem es Knüffe und Püffe regnete, entspannte sich das junge, heiße, eingekerkerte Blut . . . Und dabei fielen die Kämpfenden unwillkürlich aus dem gesitteten Französisch in das urtümliche Straßburger Deutsch, die Sprache ihrer Vorfahren . . .

„Au, miner Chignon! Dü verrißsch m'r miner Chignon!" kreischte Cécile.

„Kratze, diß isch e Gemeinheit!" keuchte der Bruder.

„Bisse, diß isch Büüremanier!" die Schwester.

Die beiden sehnigen, jungen Körper spannten sich wider einander, wie die zweier balgenden, jungen Hunde . . .

„I will d'r's schon wiese, wer der Stärkscht' isch!" Louis hatte die Schwester um die Hüfte gepackt und bog ihren Oberleib nach hinten, daß alle Korsettstangen knackten.

„Aber ich fang dich doch!", und wie der Blitz hatte Cécile mit dem rechten Bein das linke des Bruders umklammert und nach vorn gerissen: ihrer Stütze beraubt, kollerten die engumschlungenen Leiber der Geschwister in dumpfem Plumps auf den Teppich.

„Mais Mademoiselle — mais Monsieur Louis!" Die alte Joséphine, eine Öllampe in der Hand, kreischte hell heraus vor Entsetzen. Unter ihrer blitzendweißen Haube schienen sich die blitzendweißen Scheitel zu sträuben.

Und lachend, prustend, mit fliegenden Haaren und zerzauster Wäsche ließen die beiden großen Kinder voneinander ab.

„Ganz verrisse un verstrubbelt hat er mich, der wüest Büa!" zürnte Cécile und trat vor den Garderobenspiegel, um im matten Lichte des Lämpchens ihr zerrauftes, rotblondes Haar neu zu ordnen. Und wie sie sich nun zu sehen bekam, das kindisch lustigglühende Gesicht über dem schwarzbekreppten Kleide, da ergoß sich eine heiße Welle der Scham über ihre kraftvollen, doch feinen Züge, und aus den braunen Augen in dem weichen Kinderantlitz schaute plötzlich das Weib — das leidende, lebengezeichnete, junge Weib.

„Papa noch immer nicht zurück?" fragte sie, ohne den wackren Hausdrachen anzuschauen.

„Aber nein, Mademoiselle Cécile, noch immer nicht — es mag wieder schwere Sorgen geben, da hinten in der Rue Brulée — alle sagen: sie werden morgen kommen, die Preußen — die Stephanie hat's vom Bäcker mitgebracht anstatt Brotes, das in der ganzen Stadt nicht mehr aufzutreiben ist — und der Jean war in der Apotheke an der Place du Dôme, eine Granate ist ihm zwei Schritte vor der Nase mitten auf der Straße geplatzt, und der Apotheker hat's auch gewußt, daß morgen die Stadt erstürmt wird . . . ach und was dann, Mademoiselle, was dann?!"

Ja, was dann?! Allerhand gestaltlose Schreckensbilder flatterten um des jungen Mädchens Seele — Bilder wie der Tod und grauenvoller als er. Daß es so etwas gab! Daß sie das durften, die Entsetzlichen, die Fremdlinge da draußen . . . Sie würden

es tun, wie sie all das Unerhörte, das Bestialische verbrochen hatten, das man miterlebt seit zwei Monaten — dies tage- und nächtelange Gewitter der feurigen Blitze rings um die wankende Stadt, den Schloßensturm der Riesenprojektile, die Frauen, Kinder, Greise in Stücke zerrissen, ganze Häuserreihen dem Erdboden gleichgemacht — und darunter das gesamte Vermögen des Professors Küß, seine sauer und nach und nach verdienten elf Miethäuser in der Rue des Pierres — der Brand der öffentlichen Gebäude, der Neuen Kirche mit ihrer unersetzlichen Bibliothek, darunter das Kleinod des Elsaß, den „Hortus deliciarum", das naiv-entzückende Meisterwerk der Äbtissin vom Odilienberg, der frommen und gelehrten Herrad von Landsberg ... und zuletzt hatte die Flamme gar den Dachstuhl des Münsters verzehrt, hatte eine freche Kugel die Kreuzblume auf der Münsterspitze getroffen, daß sie kläglich zur Seite hing, schief und sturzdrohend, nur noch gehalten durch die breite Stange des Blitzableiters ...

Das alles hatten sie gekonnt, die da draußen — was war nun noch übrig? Was war noch von ihnen zu erwarten?

Hatten sie noch nicht Haß, noch nicht Wut und Empörung und Abscheu genug heraufbeschworen in jedes Straßburgers Herzen?!

— Dieweil Cécile Küß also sann, war sie wieder auf ihren Beobachterplatz am Fenster der gemeinsamen Wohnstube zurückgekehrt. Und der Bruder war ihr gefolgt, jetzt ganz brav und vernünftig. Stumm stand er am andern Fenster, und beide Geschwister schauten wort- und regungslos auf die Gasse hinaus. Das väterliche Haus war eines der kleineren aus der stolzen Reihe jener edelanmutigen Rokokopalais, mit denen das Luxus- und Repräsentationsbedürfnis des elsässischen Adels im achtzehnten Jahrhundert die mittelalterliche Stadt durchsetzt hatte. Seitdem die Stürme der Revolution das Land durchbraust und alles, was adlig war, über den Rhein ins beharrende Deutschland hinüber gewirbelt hatten, waren die stattlicheren jener Feudalhöfe in öffentliche Dienstgebäude umgewandelt worden, die weniger bedeutenden in Privathände übergegangen. So auch das vornehm-ruhige Hotel in der Münstergasse. Seine Front trat um mehrere Meter hinter den Fassaden der schlichten Bürgerhäuser zur Rechten und Linken zurück und ließ einen

schmalen, gartenbepflanzten Ehrenhof frei, den eine niedere Mauer und, aus ihr stolz emporstarrend, ein mehr als vier Meter hohes Schmuckgitter aus starken vierkantigen Eisenstäben von der Straße trennte. Ein solches Besitztum war gerade gut genug für den Herrenstolz einer Alt-Straßburger Patrizierfamilie wie die Küß, deren Geschichte mit den Schicksalen ihrer Vaterstadt seit mehr denn vier Jahrhunderten aufs engste verknüpft war.

Hier drinnen freilich herrschte nur der Geist bürgerlichen Behagens. Auf dem Hintergrunde der geblümten Tapete, deren modischen Glanz der alte eingelassene Rokokospiegel mit seinem goldlackierten Rahmenwerk anmutig und vornehm unterbrach, hoben sich die uralten wuchtigen Möbel ab in derber Solidität: sie stammten aus einer weit älteren Zeit als das Haus und erinnerten daran, daß jener Anselmus Küß einer der letzten Ammeister der freien Reichsstadt Straßburg gewesen.

In dieser erinnerungsschweren Umgebung harrten die jüngsten Sprossen des alten Bürgergeschlechtes ihres Vaters, auf dessen Schultern zu dem frischen Witwerleide die Verantwortung für diese ganze eisenumkrallte, schicksalsgeschlagene Stadt lastete . . . lauschten inzwischen wie seit Wochen und aber Wochen dem dumpf hinbrandenden Grollen der Kanonade, vor deren Wüten ihr Wohlstand in Trümmer gesunken war. Mit zähem Ingrimm vollendeten da hinten an der Angriffsfront die Breschbatterien Werders ihr gewalttätiges Werk: warfen die letzten Stümpfe der Festungsmauern Vaubans in die Gräben, um Raum und Brücke für den Sturmanlauf zu schaffen . . .

Aber horch — was war denn jetzt?!

Stumm starrten die Geschwister sich plötzlich in die kalkweiß erblaßten Gesichter: versteinert in atemversetzendem Lauschen.

Was — war geschehen? Welch neues Schrecknis . . . war da?! Nein — nichts war da — es war etwas weg — es . . . *fehlte* etwas . . . etwas, das nun seit Wochen immer, immer dagewesen war — seit Ewigkeiten . . *die Kanonade* schwieg...

Schwieg wie abgerissen — schwieg, als habe sich unter den Belagerungsbatterien der Deutschen plötzlich die Erde geöffnet und sie hinabgeschlungen . . .

Und auf Céciles schreckensbleichem Munde formte sich langsam ein Wort, tropfte von den zusammengepreßten Lippen,

zäh wie Tannenharz aus der Wunde, die ein Axthieb dem Baum geschlagen:

„C'est l'assaut — das ist der Sturm . . ."

„Vielleicht . . ." sagte der Bruder mit schlotternden Zähnen... „vielleicht auch . . . noch was andres . . . vielleicht ist's — die..." Er konnte das Wort nicht aussprechen.

„Wenn's — das wäre," stammelte Cécile, „dann müßte man doch wohl auf dem Münsterturm die — weiße Fahne . . ."

Schon war Louis Napoléon aus dem Zimmer, flog die massive, dunkel geschnitzte Eichentreppe zum ersten Stock empor, schoß ins Schlafzimmer der Eltern, dessen hohe schmale Fenster auf den Hof an der Rückseite hinausgingen, riß die dicht verschlossenen Seidenvorhänge auseinander, und sieh! Da stand hoch über dem Gewirr der Giebeldächer, der zahllosen Dachfensterchen, der storchennesterbesetzten Kamine — stand still und feierlich streng der Münsterturm . . und von seinem rechten Schneckentürmchen hernieder hing lang und bleich im fahlen Abendsonnenschein, der durch die schweren Wolken des westlichen Himmels äugte — hing lang und bleich und regungslos, wie ein Sterbelaken, das weiße Fahnentuch.

Schon war Cécile hinter den Bruder getreten. Etwas wie ein Ruck, wie ein Stoß in den Nacken warf die Geschwister zusammen. Des Knaben Kopf sank an der größeren Schwester Brust. Tief schluchzten sie auf, bis ins Innerste getroffen vom Wetterschlag der Schicksalsstunde. Das war kein dumpfes Ahnen mehr: es war ein blitzartig grelles Erkennen: dieser Augenblick tat einen Schnitt in die tiefsten Lebenstiefen.

Den beiden jungen Menschen war's, als wanke der Boden unter ihren Füßen — der heilige Boden des Elternhauses, der Vaterstadt, des — Vaterlandes . . .

Die alte Joséphine war leise eingetreten, einen Briefumschlag in der Hand. Als sie die jungen Herrschaften so engumschlungen schluchzen sah, trat sie tieferschrocken näher. Und nun sah auch sie . . . und da fiel die alte schwerfällige Person auf den nächsten Stuhl, schlug die Schürze vor das hagre, faltige Gesicht und weinte laut auf.

„Oh ça — oh ça . . . nous sommes perdus . . . pauvre Strasbourg . . . pauvre France . . . pauvre, pauvre patrie . . ."

Und zum offenen Fenster herein klang aus der Leutestube

das Wimmern der Mägde, klangen Jeans schreckliche Flüche ... Und draußen an den Fenstern jenseits der engen, stickigen Höfe der Nachbarhäuser sah man weinende Frauengesichter und wutgeballte Männerfäuste ... Ein Jammern, ein Fluchen schauerte dahin über die ganze schicksalsgeschlagene Stadt ... zwei Monate hatte sie unerhörtes Grauen ertragen, um des Vaterlandes, um Frankreichs willen — und nun war alles doch umsonst gewesen ... Wie das Kaisertum, so hatte auch die Republik Frankreichs getreueste, opferwilligste Tochter im Stiche gelassen — und nun war ihr Widerstand zusammengebrochen ... nun war sie in der Hand der Fremden da drüben ... der verhaßten „Schwowe" ...

Beim Aufschluchzen der alten Dienerin waren die Geschwister herumgefahren, ihre Umarmung hatte sich gelöst. Ein Brief? Das gab einen Ruck an Céciles Herzen — des törichten Wahnes konnte sie nicht Herrin werden, welchen jeder Brief ihr neu entfachte, der sich ins Haus fand: endlich — endlich Nachricht von Adrien ... Lächerlich ... doch jedesmal riß es sie so zusammen, jedesmal ...

Ein paar Zeilen vom Vater, fast unleserlich hingekritzelt:

„Meine Kinder, soeben läßt der Kommandant Uhrich ins Stadthaus melden, daß weiterer Widerstand zwecklos sei. Er wird die weiße Fahne hissen und bittet den Präfekten Valentin und mich, ihn in das feindliche Lager zu begleiten, um noch heute nacht die Bedingungen der Kapitulation festzusetzen. Ich werde erst spät in der Nacht nach Hause kommen. Wenn ihr nicht gar zu müde seid, erwartet mich. Ich möchte Euch noch sehen. Papa."

— — Lang und schrecklich wurde die Nacht. Die Geschwister saßen im Salon beim Schein der Petroleumlampe, an deren mattes Licht man sich längst wieder gewöhnt hatte, seit zu Beginn der Einschließung die Gasometer in die Luft entleert worden waren — jetzt lagen sie längst als formlose Eisenklumpen unterm Schutt des Gaswerkes. Die alte Joséphine hatte umsonst gescholten: die jungen Herrschaften hatten das Essen kaum berührt. Schweigend saßen sie beisammen, mühsam ankämpfend wider die ungeheure Ermüdung, die sich der jungen, unverbrauchten Organismen bemächtigen wollte.

„Und was wird nun?!" fuhr Louis Napoléon plötzlich aus dumpfem Brüten empor.

Cécile schrak zusammen. Ein gütiger Traum hatte sie aus mattem Halbwachen hinweggenommen . . . Versailles . . . maigrüne Parkpfade, menschenleer . . . der blaue Waffenrock eines Kürassiers: unterm goldbeschlagenen Römerhelm, dem schwarzflatternden Roßhaarbusch ein braunes Jungmännergesicht, zwei schwarze Augen voll Zärtlichkeit und sehnsüchtiger Güte – und ein Rausch von jungen, neuen und entflammenden Gefühlen, die sinnedurchfiebernde Seligkeit des ersten Alleinseins mit dem geliebten Manne . . .

Gott – und nun diese Nacht der einsamen Ängste . . . die Nacht der Kapitulation . . . war's möglich? konnte man so leiden? durfte das Schicksal so teuflisch mit der armen Menschenseele spielen?!

„Wie – was meinst du?" wie schlaftrunken taumelten die Worte von des Mädchens Lippen, die sich eben noch geträumten Küssen entgegengewölbt.

„Was nun wird, sollst du mir sagen!" knirschte der Lyzeist.

„Gott – woher soll ich's wissen? Ein armes, verlassenes Mädchen –"

„Spielst dich doch sonst immer auf die Gescheite, die Erwachsene hinaus . . . also red' . . . was denkst du, was sie mit uns machen werden – die da draußen?"

„Ja, was wird werden? Erinnerst du dich nicht, was die Baseler Herren sagten, als sie bei uns zum Mittagessen waren? Der Republik wird auch nichts anderes übrigbleiben, als Frieden zu schließen . . ."

„Frieden – und was wird dann mit uns? mit Straßburg – mit dem Elsaß? Bildest du dir ein, die Schwowe geben uns wieder heraus?!"

Entsetzt blickte Cécile dem Bruder ins Gesicht: „Und was – was sollten sie denn sonst mit uns –"

„Uns preußisch machen – das werden sie!"

„Aber das – das ist doch unmöglich . . . wir sind doch Franzosen . . . das . . . das geht doch gar nicht . . ."

„Ja du – du hast gut lachen . . . du bist ein Mädchen . . . wenn der Krieg aus ist, heiratest du deinen Adrien, ziehst nach Paris . . ."

„Ach Gott, Louis . . . Adrien . . . wo ist Adrien?!"

„Nun, wir brauchen ja nicht gleich das Schlimmste zu fürchten — etwas muß doch schließlich übrigbleiben . . . alles kann doch nicht in die Brüche gehen . . . aber wir — Papa und ich!"

„Nun, ihr zieht eben auch nach Paris . . ."

„Oho! und wovon sollen wir leben? wovon soll Papa deine Aussteuer bezahlen? Unsere Häuser liegen im Dreck . . . und Papas Praxis geht auch nicht mitzunehmen . . ."

„Ja — und was soll also werden?"

„Preußisch sollen wir werden . . . eines Tages werden sie kommen und mich nach Berlin schleppen und mir eine Pickelhaube aufstülpen . . . aber ehe das kommt — eher brenn' ich durch — nach Afrika meinetwegen — zur Fremdenlegion — Preuße — nein, Preuße werd' ich nie und nimmer!!"

Trotzig, mit zusammengebissenen Lippen saß der Siebzehnjährige, den kantigen Alemannenschädel in die strammen Bubenfäuste gepreßt.

„Franzose bin ich — Franzose bleib' ich!"

Und wieder war ein tiefes Schweigen in der traulichen Stube. Cécile trat ans halbgeöffnete Fenster, lauschte in die Nacht hinaus. Wolkenverhangen, sternlos hing droben der Himmel. Nur gen Norden rötete ihn die wohlbekannte, auf und nieder zuckende Glut. Dort brannte es noch immer — irgendwo in dem Riesenkrater der eingeäscherten Stadtviertel. Immer noch klang's ab und an durch die Stille wie knirschende Männerflüche, wie jähes Aufschluchzen von Frauenmund. Doch halt! nun wehten von ferne festlich aufrauschende Musik herüber und brausende Jubelrufe. Die Fremden, die Eindringlinge feierten Straßburgs Fall!

Céciles Gedanken suchten den Vater — irgendwo da draußen in der Schwärze der Nacht. Wie mochte sein bürgerstolzes Herz bluten, nun es ihm Pflicht war, die Forderungen des hohngeschwellten Siegers anzuhören, ihm abzuringen, was irgend noch herauszuschlagen war für die arme, preisgegebene Vaterstadt!

Doch — weiter hinaus ins Unbekannte flogen Céciles Träume. Einen jungen Mann suchten sie — den Mann . . . ihren Mann. Ihn, in dessen Armen sie sich Mädchen, Weib, Geliebte gefühlt — den sie begehrte mit aller Inbrunst ihrer frischen, reinen Jugend. Seltsam — wenn sie sein Bild nicht vor Augen hatte,

verschwebten und verschwammen ihr seine Züge . . . nicht weil so lange schon die Trennung, die Sehnsucht währte — vom ersten Tage des Kennens, des Erkennens an war das so gewesen. Und es war eine tiefe Qual, die geliebten Lippen, Augen, Stirn und Wangen so zusammensuchen zu müssen im Untergrunde der Erinnerung, der Phantasie — und sie doch nie recht finden zu können . . . Nur seine Stimme, die war immer um sie — diese dunkeltönige, weiche, die so knabenhaft gut und demütig zu werben wußte — und doch, sie hatte es gehört am köstlichen Glanztage der großen Frühjahrsparade — die vor der Front der Eskadron schmettern konnte wie ein Fanfarensignal . . .

Ach, wie anders war er doch, ihr Adrien, als die jungen Männer in Straßburg, ihre Tanzstundengefährten, ihre Tänzer aus den beiden flüggen Wintern! Er war eben nicht ein Elsässer — er war, was jeder Elsässerin höchstes Ideal doch nun einmal war: er war ganz und gar Franzose, war Pariser — und Offizier des Kaisers dazu . . . ach nein, der Republik — doch das war ja noch mehr, noch etwas Höheres: das bedeutete erst die eigentliche Erfüllung der Mission des großen, herrlichen Vaterlandes, das der Welt die Freiheit bereitet und beschert hatte . . .

Als Tochter des Professors Küß war Cécile eine leidenschaftliche Republikanerin. Papa Küß war heute 53 Jahre alt. Seine Jugendzeit, die Zeit, da seine Anschauungen über die letzten Fragen des Menschentums und des Staatslebens sich gebildet, war in die Tage des Bürgerkönigtums, der dritten Revolution, der zweiten Republik gefallen. Als junger Student hatte er den lächerlichen Putsch miterlebt, durch den der Neffe und Affe des großen Napoleon just von Straßburg aus es unternommen hatte, den Cäsarenthron seines gewaltigen Oheims wieder aufzurichten. Kläglich war dieser ungare Plan in sich zusammengesackt. Und dann war es dem Manne von Boulogne und Ham, über alle Lächerlichkeiten seiner Anfänge hinaus, doch noch gelungen, sich zum Herrscher Frankreichs, zum Mittelpunkt Europas, zum Führer der Kulturwelt emporzuschwingen... Während des zweiten Kaiserreichs hatte Emile Küß abseits von jeder politischen Betätigung als vielgesuchter Arzt in der Stille nur seiner weit ausgebreiteten Klientel gelebt. Er hatte sogar unter dem ersten Eindrucke der wiedergeborenen napoleonischen

Herrlichkeit ein paar Jahre lang innerlich eine Art von Frieden mit dem neuen Imperium geschlossen. Und als ihm im Jahre 1854 just am 15. August, dem Geburtstage des ersten Kaisers, ein Sohn geboren worden war, hatte er diesen mit den Vornamen des regierenden Kaisers Louis Napoléon getauft. Diese Konzession an den Zufall der Geburtsstunde seines Sohnes war aber auch das einzige Zeichen einer gewissen Aussöhnung des Arztes mit dem Napoleonismus geblieben. Ein Staatsamt, einen Sitz in der Gemeindevertretung, eine Ordensauszeichnung unter dem herrschenden System hatte Herr Doktor Küß beharrlich abgelehnt, vielfachem Liebeswerben zum Trotz. Bis dann der Sturz des Empire, die Erklärung der Republik den vom Vertrauen der ganzen Stadt getragenen, aufrechten und gesinnungsechten Mann an die Spitze der vaterstädtischen Verwaltung berufen hatte ... Ach, und zwei Wochen später mußte er nun im Zelte des herrischen Siegers um Milde und Nachsicht für die Bürgerschaft der bezwungenen Feste betteln ...

Cécile war seit der Mutter raschem Tode ihres Vaters einzige Vertraute, seine Privatsekretärin, Kassenverwalterin, Vorsteherin seines Hauses. In einem Monat war die Neunzehnjährige um Jahre gereift. Sie kannte des Vaters republikanische Überzeugung so gut wie seinen glühenden und dankbaren französischen Patriotismus. Mit des Vaters Haß und Verachtung schaute sie auch auf jene Nation oder vielmehr auf jenen Wust von Nationen und Natiönchen herab, deren sagenhaftes Land da drüben jenseits des Rheines begann. Niemals war sie drüben gewesen, so wenig wie ihr Vater ... gen Westen, gen Paris war all ihr Sinnen und Sehnen eingestellt. Von denen da drüben wußte sie nichts anderes, als daß sie in dumpfer, mittelalterlich leibeigener Abhängigkeit dahinlebten, unterm harten Zepter ihrer drei Dutzend Könige, Großherzöge, Herzöge und Fürsten, zu marionettenhaftem Gehorsam gedrillt vom Korporalstock roher schnauzbärtiger Unteroffiziere, ungebildeter, feudalstolzer Offiziere, stumpf und freudlos dahinlebend, unkund aller Anmut des Daseins, unkund vor allem des herrlichen Geistes der Bürgerfreiheit, der Gleichheit vor dem Gesetz, der Brüderlichkeit aller Menschen — kurz all der wundervollen Erkenntnisse und Offenbarungen, die von der großen Zentral-

sonne Paris aus alles durchleuchtet und durchsonnt hatten, was sich Franzose nannte.

Und das stand nun vor den Toren, das hatte mit brutaler Barbarenfaust nicht nur den Lügenthron des Napoleoniden, nein auch Frankreichs alten Kriegsruhm, den unwiderstehlichen Elan der französischen Heere, die Erfahrung und den Heroismus seiner in drei Weltteilen bewährten Marschälle niedergeworfen! Das hatte das ganze Elsaß, hatte Lothringen, hatte das nördliche Drittel Frankreichs überflutet, hatte Straßburg, des Elsasses Kronjuwel, in seine rohen Fäuste genommen, um es als köstlichen Raub in die Tasche zu stecken!

War das alles nicht ein wirrer Fiebertraum? mußte nicht ein jähes, befreites Erwachen kommen?

Nein: es war Wahrheit . . . harte, grinsende, zähnefletschende Wahrheit . . .

Doch: das alles war schließlich — nur ein allgemeines Schicksal, ging alle an und traf damit noch nicht das Innerste, das Eigenste: was aber bedeutet das alles — für dich und für dich allein, Cécile Küß, für dich, die Tochter des Maire von Straßburg und Braut des Kürassierkapitäns Adrien Delaroche?

Ja, wer sich das vorstellen könnte . . . noch konnte man es nur ahnen, zitternd vorahnen, was alles an ganz persönlichen Leiden und nie erhörten Vergewaltigungen der Herzen sich aufbrauen würde aus der Wirrnis und dem Wahnsinn dieser Nacht . . .

Die Stunden gingen. Nicht mehr die Münsteruhr rief sie ab, wie früher, so lange Cécile zurückdenken konnte — sie war verstummt, eine preußische Bombe hatte das Werk getroffen — nur die schwerwuchtende alte Pendule mit dem massiv eichengeschnitzten Spätrenaissance-Gehäuse neben dem Bilde des ersten Napoleon dort in der Ecke kündete die schwerfällig vorüberwandelnden Stunden. Louis Napoléon schlief, das breite vierkantige Gesicht mit den unterschatteten Wangen auf die verschränkten Arme gepreßt, deren linker den schwarzen Flor trug. Auch Cécile nickte bisweilen ein, und vom Korridor drang das rasselnde Schnarchen des hageren Jean herein, der draußen der Heimkunft seines Herrn harrte.

Und dann fühlte Cécile plötzlich eine kühle, milde Hand auf ihrem vornübergesunkenen Nacken, und als sie auffuhr, stand

der Vater vor ihr. Die hohe gelichtete Stirn blinkte in gespenstischem Weiß, die scharfblickenden Augen waren matt und tiefumrändert, um die glattrasierten Lippen über dem angegrauten Krausenbart, der Kinn und Wangen umzog, lag eine unendliche Traurigkeit.

„Kinder," sagte er, „meine armen Kinder . . ."

Und auf einmal war es mit der Fassung des aufrechten Mannes dahin. Und wie vor vier Wochen, als er, von der Praxis heimkehrend, an das Lager seines toten Weibes getreten war, sank er jäh in sich zusammen, und sein Mädchen mußte ihn stützen, zu einem Stuhle führen.

„Verloren . . ." lallte er, „alles verloren . . ."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Morgen kam. Und das Leben der belagerten, der — ausgelieferten Stadt mußte aufs neue anheben . . . Es wurde eben Tag. Und die Menschen wurden nicht gefragt, ob sie erleben mochten, was es heute zu erleben galt.

Schon in frühester Frühe wurde Professor Küß in die Mairie abgerufen. Kaum daß Cécile, noch unfrisiert und im Morgenrock, ihm ein Frühstück zustecken konnte. Und dann ging's hinaus in das Chaos. Die Rue du Dôme lag noch leidlich still, in der Rue Brulée aber, um die Mairie, die Präfektur, brandete der entfesselte Ingrimm der Besatzung. Die Kunde von der Übergabe der Stadt hatte Meuterei, Trunkenheit, Rebellion entfesselt. Die bunt zusammengewürfelten Horden, wie sie der grauenvolle Krieg, die kopflose Flucht vom Reichshofener Schlachtfelde, die Verteidigung in dieser unglückseligen Stadt zusammengespült, das alles quirlte formlos durcheinander. Zähnefletschende Turkos, Zuaven in ihren fremdartigen, zerlumpten Uniformen, blaubehoste chasseurs-à-pied und rotbehoste pioupious, dazwischen die markigen Charakterköpfe der einheimischen Garde nationale sédentaire mit ihren nur zum Teil à la Napoléon III. zurechtgestutzten Germanenbärten — das wogte hin und her durch die hochumgiebelten Gassen. Es kostete einen ingrimmigen Kampf, bis der alte Herr, der das Oberhaupt dieser Stadt war, sich bis zur Mairie durchgekämpft hatte. In tiefem Sinnen stieg er die breite Stiege zum ersten Stockwerk empor, an deren Wand ein phantastisches Gemälde die Heimführung der Gebeine des in Ägypten ermordeten Gene-

rals Kleber verherrlichte. Im großen Sitzungssaale, inmitten der herrlichen Gobelins und Fayencen des ehemals Hessen-Darmstädtischen Palastes, dessen Äußeres zwar vielfach Spuren des Bombardements aufwies, das aber wie nur durch ein Versehen der Belagerer der völligen Vernichtung entgangen war, traf er die Mitglieder des Gemeinderats und der Munizipalkommission bereits fast vollzählig versammelt. In fieberhafter Spannung lauschte alles dem Bericht des Maire.

Mit heiserer, zitternder Stimme erzählte Herr Küß: Die Sieger hätten erklärt, die deutschen Behörden würden noch heute die Leitung der städtischen Angelegenheiten in die Hand nehmen, in wenigen Tagen würde das preußische Generalgouvernement des Elsaß von Hagenau nach Straßburg übersiedeln . . .

Und dann kam das letzte, das Furchtbarste:

Straßburg habe aufgehört, eine französische Stadt zu sein...

Da ging ein Laut durch die Versammlung, wie ein Röcheln, wie ein dumpfer Schrei . . .

„Nicht mehr französisch?! Aber was denn dann, Herr Maire, was denn dann?"

„Wollen sie uns am Ende gar zu Preußen machen, he?!"

Der Maire zuckte die Achseln. „Wenn mich nicht alles täuscht, sind die Herren sich selber noch nicht darüber klar, was aus uns werden soll — nur — herausgeben — werden sie uns nicht wieder . . ."

„Oho — der Krieg ist noch nicht zu Ende!" rief ein Hitziger.

Die Stimme eines Angstmeiers quäkte dazwischen: „Und der Friede, Herr Maire? gibt's noch nicht bald Frieden?"

„An Frieden ist vorläufig noch nicht zu denken, Messieurs — erst wollen sie Paris haben . . ."

Ein wildes Lachen brauste durch die Reihen der elsässischen Männer. „Paris — hahaha! das ist was andres als unser armes kleines Straßburg! Sie werden sich die Zähne schon ausbeißen!"

„Messieurs, ich flehe Sie an: Ruhe, Besonnenheit! Wir sind in Feindeshand — helfen Sie mir, die Bürgerschaft bei Vernunft zu erhalten! Der Sieger hat alle erdenkliche Schonung versprochen, Entschädigung für alle materiellen Verluste — suchen wir uns diese Stimmung zu erhalten . . . sonst weiß ich nicht, was aus uns werden soll!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Während der Vormittagsstunden blieben Cécile und ihr Bruder daheim. Der Vater hatte die Kinder dringend gebeten, ihm die einzige Liebe zu tun und sich nicht in den Graus der Straßen hinauszuwagen.

Das junge Mädchen, der Knabe hockten am Fenster der Wohnstube und spähten voll Fieberspannung auf die stille Rue du Dôme hinaus. Hier blieb's fast ganz ruhig. Nur verstörte, angstvoll lauernde Gesichter hinter den Ritzen der auf Sekunden zaghaft sich öffnenden Fensterläden . . . Lauschte man aber nach hinten, in das Höfegeviert hinaus, dann drang von den Gewerbslauben, vom Münsterplatz und nördlich vom Broglie, von der Meisengasse her das unablässige Branden wildempörter Menschenwogen herüber. Seltsam, wie das quälte und lockte! War das jugendliche Neugierde — oder war's Lebensdrang — war's der Zwang, mit dabei zu sein, an dem ungeheuren Weltgeschehen, das über die Vaterstadt dahinbrauste, wenigstens schauend und fühlend teilzunehmen?

Stumm sannen die Geschwister ihrem Lose nach. War's möglich, was Papa erzählt hatte — die Deutschen würden Straßburg behalten? die Vaterstadt, das Elsaß, die Heimat — das alles würde — deutsch werden? preußisch wohl gar?!

„Ich kann's nicht glauben!" meinte Cécile. „Früher, ja, vor hundert, zweihundert Jahren . . . aber heut? im neunzehnten Jahrhundert? ja, wenn wir Neger wären oder Patagonier . . . aber wir sind doch Europäer, sind Franzosen, Kinder der Freiheit . . . das geht doch einfach nicht, daß man uns auf einmal zu Deutschen macht . . ."

„Auf dem Gymnase," erzählte Louis, „— es liegt in Trümmern, Gott hab's selig! — da gibt's ein paar wunderliche Heilige, die reden in ihren Kränzchen immer noch davon, daß Straßburg vor ein paar hundert Jahren mal deutsch gewesen sei. Weißt du, Cécile, früher haben die da drüben mal ein sogenanntes Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation gehabt . . . aus hundert und aberhundert Staaten und Stätchen ist das zusammengesetzt gewesen, und unser Elsaß, das aber damals selber aus ungefähr neunzig winzigen Staatswesen bestanden hat, das hat auch dazu gehört . . . Dann aber ist unser großer König Ludwig der Vierzehnte gekommen und hat das Elsaß dem französischen Staate einverleibt . . . das nennen die da drüben einen

frechen Raub, den sie gut machen wollen . . . Ihr heiliges römisches Reich aber, das ist vor achtzig Jahren zusammengebrochen vor dem Siegeszuge der Sansculottes und später unter der Faust unseres ersten Kaisers . . . und nun wollen sie es wieder aufrichten . . . und im Gymnase drüben, da haben sie noch so ein paar verdrehte Schwärmer, die glauben an all diesen Unsinn . . ."

Cécile hatte dem altklugen Geschwätz des Bruders kaum zugehört. Ihre Seele war ganz, ganz wo anders . . . Nun würden Straßburgs Pforten sich öffnen . . . Und wenn der Liebste lebte, würden vielleicht seine Briefe nun Einlaß finden . . . zum mindesten würde man Nachricht bekommen können, was nach Reichshofen aus den Trümmern der Brigade Michel geworden war . . .

Ach ja — er lebte, er würde kommen, wenn Friede geworden wäre, würde sie fortholen aus dieser eroberten, bezwungenen Provinz — würde sie entführen, weit, weit hinweg . . . in die Lichtstadt Paris, in die grüne Parkeinsamkeit von Versailles... Wohl war es traurig und herzbewegend, zu wissen, daß das Elsaß, die geliebte Heimat, der Zwingherrschaft der Barbaren verfallen würde . . . aber sie — sie, Cécile Küß, nein, Cécile Delaroche — sie ging das alles im tiefsten doch nichts an . . . ihr Weibesschicksal würde sich in Frankreich erfüllen . . . im Lande der Freiheit . . . in ihrem Vaterland . . .

Um die Mittagsstunde kam Jean, den Cécile auf Kundschaft geschickt, zurück und berichtete: der Auszug der Besatzung habe begonnen . . . im Faubourg National werde sie gesammelt und entwaffnet und von dort aus in die Gefangenschaft abgeführt. Schon hätten die Deutschen die Tore und die Zitadelle besetzt — am Nachmittag um drei Uhr würden drei Regimenter einrücken.

„Du, Cécile — das halt' ich nicht mehr aus — das muß ich sehen!"

„Ich auch, du—" rief die Schwester, von einem seltsamen, krankhaften Drang hingerissen. „Wenn Papa zu Mittag nach Hause kommt, bitten wir ihn um die Erlaubnis!"

„Und wenn er nicht kommt? ganz sicher kommt er nicht — er hat gewiß den ganzen Tag auf der Mairie zu tun . . ."

„— laufen wir so fort . . . ich weiß, was wir machen . . .

der Uhrmacher Riedmann in den Gewerbslauben, das ist ein Patient vom Papa — der läßt uns am Fenster schauen . . ."

— Natürlich kam der Vater nicht nach Haus. Und kurz nach Zwei staken die beiden Durchbrenner mitten im grausigsten Volks- und Soldatengewühl. Halbtot retteten sie sich endlich in den mit zitternden und wimmernden Bürgersleuten vollgepfropften Laubengang, hatten ihre liebe Not, bis die festverschlossene und gleich dem Schaufensterchen mit Läden verwahrte Pforte des Uhrkrämchens sich ihnen geöffnet hatte. Die dunklen Stiegen hinauf . . . ans Fenster . . . und sehen . . .

Vorüberflutende Horden zuchtverlassener Männer in zerlumpten, kotstarrenden Uniformen . . . Verzweifelte, die in Wut und Trunkenheit ihre Waffen an Prellsteinen und Laternenpfählen zerschlugen . . . machtlose Offiziere, die sich vergebens mühten Ordnung und Haltung in die Masse zu bringen . . . Weiber, Enfants de troupe.

„Lâches! Traîtres!"

Vorüber . . . vorüber . . . das war Frankreich, war die Vergangenheit . . .

Und nun eine lange, bange Stille . . .

Und dann — dann kam's vom alten Weinmarkt, vom Kleberplatz herauf: schmetternde Fanfaren und dumpfer, taktmäßig dröhnender Paukenrhythmus: eine Marschweise, unbekannt, doch herzdurchschauernd:

„Diß isch sie, Ma'mselle et Monsieur!" flüsterte der kleine Uhrmacher heiser, „i hab sie g'heert, wie i 's letscht noch emol de l'aut' côté bin gsin; diß isch d' berühmt Wacht am Rhein!"

Immer näher der bluterstarrende Tönegraus — und nun — nun riß er plötzlich ab, und noch etwas Schrecklicheres kam:

Taktmäßig gellende, hellaufschrillende Pfeifenklänge waren's, von dumpfrasselnden Trommelschlägen, langhinknatternden Wirbeln wunderlich wüst grundiert . . .

Dieser Pfeifenschwall, der erste, so unsagbar fremd den Ohren der Straßburger, die nur des muntern Schmetterns der französischen Clairons gewohnt waren — er schnitt jedem Lauscher ins Mark, so schaurig und Ahnung künftiger Leiden weckend wie gestern nachmittag das jähe Verstummen der Kanonade und die herzumängstende Stille hernach . . .

Und sieh: nun wogte es die Straße hinauf: eine Kavalkade

pickelbehelmter Generale und Stabsoffiziere voran, wilder Siegerstolz auf den künstlich gelassenen, bärtigen, tiefgebräunten Gesichtern . . . dann diese entsetzlichen Querpfeifer mit ihren kleinen, schwarzen tückisch-quiekenden Instrumenten, die rasselnden Kalbfellbearbeiter — ein Tambourmajor voran . . . nicht ließ er seinen Stock emporwirbeln bis zum ersten Stock und die Blicke dazu, bis wo sie das hübscheste Mädchen erspähten — nein, ein finsterer goldbekragter Schnurrbartträger war's, die harten Augen starrten geradaus gerichtet . . . und dann die gelbgleißenden Instrumente der Musikkapelle, jetzt rastend im Arm ihrer Träger, bis die Pfeifen sich ausgekreischt haben würden — und dann — ein gelbes Meer von Pickelhauben, unübersehbar, vom Silberschleier der Gewehrläufe und Bajonette überrieselt wie eine sich überschlagende Woge vom Schaum . . .

Und darunter die braunen Gesichter der Feinde — in harmlos heiterm Staunen, glückselig und erwartungsvoll, als harrten sie eines Blumenregens, eines Willkommenjubels . . .

Die Menge drunten, welche den Straßendamm, den Gutenbergplatz einsäumte, schien nicht nach Willkomm gestimmt: in stierem Schweigen sah sie den Vorüberzug der Sieger, ab und an flog ein französischer oder alemannischer Fluch zu den Fremden hinüber, ballte sich eine Faust ihnen entgegen, spie ein Weibermund in Wut und Verachtung den ruhig und ehern Anrückenden vor die Füße oder gar auf den Rock:

„Cochons! Sales cochons!“

„Söihund', dreckedi! verrecke müen 'r!“

Erstaunt, ungläubig, harmlos und ahnungslos glotzten dann die runden Augen der Fremden: was? man hieß sie nicht willkommen? jubelte ihnen nicht entgegen?! — — Ja, was dachten sie sich denn eigentlich, diese Idioten, diese blonden Kaffern?

Wißt ihr denn, was ihr uns getan habt, he?! Wißt ihr denn nicht, daß eure Granaten ein paar Hundert von unsern Mitbürgern, Frauen, Kindern — Kindern, hört ihr!! — zu Leichen oder Krüppeln zerfetzt haben? Wißt ihr nicht, daß ein Drittel unserer Stadt in Asche liegt? daß wir vier Tage und vier Nächte in der Hölle gewesen sind — ja, in der Hölle — durch eure Schuld?! daß keiner, keiner, der das mit durchgemacht hat, jemals wieder von Herzen wird froh werden können?! Wißt ihr denn nicht, daß keiner, keiner von uns euch das jemals, jemals

vergessen wird?! daß nicht wie früher nur der Rhein — daß nun ein Ozean ewig fließen wird zwischen uns und euch — ein Ozean von Blut, Entsetzen und Haß?!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Auf einmal fühlte Cécile Küß da oben am Fensterrand über den Gewerbslauben, daß ihr Bruder in ihrem Arm erschlaffte. Da griff sie zu, stützte den Taumelnden, und entsetzt sprang auch Herr Riedmann, der Uhrmacher, herzu und Madame Riedmann und die zwei braunblonden Riedmanntöchter: der junge Herr Küß war ohnmächtig geworden.

*

II.

Ein endloser Eisenbahnzug rollte von Norden, von Mainz her, die oberrheinische Tiefebene entlang, der jüngst eroberten Festung entgegen. Wenn er hielt, und er hielt gar oft, dann schollen aus den vorderen Waggons die dröhnenden Kriegs- und Siegesgesänge preußischer und badischer Landwehrleute zweiten Aufgebots. Langbärtige Gesellen waren's, biedre Bürger- und Bauerngesichter, aus denen der Stolz sprach, doch auch noch ein wenig mittun zu dürfen fürs Vaterland, als Hüter der Etappenstraßen, als Festungsbesatzung — und die geheime Genugtuung zugleich, daß es zwar wohl schwerlich mehr viel Ruhm zu holen geben würde, dafür aber doch auch kaum mehr eine blaue Bohne zu schlucken ... Sie hatten damals noch nie die Namen Lisaine, Héricourt, Chènebier gehört ... ahnten nicht, daß auch ihnen weder die blauen Bohnen noch die Lorbeeren erspart bleiben würden ...

Aus den Wagen aber, die in endloser Reihe den Beschluß des Zuges machten, scholl das unbehagliche Blöken und Brüllen eingepferchter Ochsen, Hämmel, Kälber, das mißvergnügte Grunzen mürrischer Schweine.

Inmitten des Zuges ging's äußerlich stiller zu. Da waren zwei Waggons erster Klasse eingeschoben, und auch sie waren vollgestopft mit ernsten bärtigen Männern, manche in Uniform, Offiziere nicht nur, auch Beamte, vor allem von der Postverwaltung aller deutschen Staaten, ferner Forstbeamte, Steuerbeamte, Bergbeamte, Beamte aller nur erdenklichen Kategorien. Zwischen den Uniformen auch zahlreiche Zivilanzüge, bequeme Reisejoppen oder feierliche Gehröcke. Und statt des muntren Gesanges der Tschakoträger da vorne scholl hier ohn'

Unterlaß eifriges und hartnäckiges Gespräch, bald leidenschaftlich erregt anschwellend, bald besonnen abebbend. Das waren die Hilfstruppen und Nachschübe der seit wenigen Tagen von Hagenau nach Straßburg verpflanzten Militär- und Zivilverwaltung „des durch die hohen verbündeten Mächte okkupierten Teils von Frankreich" ...

Beim Aufenthalt in Weißenburg, der Stadt des ersten Sieges der deutschen Waffen, war im Zuge eine Proklamation des Generalgouverneurs, Generalleutnants von Bismarck-Bohlen, verteilt worden, die alsbald in allen Abteilen zur Verlesung gekommen war und nun eifrig kommentiert wurde. Sie trug das Datum vom 8. Oktober. Es hieß darin:

„Bewohner Straßburgs!

Durch die Gnade Seiner Majestät des Königs von Preußen als Oberfeldherrn der deutschen Heere zum Generalgouverneur im Elsaß bestellt, nehme ich heute meinen Sitz in der alten Landeshauptstadt, nachdem sie sich den siegreichen deutschen Waffen hat ergeben müssen und somit unter Beseitigung der französischen Herrschaft dem deutschen Vaterlande von neuem verbunden ist."

Überall hatte dieser Satz einen Sturm von Jubel entfesselt! Die Herren, die sich vor ein paar Stunden auf dieser wunderlichen Erobererfahrt zum erstenmal zusammengefunden und bisher mit der ganzen Korrektheit und Zurückhaltung deutscher Beamten und Offiziere miteinander geplaudert hatten, waren plötzlich in einen Sturm, in einen Rausch von Siegesstolz und vaterländischer Begeisterung hineingewirbelt worden. Alle sprangen auf und fielen einander um den Hals, brüllten und lachten einen Augenblick wie Kinder durcheinander ...

Und gleich darauf, wie beschämt, hatte man gesittet seine Plätze wieder eingenommen und dem Vorleser der Kundgebung wiederum achtsames Gehör gezollt. Der Gouverneur verhieß darin der eroberten Stadt die tunlichst baldige Wiederherstellung der regelmäßigen gesetzlichen Ordnung der Dinge, sprach die Erwartung aus, daß man der neuen Regierung mit Vertrauen entgegenkommen und ihr den Gehorsam entgegenbringen werde, den sie unnachsichtlich in Anspruch nehmen müsse.

„Unnachsichtlich! na, det werden wir ihnen schon beibringen! Jetz is alle mit der französischen Schlamperei!"

Es würden alsbald die geeigneten Wege betreten werden, hieß es weiter, um die Schäden zu beseitigen, welche die schwere Belagerung der Stadt zugefügt habe, und dazu werde das große deutsche Vaterland mit Freuden beitragen. Es hänge demnach von der Einwohnerschaft ab, ob sie die dargebotene Hand ergreifen und sich so den Übergang in die neuen Verhältnisse erleichtern wolle.

Bei diesen Worten war alles verstummt, und auf aller Herzen hatte sich's wie eine erste Vorahnung gesenkt von der ungeheuren Schwierigkeit und Verantwortlichkeit der Aufgabe, welcher man entgegenging . . . Doch der Schlußsatz entfachte noch einmal den Jubelsturm:

„— denn Straßburg wird nun wieder eine deutsche Stadt sein und bleiben!"

Und nun war das Gespräch entfesselt, und Hoffnungen, Träume, Mythen und Glaubenssätze, utopistische Wahnideen und männlich-heilige Vorsätze und Gelöbnisse flatterten wirr durcheinander.

Ein weißschnurrbärtiger General, der durch die Zufälle der Reise in eine rein zivile Umgebung geraten war, hatte sich in seinem Abteil als den naturgemäßen Beherrscher des Gesprächs aufgetan. Bis nach und nach die zunehmende Temperatur der Unterhaltung und endlich die nationale Hochstimmung auch den meisten der Mitreisenden die Zunge gelöst und sie aus ihrer norddeutschen Zurückhaltung herausgerissen hatte. Und nun nannte jeder Nam' und Art.

„Ja, sehen Sie, meine Herren," sagte der General, „mich hat man aus meinem Pensionopolis (er sagte meinem) bei Magdeburg herausgeholt, damit ich mich da unten in Straßburg bei der Einrichtung der neuen Garnisonverwaltung nützlich mache. Ich werde die Übernahme der Festungswerke und Kasernements zu leiten haben — soweit unsere Geschütze noch etwas davon übrig gelassen haben. Und Sie, Herr Nachbar? übrigens: von Kageneck ist mein Name."

Der General hatte den Mittelplatz der rückwärts rollenden Bank inne. Sein Nebenmann zur Linken, dem er sozusagen das Wort erteilt, stellte sich als Gymnasialdirektor Professor

Doktor Westernhagen aus Erfurt vor und erzählte in einem leise thüringisch gefärbten Deutsch, daß er bei der Organisierung der deutschen Unterrichtsverwaltung tätig zu sein haben werde. Er ließ durchblicken, daß man ihn zum künftigen Leiter des altberühmten Lycée Impérial ausersehen habe.

„Na und Sie, verehrter Leidensgefährte?"

Der Herr, welcher dem Gymnasiarchen gegenüber saß, trug die grüne Uniform des Steuerbeamten. Sein Typus verriet den früheren Unteroffizier, und er hatte sich bisher schweigsam verhalten, offenbar ein wenig bedrückt durch eine Umgebung, die durchweg einer höheren Kaste angehörte.

„Ja, wenn die Herren jestatten, denn will ich mich auch vorstallen: Hauptsteueramtsassistant Krawutke aus Pillkallen."

Ach so — deshalb.

Es bedurfte einer abermaligen, etwas herablassenden Ermutigung des Generals, dann erst berichtete der biedere Ostpreuße und weiland Dragonerwachtmeister, daß er Hals über Kopf in das neue Grenzland kommandiert worden sei, lediglich mit dem Auftrage, sich bei der neueingerichteten Steuerverwaltung der okkupierten Landesteile in Straßburg zu weiterer Verwendung zu melden.

„Na, mein Lieber, und die Frau Steueramtshauptassistentin — ne, die Frau Steuerhauptamts — Donnerwetter, die Frau Hauptsteueramtsassistentin — was hat denn die gesagt?"

Lässig deutete des Generals weißbehandschuhte Linke auf den bescheidenen goldenen Trauring des Subalternen.

„Danke gehorsamst der Nachfrage, Herr General — Herr General warden sich wohl salber kenn' vorstallen — so weit von Hause wag — un mit die acht Kinder . . . aber es jiebt da unten eene scheene Zulage — das hat ihr bißchen jetreestet, hahaha!"

Der General schien zufriedengestellt und wandte sich nun an den Herrn, der ihm gegenüber saß. Wesentlich respektvoller; die schmissebedeckte linke Wange, der elegante Reiseanzug klassifizierten ihren Träger in eine weit vertrautere Nähe.

„Also schön, wenn Herr General auch meinen Steckbrief befehlen: Oberregierungsrat Lehmann aus Potsdam."

„Ah — sehr angenehm, Herr Oberregierungsrat — darf man auch etwas über Ihre — äh — Mission erfahren?"

„Warum nicht? sind ja keine Staatsgeheimnisse — dem Generalgouverneur ist ein Zivilkommissar beigeordnet worden zur Leitung der okkupierten Landesteile und mit dem Auftrage, die Verwaltung zunächst mal in Anlehnung an die französischen Einrichtungen zu organisieren. Dieser Zivilkommissar ist mein künftiger Vorgesetzter, und ich erwarte in Straßburg seine Disposition über mich vorzufinden. Nach Maßgabe meiner bisherigen Tätigkeit darf ich wohl erwarten, in der inneren Verwaltung beschäftigt zu werden."

„Nun sagen Sie mal, meine Herren, is das nicht eigentlich fabelhaft?" sagte der General. „Kaum haben unsre Truppen ihre Hand auf das Elsaß gelegt, und schon kommt unsre Regierung hinterher und sorgt, daß der ganze Apparat aufs neue funktioniert! is doch kolossal, was? das sollen se uns mal nachmachen, die Windhunde von Franzosen! Na, und Sie, Verehrtester? lüften Sie bitte auch mal Ihr Inkognito!"

Der Inhaber des linken Vordersitzes nahm beflissen die seidene Reisemütze ab und stellte sich vor: „Carl August Bennemann, bisher Außenbeamter der Friedrich-Wilhelm-Feuerassekuranzgesellschaft auf Aktien in Kassel, ja, was soll ich sagen, meine Herren? ich bin von meiner Gesellschaft dem Generalgouvernement sozusagen gepumpt — pardon, geliehen worden, um bei der Abschätzung der Bombardementsschäden als Sachverständiger tätig zu sein."

„Was sagen Sie, meine Herren?" fragte der selbsternannte und stillschweigend anerkannte Vorsitzende der kleinen Reisegesellschaft, „alles wird gemacht, alles wird in die Wege geleitet! na, da kann's uns doch wahrhaftig nicht schwerfallen, diese zwei schönen Länder im Galopptempo zu germanisieren!"

„Zu germanisieren, Herr General?" meinte der Gymnasialdirektor. Er war aus den roten Polstern emporgeschnellt und zerrte heftig seinen wallenden Blondbart. „Das dürfte schwerlich ein zutreffender Ausdruck sein. Wie kann man etwas germanisieren, das germanisch i s t?! Denn das Elsaß mindestens ist altgermanischer Kulturboden — und trotz aller Französierungsversuche ist es das geblieben!"

„Zwei Jahrhunderte, Herr Direktor, vergessen Sie's nicht!"

„Was sind zwei Jahrhunderte in der Seelengeschichte eines Volkes!" fuhr der Philologe lebhaft fort. „Nein, Herr General,

im Elsaß gibt's nichts zu germanisieren — das ist kerndeutsch geblieben! Ach wie bejammre ich's, daß mein körperlicher Fehler —" er wies auf seinen linken Fuß, der eine leichte Verkürzung und Verkrümmung aufwies — „mir's verwehrt hat, mit der Muskete in der Hand für die Wiedervereinigung der herrlichen Lande mit unserer Allmutter Germania zu streiten — der Stadt, in der Goethe sein deutsches Herz entdeckte, sein Gretchen erlebte und den Faust empfing? Nun, wenigstens an ihrer geistigen Wiedereinverleibung hoffe ich mitwirken zu können! Wie freue ich mich auf den Moment, wo es mir vergönnt sein wird, den wiedergewonnenen Brüdern ins blaue Auge zu schauen! aus ihren Händen ihre Söhne entgegenzunehmen und ihnen geloben zu können: ja, ihr wackern Alemannen! was euren Kindern eben angeflogen ist von dem welschen Firnis, mit dem die Zwingherrschaft Frankreichs euer herrliches Land, euer wundervolles Volk angetüncht hat — ich will helfen, es schnell und schmerzlos zu entfernen, will eure Kinder lehren, sich wieder ganz als Deutsche zu fühlen, ganz Deutsche zu sein!"

„Bravo!!" sagte der Versicherungsinspektor überzeugungstreu. Und:

„Harrlich haben Se det jesagt, Harr Direktor!" echote bescheiden der Steuerbeamte.

Der General schien ein wenig bedenklich.

„Hören Se mal, mein Verehrtester — mit den ‚wiedergewonnenen Brüdern' — ich fürchte, die Sache is man mau. Wie det Straßburg sich gehalten hat zwei Monate lang — wenn da lauter ‚wiedergewonnene Brüder' drin wohnten, dann hätte der Uhrich det ooch nich fertig gebracht."

„Na ja, die Städter, Herr General! das ist ja vielleicht erklärlich! Zu Straßburg wohnte seit 1681 der ganze französische Beamtenkörper, da stand die Garnison, da flutete das ganze große französische Leben hindurch — Straßburg hat von 1805 auf 6 einen ganzen Winter die Kaiserin Josephine beherbergt, hat fünf Jahre später als ‚Frankreichs Pforte' die zweite Kaiserin empfangen, die Österreicherin, wissen Sie — kein Wunder, daß Straßburg ein wenig blau-weiß-rot angefärbt ist . . . aber das Land! Der Bauer, der noch heute das treuherzige Mittelhochdeutsch der Altvorderen redet! Nein, Herr General, seien Sie

überzeugt, das Volk, das eigentliche Volk jauchzt uns entgegen als seinen Errettern vom fremden Joch!"

Der General zwirbelte die weißen Schnurrbartspitzen. „Ich weeß nich, Herr Direktor — ooch mit dem flachen Lande, die Geschichte is man mulmig. Ich hab' da so Franktireurgeschichten gehört aus der Schlettstadter Gegend — aus den ganzen Vogesen — ich möcht' Ihnen raten, Herr Direktor: verrennen Sie sich nich zu sehr in die Idee von den ‚wiedergewonnenen Brüdern' — oder wenigstens: machen Sie sich auf die oder jene Enttäuschung gefaßt."

„Ich muß Herrn General leider beipflichten", sagte der Oberregierungsrat. „In den Kreisen der Verwaltung scheint man sich auch in dieser Hinsicht keinerlei Illusionen hinzugeben. Schon daß nur Beamte hingeschickt werden, die perfekt Französisch sprechen, ist doch bezeichnend. Und mein bisheriger Chef hat mich darauf aufmerksam gemacht, daß ich und meine Familie, namentlich was unser Privatleben im okkupierten Lande anbetrifft, überaus schwierigen Verhältnissen entgegengehen."

„Diese Besorgnisse kann ich nicht teilen", sagte der Gymnasialdirektor warm. „Ich kann Ihnen, meine Herren, die urkundlichen Beweise liefern, wie das Herz des Elsaß uns entgegenschlägt! Denn wo schlägt das Herz eines Volkes feuriger und unverfälschter als im Liede seiner Dichter?! Sehen Sie, da hat mir der Zufall ein Bändchen Gedichte in die Hand gespielt: sie stammen nicht, wie Sie vielleicht denken könnten, aus dem Kreise der gelehrten Bildung, etwa aus dem evangelischen Pfarrhaus: da lebt in Straßburg ein schlichter Drechslermeister, Daniel Hirtz mit Namen, dessen Gedichte ich vor wenigen Tagen mit inniger Bewegung gelesen habe. Diesen Mann dürfen wird doch wohl als einen Dolmetsch der elsässischen Volksseele ansehen! Und hören Sie, was er singt: er blickt vom Münster auf das Rheintal hernieder, vom Münster, dem hohen Felsenhaus, das schon manch Jahrhundert den Schwarzwald und die Vogesen grüßt und das weite Land inmitten:

‚Nicht Grenzen sollten scheiden
dies biedre Volk, dies Land,
bei Gott, 's wär' zu beneiden,
umschläng's ein festes Band!

Verwächst zu einem Stamme
dies Volk einst und dies Tal,
glüht eine Freudenflamme
auf Erwins Ehrenmal!'

Nun, meine Herren," schloß der Direktor triumphierend, und siegfriedsstolz glänzte seine helle Stirn unterm blonden Mähnicht seiner freiflutenden Locken, „hab' ich zuviel gesagt? Dies Lied eines wackern Handwerksmeisters — wenn das nicht das Herz eines verlorenen und wiedergefundenen Bruderstammes ist, das uns entgegenjauchzt, uns und der Erfüllungsstunde, die nun gekommen ist — dann ist alles Lüge, dann gibt es nichts Festes, auf dem sich bauen läßt!"

Die Herren hatten nachdenklich und ergriffen gelauscht. Jener sechste, der neben dem General zur Rechten saß und sich bisher so still verhalten hatte, daß der General nicht einmal dazu gekommen war, ihn auszufragen, schien auch jetzt noch teilnahmlos. Er schaute, wie bisher während der ganzen Fahrt, stumm und versonnen in die Frühherbstlandschaft hinaus, die der Zug gemächlich durchpruſtete. Reich gesegnete Fluren, die Felder weithin abgeerntet, aus dem leise sich bräunenden und kräuselnden Laub der Weingärten lugend die reifenden Trauben in Fülle, die Obstbäume beladen mit der Wucht rotbäckiger Äpfel, rauhhäutiger Birnen — am Horizont hüben und drüben den Blick begrenzend je eine lichtblaue Wand: Vogesen hüben, drüben der Schwarzwald . . . Ein Segensgefilde, wert höchsten Einsatzes — geschaffen zu einem Schauplatz ungetrübten Menschen- und Völkerglücks . . .

Auf einmal fuhr der Schweigsame herum. „Sie verzeihen, meine Herren — Doktor von Eccius ist mein Name — darf ich fragen, Herr Direktor, von wann dies Lied des Straßburger Hans Sachs datiert, das Sie so stimmungsvoll vorlasen?" Seine Aussprache war geläufig und gebildet, nur eigentümlich hart und schnarrend.

„Hm — das Bändchen hier in meinen Händen datiert — laßt sehen — vom Jahre 1838."

„Ah, das ist bedeutungsvoll!" meinte dieser Herr von Eccius. „Seitdem sind weitere zweiunddreißig Jahre ins Land gegangen, und wenn meine Informationen nicht völlig falsch

sind, meine kulturhistorischen Schlußfolgerungen nicht jeder Logik entbehren, so haben diese letzten drei Jahrzehnte genügt, um Frankreich alle Früchte eines geduldigen Zuwartens und langsamen, aber sicheren Vordringens von anderthalb Jahrhunderten in den Schoß zu werfen."

„Det klingt 'n bisken geheimnisvoll", meinte der General. „Haben Sie Mitleid mit 'nem schlichten Soldaten und drücken Sie sich 'ne Kleinigkeit weniger tief aus."

„Herr General, ich bin Kulturhistoriker von Fach, von Beruf aber Journalist, und um mich gleich ganz zu erklären, ich komme ins Elsaß im Auftrage einer großen norddeutschen Zeitung, um die volkswirtschaftlichen und volkspsychologischen Erscheinungen zu beobachten, welche die sogenannte — wie sagten Sie doch, Herr Direktor? — die Wiedereinverleibung der zurzeit okkupierten Lande zeitigen wird — wenn sie wirklich Tatsache werden sollte."

„Nanu? zweifeln Sie da noch dran, verehrter Herr?!" platzte der General heraus. „Na det können Se man immer ruhig als tote Gewißheit ansehen! Wir alle, wie wir hier sitzen, und unsere Million Soldaten im Feld, und die, ich weiß nicht wieviel mal zehn Millionen da hinten im Vaterlande, die lassen sich allesamt eher in Stücke hacken, ehe wir ooch nur 'n Stein von Elsaß und Lothringen wieder 'rausgeben — ooch nur 'n Grashalm, verstehn Se?!"

Alle Herren gaben ihre Zustimmung zu erkennen, mit roten Köpfen, hastigen Worten und Gebärden.

„Wenn ich mir die Frage gestatten darf, Herr —?"

„Doktor von Eccius —"

„— hm, also Sie Herr mit dem lateinischen Namen und mit der russischen Aussprache: Deutscher können — Sie doch wohl nicht sein, wenn Sie so überhaupt fragen können?"

Der Zeitungsmensch zuckte leicht die Achseln. „Ich bin allerdings russischer Untertan, aber sonst ein Vollblutgermane. Ich bin Balte ... und kenne deshalb aus eigener trüber Erfahrung das Los einer Bevölkerung, die das Schicksal erfahren soll, von einer fremden Nation, einer fremden Sprache aufgesogen zu werden. Und das Elsaß, meine Herren, ist heute von einer Bevölkerung bewohnt, die — wenn sie noch nicht ganz französiert ist — doch auf dem besten Wege war, es zu werden."

„Ist möglich“, sagte der General. „Tja, das ist dann den Leuten ihr persönliches Pech — dann müssen sie eben umlernen — da hilft ihnen kein Gott. Das Elsaß und Lothringen — die haben wir nu mal — und wem das nicht paßt — na ich kenne die Absichten unserer hohen Tiere ja nich — aber ich denke, den werden wir mit Vergnügen laufen lassen.“

„Ich nehme zu Ihren Gunsten an — zugunsten der hohen Auffassung, die ich von der Ritterlichkeit und Noblesse des preußischen Offiziers habe — daß Sie sich nicht ganz klar darüber sind, welches Schicksal Sie dem unglücklichen Elsaß da zugedacht haben,“ sagte der Balte bedächtig. „Bedenken Sie: das Elsaß — um bei diesem zu bleiben — steht seit zweihundert Jahren mit Frankreich in innigster Wechselverbindung. Unzählige Bande der Verwandtschaft, der Freundschaft, der kaufmännischen Beziehungen verknüpfen das Elsaß mit Frankreich — es von diesem Lande losreißen, heißt seine Million Einwohner ins tiefste Herz treffen . . . Wollten die alle auswandern, es bliebe Ihnen statt eines Landes eine menschenleere Wüste!“

„O — wir werden se schon bevelkern, de Wieste!“ meinte Herr Krawutke.

„Ich zweifle nicht daran,“ erwiderte der Balte mit einem respektvollen Lächeln gegenüber dem Vater der acht kleinen Krawutkes da hinten in Pillkallen, „aber schließlich: ‚wiedergewonnene Brüder‘, die vor einem davonlaufen?! wenn's so stände, dann —“

„Aber es steht nicht so, Herr Doktor!“ rief der Schulmann erregt und fuhr sich mit der kraftvollen Rechten durch den flutenden Blondbart. „Auf — Übergangsschmerzen sind wir wohl alle gefaßt. Aber wenn hier Menschen leiden sollen — sind wir es, die wir ausgezogen sind, um Jahrhunderte altes Unrecht zu sühnen — oder die Nachkommen jener unglücklichen Deutschen, deren Land ein frecher Räuber vor zweihundert Jahren und früher, in einer Zeit tiefster Ohnmacht des Reiches uns entrissen hat?! Um der Gerechtigkeit willen, Herr, ist das alles geschehen, was wir getan haben! und wenn jemals Gott der Herr sich sichtbarlich offenbart hat als der Weltenmeister in der Weltgeschichte, dann hat er's diesmal getan, als er den deutschen Waffen Sieg verlieh — und den wird er auch weiter verleihen — das ist unser aller fester Glaube!“

„Bravo, bravo!“ jubelten die Deutschen. Der Balte hob abermals leise lächelnd die Achseln: „Nun, wir werden ja sehen — oder vielmehr ich werde sehen — denn Sie — kommen ja nicht, um zu sehen, sondern um zu handeln. Aber — wenn nun die Elsässer Ihnen nicht ganz so frohbewegt in die Arme stürzen sollten, als Sie es erhoffen — dann, meine Herren, entsinnen Sie sich der Bitte eines Mannes, der jahrelang unter dem bittern Zwang einer andern Nationalität geschmachtet hat — und haben Sie ein bißchen Mitleid mit den — Opfern Ihrer Siege... bedenken Sie, daß auch der Elsässer ein Vaterland hat, so gut wie Sie, und daß dieses Vaterland für alle, die im Elsaß leben, seit ein paar hundert Jahren — Frankreich heißt! Sie wollen's ihm nehmen — haben's ihm vielleicht schon genommen . . . wundern Sie sich nicht, wenn er jammert, flucht, sich wehrt, Ihnen fortläuft, oder was weiß ich, was die armen Leute alles tun werden! Haben Sie ein bißchen Mitleid, ein bißchen Verständnis für Ihre ‚wiedergewonnenen Brüder'!“

Die Herren hatten einer nach dem andern ihre ursprüngliche Gegenwehrstellung aufgegeben und sich langsam in die roten Plüschpolster sinken lassen. Als der Fremde geendet, fand zunächst keiner ein Wort.

„Ne!!“ sagte der General auf einmal und hieb mit der Faust auf die Sitzlehne, „ne, verehrter Herr! Zu Ihrem Glück sind Sie kein Deutscher, sonst würde ich Ihnen anders über die — sonst würde ich Ihnen anders die Meinung sagen. Und nun hören Sie mich mal an: das Elsaß und Lothringen, daß das wieder deutsch wird, das ist seit zwei Jahrhunderten die tiefste deutsche Sehnsucht! das ist der Traum unserer Kindheit und die Qual und Scham unserer Mannesjahre gewesen! Und dafür haben alle die Tausende deutscher Soldaten ihr Herzblut vergossen — und wir alle, die wir hier sitzen — Schande genug, daß wir nicht selber haben mitkämpfen dürfen! — wir sind bereit, unser letztes Gramm Hirnschmalz und unsern letzten Pulsschlag dranzusetzen, daß dieses schöne Land nun wenigstens auch sobald als möglich reingewaschen wird vom welschen Schimpf! das Land und die Leute — die Leute vor allem!“

Alles strahlte, jubelte, drückte dem General die Hand.

„Elsaß und Lothringen, Herr Doktor,“ rief der Gymnasialdirektor, „das ist der Siegespreis — ist das Brautgeschenk, das

Nord und Süd einander zu ihrer endlichen Vereinigung bescheren!"

„Ja, und dann die geschäftliche Seite, Herr Doktor!" rief der Versicherungsbeamte. „Bedenken Sie die geschäftliche Seite! was für 'n neues Absatzgebiet für unsere Industrie, oder in meiner speziellen Branche, was is hier unten alles noch zu machen!"

„Na, verehrter Herr, Sie werden doch wohl das Elsaß nicht wirtschaftlich erschließen wollen!" meinte der Balte. „Ich sollte meinen, das hätten die Elsässer und die Franzosen doch schon gründlichst besorgt!"

„Sie haben ja keine Ahnung!" rief der Kaufmann. „Na, Sie werden staunen, was wir aus dem Lande da machen werden! Ja, Mülhausen in allen Ehren — aber da muß noch viel mehr System 'rein! Preußische Tatkraft, mein Herr! na, Sie werden staunen, wie wir die Gesellschaft hier unten in Schwung bringen werden!"

„Na und denn — denn müssen se — vor allen Dingen mal den Kommiß in 'n Leib kriegen!" meinte der ehemalige Wachtmeister. „Kerls wie die Bäume, un nich gedient zum größten Teil!"

Der Oberregierungsrat hatte sich an dem Gespräch nicht mehr beteiligt, seit der Ausländer eingegriffen, und nur still beobachtend von einem zum andern geblickt.

„Ich darf wohl zusammenfassen," sagte er nun kalt und bestimmt. „Zu Ihrer Information — und zu derjenigen Ihres Blattes, wenn Sie wollen, Herr Doktor von Eccius: es ist der Wille der verbündeten Regierungen und der Wille des deutschen Volkes, dem kommenden deutschen Gesamtstaat — wie immer er sich benennen wird — das Elsaß und Lothringen einzuverleiben. Vor diesem Willen sind Frankreichs Armeen zusammengebrochen — glauben Sie, daß etwaige französische Sentiments von einer Million Elsässer diesen Willen aufhalten werden?! Nein, das glauben Sie wohl selber nicht! Und was das Schwert begonnen hat — die Feder, das Wort, das Gesetz, die Verordnung, die Geistesarbeit von tausend und aber tausend erlesenen und organisatorisch geschulten Köpfen aus allen deutschen Gauen wird es vollenden — mit den Elsässern und Lothringern zusammen, wenn sie mitarbeiten wollen — wollen sie

aber nicht — dann ohne sie — wenn's sein muß, gegen sie — und über sie hinweg!"

Und wieder hatte der Sprecher den stürmischen Beifall seiner vier Landsleute.

Der Balte schwieg und träumte in seine ferne Heimat. Er kannte das alles — den entschlossenen Willen einer ungeheuren Übermacht — ihre Mittel: den gesetzlich legitimierten Zwang, die langsame, zweckbewußte Umformung der Geister, die er erzielt ... aber er kannte auch das ungeheure, aus tausend kleinen Wunden, aus Püffen und Nadelstichen, Aderlässen und Knebelungen zusammenrinnende Leiden, dies ganze langsame Hinsterben eines Volkstums, das sich verbluten müßte an solch einer Umformung der Welt ... Ja, so etwas mußte man erlebt haben ... glücklich das Volk, der einzelne, dem es erspart blieb, das letzte und höchste Gut aufgeben zu müssen, das jeder Lebensbetätigung, jedem Glück und jedem Schmerz erst die überpersönliche Weihe gab, für das zu leiden und zu opfern eine süße Pflicht, für das zu sterben Verheißung ewigen Lebens war — das Vaterland.

Die Männer hingen eine Weile stumm der gänzlich unerwarteten Wendung nach, welche ihr Gespräch durch den Einbruch des Ausländers genommen. Und immer feindlicher wurden die Blicke, welche zu der kurzbeinigen, ein wenig in sich zusammengekauerten Gestalt des Journalisten hinüberflogen.

Der Gymnasialdirektor konnte nicht mehr an sich halten.

„Wenn es Ihnen eine Genugtuung ist, mein Herr, zu wissen, daß Sie uns allen hier, die wir uns Deutsche nennen, eine Stunde höchsten nationalen Glücksbewußtseins gründlich verdorben haben — nun gut, dann wissen Sie's hiermit!"

„Sehr richtig!"

„Bravo, Direktor!"

„Das — bedauere ich aufrichtig", sagte der Balte, ein wenig entsetzt über den einmütigen Haß, der ihm entgegenstarrte. „Das war keineswegs meine Absicht — und ich muß mich wohl sehr ungeschickt ausgedrückt haben. Im Gegenteil wollte ich um ein bißchen Liebe, Geduld und Gnade werben — für eine Bevölkerung, deren trübes Geschick ich ein wenig zu verstehen glaube — aus eigener schmerzlicher Erfahrung meiner — Ihrer Stammesgenossen in den russischen Ostseeprovinzen. Wenn ich

Ihnen dadurch die Stimmung verdorben habe, in der Sie gekommen sind — die Stimmung der Sieger — der beati possidentes — so will ich in Ihrem eigensten Interesse nur hoffen und wünschen, daß es die letzte Stunde auf elsässischem Boden sein möchte, die Ihnen auf diese Weise verdorben worden ist…"

Er verneigte sich leicht, wie abschließend, gegen seine deutschen Mitreisenden und zog sich gleichsam in sich selbst zurück.

Sieh da! bei einer Wendung des Zuges entrollte sich plötzlich zur Linken, ganz nahe schon, das Profil der „wunderschönen Stadt"... Über dem zerrissenen Saum der Außenwerke, der Umwallung zackte sich ein buntes Gewirr von Dächern, Zinnen, Schlöten, Türmchen, Türmen empor. Hoch über all dem niedern Gemäuer aber stieg etwas geheimnisvoll, graurosig Leuchtendes in das blasse Blau des klaren Herbstmittags: leicht hingetuscht, wie ein Traum, eine Vision, aus fernen Tagen deutscher Menschenherrlichkeit und Himmelssehnsucht hinübergerettet in die Wirrnis dieser schlachtumwölkten, blutumwitterten Gegenwart.

„Da! da — das ist's — das Münster! unser — unser Münster!"

Alles war aufgesprungen, drängte zum Fenster, — Hände, Tücher, Herzen winkten dem hohen Mal entgegen . . .

„O Straßburg, o Straßburg!" jubelte der Gymnasialdirektor. „Und wenn tausend und abertausend Leben daran zerbrechen — die Scholle, auf der das da gewachsen ist, die bleibt nun deutsch in alle Ewigkeit!"

*

III.

Die Glocke im Flur schlug an, und gleich vernahm Cécile drunten harte fremde Stimmen und Worte im erregten Wechselgespräch mit Jeans gelassenem Französisch:

„Mais je vous assure, Messieurs — je ne comprends pas un mot d'Allemand —"

Eine, zwei Stimmen antworteten schnarrend und befehlshaberisch — Säbel rasselten, Sporen klirrten dazu — mein Himmel — die Fremden ... Drei Tage war es nun schon her seit ihrem ersten Einzug, und jeder Tag brachte den Einmarsch neuer Regimenter ... Und Papa nicht zu Hause ... Die Haustochter, die Dame regte sich und steifte dem weltfremden kleinen Mädchen, das kaum seit zwei Jahren dem Kloster entflohen war, steifte der scheuen Braut des fernen Mannes den Nacken. Sie ließ den geliebten, zerlesenen gelben Band des „Jocelyn" auf das Spiegeltischchen gleiten, stieg langsam und pompös die wuchtige Treppe hinab, trat gelassen auf die beiden pickelbehelmten Offiziere zu, die mit Jean stritten. Die sahen mit Überraschung das gravitätische kleine Fräulein im schwarzen knisternden Seidentaft, sahen mit Vergnügen, wie das feine, leis elfenbeinfarben getönte Hälschen aus dem schmalen Ausschnitt stieg, sahen mit Entzücken das kraftvolle feine Mädchengesicht mit den braunen mandelförmigen Augen und dem hochtoupierten rotblonden Chignon. Sie erstarrten respektvoll und salutierten wie vor einer Exzellenz.

Nur ein ganz klein wenig neigte Cécile die klare Stirn. „Was gibt's, Jean?"

„Diese Herren wollen mir nicht glauben, daß ich kein Deutsch spreche, Mademoiselle."

„In der Tat, Messieurs, der Diener spricht so wenig Deutsch wie ich."

Die Offiziere wechselten einen Blick, der auszudrücken schien: eine Dame — also Nachsicht! Dann trat der jüngere vor, braun wie ein Indianer und von flaumigem Blondbart Wangen und Lippen umflockt, und sagte in ganz leidlichem Französisch:

„Da Sie befehlen, kein Deutsch zu verstehen, Mademoiselle, so werde ich versuchen zu Ihnen in der Sprache Frankreichs zu reden, obwohl Ihr unverkennbar germanischer Typus und Ihr noch unverkennbarer deutscher Name mir beweisen, daß ich die Freude habe, in Ihnen eine Stammesgenossin zu begrüßen."

„Sie irren, mein Herr," sagte Cécile kühl, „ich bin Französin — und Republikanerin dazu."

Das kam mit so entzückendem Pathos aus dem feinen Kindermunde, daß die Offiziere sich lächelnd verneigten.

„Wir sind nicht gekommen, Mademoiselle, um mit Ihnen politische Diskussionen zu führen, sondern um in Ihrem Elternhause — ich nehme ja wohl mit Recht an, ich rede zu der Tochter des Hauses — Quartier zu erbitten." Und der junge Herr wies einen Zettel vor, auf dem bescheinigt war, daß Mr. le Dr. Kuß, Professeur, zwei Offiziere, drei Pferde und acht Mann zu verquartieren habe.

„Die zwei Offiziere, das sind wir — hier der Herr Oberstleutnant Maschke und ich, Premierleutnant Eggermann. Und die Pferde und acht Mann —" der Offizier öffnete die angelehnte Tür und wies auf den Ehrenhof: „les voilà!" Acht stattliche langbärtige Männer in Tschakos, die mächtigen Mantelwürste um die Brust gerollt, mit qualmenden Pfeifen, harrten draußen neben den Gewehrpyramiden, und auf der Straße scharrten und schnoben drei große, derbknochige Gäule unbestimmter Farbe zwischen Braun und Schwarz.

Nur mühsam hatte Cécile ihr Entsetzen beherrschen können. „Meine Herren, Sie wissen wohl nicht, daß Sie im Hause des Maire der Stadt Straßburg stehen? Ich sollte meinen, der Maire würde verlangen können, mit Einquartierung verschont zu werden —?"

Die Offiziere lächelten wieder. Ein Lächeln, das Cécile arrogant und hinterhältig fand. Und wieder nahm der Jüngere das

Wort: „Wir begreifen, Mademoiselle, daß Sie uns nicht mit besonderer Begeisterung aufnehmen. Aber wir sind recht am Ort: unser Billett weist den Stempel der Mairie, und Ihr Herr Papa scheint also der Ansicht zu sein, daß er auch im Punkte des Ertragens der Einquartierungslast seiner Bürgerschaft mit gutem Beispiel voranzugehen hat."

Allerdings, das war Papa! dachte Cécile. „Für die Pferde, meine Herren, ist keinesfalls Platz!" sagte sie mit Entschiedenheit. „Die werden Sie anderswo unterbringen müssen — allenfalls eins könnte man noch einstellen neben unseren zweien, die mein Papa für seinen Doktorwagen täglich gebraucht."

Nun, da würde man selbstverständlich den Verhältnissen Rechnung tragen müssen, meinte der Blonde.

„Sie sehen unser Haus vollkommen unvorbereitet, meine Herren — mir bleibt nichts übrig, als Ihre Nachsicht in Anspruch zu nehmen, bis ich meine Dispositionen getroffen habe . . ." Das Herz klopfte ihr bis in den Hals vor Erregung, Abscheu und Wichtigkeit.

„Bitte — wenn Sie uns nur gestatten wollten die Räume zu besichtigen . . ."

„— Muß das sein?"

„— Es ist vielleicht das Einfachste — wir werden diskret sein, Mademoiselle."

Cécile sann einen Augenblick nach. Für — Barbaren hatten die Herren ganz erträgliche Manieren. Doch — das war vielleicht nur Maske. Fatal, höchst fatal diese Situation!

Wie sie noch so sann, öffnete sich die angelehnte Tür von draußen, und ein stattlicher, breitschultriger, mit lässiger Eleganz gekleideter Herr stand im Rahmen, überschaute aus kraftvollem, von sorgsam ausrasiertem Napoleonsbart energisch unterzeichnetem Gesicht mit scharfblickenden Augen hinter goldgefaßten Brillengläsern rasch die Situation.

„Mon oncle! mon cher oncle Jean! Vous me venez comme un envoyé du ciel!" und Cécile flog dem Ankömmling an den Hals.

„Mein Nichtchen! liebes kleines Nichtchen! — in der Tat, mir scheint, ich komme im rechten Augenblick — Sie verzeihen, meine Herren — ich bin der Bruder des Hausherrn — Jean Küß aus Mulhouse . . . Papa nicht da? gut — ich stehe Ihnen zu Diensten, meine Herren."

Auf den Gesichtern der beiden Preußen war deutlich zu lesen, daß sie viel lieber mit der kleinen würdevollen Haustochter als mit dem hereingeschneiten fremden Herrn aus Mulhouse weiter verhandelt hätten — doch was war zu machen? In wenigen Worten orientierte das junge Mädchen den Onkel, und nun durchschritten die vier unter Führung des Herrn Jean Küß die ganze Wohnung. Die Herren beanspruchten jeder ein Zimmer für sich und einen Raum zur Errichtung eines Regimentsbureaus. Denn der Oberstleutnant war Kommandeur des fünften preußischen Landwehrregiments und Premierleutnant Eggermann sein Regimentsadjutant. Da der Oberstock zwei Fremdenzimmer aufwies, und die Herren sich sogleich mit diesen einverstanden erklärten, handelte es sich nur noch um das Bureauzimmer.

„Dieser Raum hier neben meinem Schlafzimmer?" fragte der Oberstleutnant in sehr gebrochenem Französisch. „Darf ich öffnen!"

„Ja, bitte," sagte Cécile, „den dürfen Sie allerdings öffnen."

Der Oberstleutnant klinkte auf, und — einen Moment standen die beiden Herren fassungslos. Das mußte einmal ein entzückendes Mädchenstübchen gewesen sein . . . Weiß blinkten die Trümmer der Möbel, die noch umherstanden, klägliche Fetzen eines weißen Tüllhimmels hingen von der Decke hernieder auf die Ruine eines weiß und golden lackierten Bettchens . . . dazwischen wie schwarzes, vollgefressen schlummerndes Ungeziefer die zackigen Granatstücke . . . an den Wänden die Tapeten aufgeschlitzt, der nackte Kalk der Mauer zerprellt und zerspissen . . . Spiegel und Bilderrahmen, alles Splitter, Brocken, Scherben . . .

„Das — war mein Zimmer," sagte Cécile.

Die Herren standen befangen. „Bedauerlich — höchst . . . bedauerlich . . ." stotterte der Ältere. „C'est la guerre . . ."

„Ihr armen, armen Menschen," sagte Onkel Jean und streichelte sachte den Nacken der Nichte, „was müßt ihr gelitten haben . . ."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Fremden hatten ihr Quartier bezogen. Als Regimentsbureau hatten sie schließlich das Wartezimmer des Arztes beschlagnahmt, die Pferde hatte man in der Nachbarschaft eingestellt. Die acht Landwehrleute waren in den geräumigen

Bodenkammern untergebracht worden. Jean und die Mädchen suchten im ganzen Hause alle irgend entbehrlichen Matratzen für sie zusammen.

Onkel und Nichte saßen im Wohnzimmer des Erdgeschosses, während draußen stiegauf, stiegab die schweren Kommißstiefel trappsten, die harten rauhen Laute des Nordens schollen, rücksichtsvoll gedämpft durch den Respekt vor dem seltsamen Duft von Vornehmheit und Exklusivität, der dieses behäbige Heim und seine Menschen umwitterte. Und nun gab's ein langes, schmerzliches Erzählen. Cécile war Onkel Jeans Patenkind, und das letzte Beisammensein der Familie hatte ihrem Verlobungsfeste gegolten ... Was war seitdem über das Elsaß und die Elsässer dahingebraust! —

„Deine Mama, Cécile — unsere arme, liebe, liebe Amélie!"

Das war das erste, wonach Onkel Jean ahnungsvoll gefragt, mit leichtem Hinweis auf des Mädchens Trauertracht ... und das — d a s noch erzählen müssen — das war das bitterste ... und Cécile fand endlich wieder ein kurzes erlösendes Aufweinen an des Oheims breiter Brust.

Und dann, ganz zage, ganz schonend kam aus des Mannes Munde die Frage:

„Und — dein Adrien, meine Kleine?"

„Nichts, Onkel — nichts, nichts weiß ich ..."

„Ich natürlich ebensowenig ... wir sind abgeschnitten von unserm Vaterlande seit zwei Monaten ... wir so gut wie ihr..."

Immerhin: der Mülhäuser wußte wenigstens Genaueres über den Verlauf des Krieges. Wenn Adrien bei Mac Mahons Armee geblieben war, nach dem blutigen Tage von Reichshofen — und das war doch wohl selbstverständlich! — dann mußte er Schlacht und Kapitulation von Sedan mitgemacht haben — und wenn er dann noch lebte — sich in preußischer Kriegsgefangenschaft befinden ...

„Du mußt ihm schreiben, meine Kleine, und deinen Brief durch Vermittelung deines Papas den deutschen Behörden anvertrauen ... ich zweifle nicht, sie werden ihn erreichen, deinen Liebsten ... das muß man ihnen lassen, Zucht und Ordnung verstehen sie zu schaffen und zu halten, die Fremden ... Die Eisenbahn fuhr auf die Minute, kam auf die Minute an — und hier in der Stadt ist schon wieder alles im Gange ... Der

Pöbel hat am ersten Tag ein wenig geplündert, ein Militärmagazin ausgeraubt, die Ställe der Dienstpferde erbrochen ... die Tiere freigelassen ... aber mit ihren Kolben haben die Badener den Wackes schnell zur Vernunft gebracht ..."

„Horch — da ist Papa ..."

Wortlos, tief erschüttert umarmten sich die Brüder.

Der Professor hatte keine Tränen mehr. In seinen einsamen Nächten hatte er sie alle der verlorenen Gesellin nachgeweint. Er war hart geworden — nur noch der Pflicht galt sein Sinnen, sein Handeln.

Und nun mußte auch Jean erzählen. O, in Mülhausen stand es vorläufig noch leidlich. Die Stadt habe Glück gehabt. Zu Anfang des Feldzuges hatte es so ausgesehen, als solle sich der ganze Strudel des Krieges zuerst durch die Stadt hindurch nach Süddeutschland wälzen — dann aber, nach der Katastrophe von Weißenburg, waren die um Mülhausen versammelten französischen Streitkräfte Hals über Kopf nach Nordwesten gezogen worden. Vor vierzehn Tagen war dann plötzlich von Straßburg her ein badisches Detachement in Mülhausen eingerückt, hatte Auslieferung der vorhandenen Waffen gefordert und auch in den Kasernen einen Posten vorsintflutlicher Gewehre beschlagnahmt. Dann war es wieder abgezogen, und nun hatte es ein paar bängliche Tage allgemeiner Unordnung gegeben. Der Pöbel der Fabrikviertel hatte die Häuser der ansässigen Deutschen gestürmt, ihre Möbel zertrümmert, Frauen und Mädchen mißhandelt ... mühsam hatte die alte französische Ortspolizei die Ordnung wiederhergestellt. Seitdem lief alles im alten Gleise — von den deutschen Truppen hatte man noch nichts wieder zu Gesicht bekommen.

Und die Geschäfte? was die denn machten?

Nun — damit sah's natürlich bedenklich aus. Die Handelsbeziehungen nach Frankreich waren zum Teil schon abgerissen, wenigstens soweit die okkupierten Gebiete in Frage kamen ... Die Schweizer Kundschaft benahm sich sehr brav und machte besonders große Bestellungen ... doch das war natürlich nur ein kümmerlicher Behelf ... man fabrizierte auf Stapel — hatte aber trotzdem bereits einen Teil der Spindeln stillstehen, Lohnreduktionen bei den gelernten Arbeitern und Entlassungen bei den ungelernten vornehmen müssen ...

„Ja, das sind Sorgen, sag' ich euch! und jetzt, wo sie vor Straßburg Luft bekommen haben, werden sie uns wohl wieder aufs Fell rücken und uns ganz von unserem französischen Absatzgebiet abschneiden . . . der Himmel mag wissen, was dann kommen wird . . . Doch nun — erzählt von euch . . . du bist Maire, Bruder Emile? Ich weiß nicht, ob ich gratulieren darf... scheint dir nicht zum besten zu bekommen, mein Alter, die neue Würde . . ."

Bekümmert klopfte der Bruder mit der fleischigen Rechten des Professors schmalgewordene Schultern.

„Und sonst —? Deine Häuser, Emile? Die ganze Steintorvorstadt soll in Trümmern liegen?"

Nach den allerintimsten Familienangelegenheiten waren den festen, behäbigen Bourgeois das nächste die Vermögensfragen.

„Ich bin ein Bettler, Jean — habe nichts mehr als meinen Anteil an diesem unserm gemeinsamen Elternhause — und meine Praxis — so lange ich sie noch versehen kann."

„Na, na, Emile! Aber — ich hab's gefürchtet — das mit den Häusern . . . alles in Grund und Boden geschossen?"

„Zweifellos . . . bis heute war's unmöglich, mich darum zu kümmern . . . nördlich des Kanals ist nichts als Schutt und Asche . . ."

„Keine Sorge, Emile — man wird dich entschädigen."

„Wer, Jean?"

„Der Sieger."

„Also — der Preuße . . ."

„Wer weiß?" meinte der Fabrikant. „Der Krieg ist noch nicht zu Ende."

„Er ist zu Ende, Jean, Paris ist umzingelt — und Frankreich hat keine Heere mehr, es zu entsetzen."

„Ja — es sieht finster aus — finster."

Schweigend saßen die Männer, stumm von der Haustochter betreut mit Kaffee und Kuchen, den sich der Mülhäuser in allem Kummer mit instinktivem Lebensdrange munden ließ. Weit aufgerissenen Auges lauschte Cécile dem Gespräch der Alten — dessen Inhalt ja ihr eigenes Lebensschicksal mitumspannte.

„Ich nehme an, Paris wird sich nicht lange mehr halten können", meinte der Fabrikant. „Die republikanische Regierung

wird es nicht bis zum Äußersten kommen lassen — man wird kapitulieren, der Friede wird in wenig Wochen perfekt sein."
„Und — — wir? und Elsaß? und Lothringen?" fragte der Professor gequält. „Hast du die Proklamationen des soi-disant Generalgouverneurs gelesen? Sieht das nicht, meiner Treu, so aus, als wolle man sich hier im Lande für die Dauer — —"
„— Um so besser für dich, Emile. Du weißt, den Opfern des Krieges versprechen die Preußen volle Entschädigung. Und wie ich sie kenne: darin halten sie Wort."
„Pah, der lumpige Mammon! Was ist das alles, wenn man uns unser Vaterland nimmt?!"
„Ja, lieber Bruder — vae victis! hat unser Landsmann Brennus einst gesagt — Wehe den Besiegten!"
„Onkel Jean!" rief Cécile und faßte krampfhaft des Verwandten Ärmel: „Halten denn auch Sie das für möglich, daß wir — preußisch werden sollen?!"
„Preußisch? wer weiß . . . vielleicht auch badisch oder württembergisch — aber ich wette auf preußisch . . . ah, sie haben einen guten Magen, die Herren Prussiens . . . Hannover, Hessen-Kassel, Nassau haben ihnen keine nennenswerten Verdauungsbeschwerden gemacht . . . mag sein, nun kommen wir dran . . ."
„Nun — und wenn das käme —?" fragte der Arzt. „Würdest du es über dich bringen können — im Lande zu bleiben?"
„Vorausgesetzt, daß man unsere Nationalität nicht antasten wird —"
„Aber das versteht sich doch von selbst!" rief der Professor. „Wenn man das Land deutsch macht, wird man seinen Bewohnern doch nicht erlauben, Franzosen zu bleiben! Nein — Herr von Bismarck hat bisher noch überall ganze Arbeit gemacht."
Es wurde sehr still im Zimmer.
„Dann, mein Alter — dann wird uns nichts übrig bleiben, als das Brot der Verbannung zu essen."
„Und deine Fabrik, Jean? Deine dreitausend Arbeiter? Deines Weibes Urgroßvater hat das alles geschaffen — ihr Großvater, ihr Vater, du — ihr habt's gemehrt, ausgebaut, die Fabrik, die Kontore, das ganze weitmaschige Netz von Beziehungen hinüber und herüber — soll das alles verfallen?"

„Ach, die Fabrik — Ernest mag sie verwalten — die paar Jährchen, bis —"

„Bis — Onkel? was meinen Sie?!" fragte Cécile gespannt.

„Bis — bis alles wieder anders kommt — die Vergeltung — der Revanchekrieg — der kommen muß — muß — muß!!"

— So sann, so sorgte, hoffte, träumte man in dem zierlichen Rokokopalais in der Rue du Dôme. Und von den Wänden schauten stumm und sinnvoll die Bilder der Väter und Mütter des Geschlechts der Küß auf die Enkel hernieder — würdige Beamte, die trikolore Schärpe des Maire um die Hüfte gegürtet, das rote Band, den Emaillestern der Legion im Knopfloch — Gelehrte im Talar der Professoren der Akademie und ihrer Vorgängerin, der altberühmten Universität — darunter auch das Bild jenes François Küß, der Straßburgs zweiter republikanischer Maire geworden war im großen Heilsjahre 1790 — dem Geburtsjahr der neuen elsässischen Bürgerfreiheit, die so seltsam viel Ähnlichkeit aufwies mit jener mittelalterlichen Stadtfreiheit, aus der Straßburgs erste große Blüte erwachsen war . . . Und auch in jene sagenhaft ferne Vergangenheit des alten Bürgergeschlechts wiesen die Bilder an den Wänden zurück, in jene schier mythische Zeit, da ihre Stadt eine freie Reichsstadt des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation gewesen war. Aber freilich, nur geschwärzte Ahnenbilder gemahnten an jene Zeit — was zwischen ihnen hing an Kupfern mit Darstellungen unvergessener großer Taten, das alles erzählte nur von Frankreichs Größe und Gloire. Da wies ein vergilbtes Kupfer den Schwur im Ballhaus, ein andres den Bastillensturm. Und gleich daneben hing ein Straßburger Pendant: ein Stich, der den sogenannten Pfalzsturm vom 28. Juli 1789 darstellte: das Straßburger Lokal- und Miniaturrevolutiönchen und die Erstürmung des Rathauses am heutigen Gutenbergplatz . . . Und dann Porträts des ersten wie des dritten Napoleon, dazwischen das feiste Spießergesicht des Bürgerkönigs . . . Eine Lithographie zeigte die hölzerne Rheinbrücke mit dem Triumphbogen zu Ehren Napoleons von 1806. Und daneben sah man seine Schlachten . . . Lodi . . . Jena . . . Austerlitz . . . Borodino . . .

Das alles hatte sich so angesammelt an den Wänden droben im Laufe der Jahrzehnte und Jahrhunderte, erzählte stumm-

beredt die Geschichte dieses alten Bürgergeschlechts, die nichts anderes war, als die Geschichte der allmählichen Umwandlung ihres Landes aus einem Wust wehrloser winziger deutscher Quart- und Duodezstaaten in ein Glied des mächtigen, freien, mit der Inbrunst seiner Gedanken die Welt durchdringenden und verjüngenden Frankreich . . .

Und französisch waren die Worte, in denen sich die Angst dieser Letztgeborenen des Hauses Küß entlud, französisch jeder Gedanke ihres Hirns, jedes Gefühl ihres Herzens, jede Beklemmung ihrer Phantasie . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

Nach dem Kaffee fand sich auch Louis ein: und es erneute sich Begrüßung und Schmerz . . .

Doch als der erste Ansturm der Trauer verwunden war, kamen dem Neffen die hastigen Fragen:

„Was macht Camille, Onkel? und die kleine Berte? und die Fabrik? Habt ihr nicht zuviel gelitten durch diesen schrecklichen Krieg?"

Der Onkel zupfte den Neffen zärtlich am Ohr. „Tu' doch nicht, als ob dich die Fabrik so schrecklich interessierte! und Camille und Berte! ich seh' dir's ja doch an den Augen an, daß du eigentlich ganz was andres wissen willst! nun also, ja, sie ist gesund und munter, deine Cousine Philomène! und hat mir ein paar ganz besondere Grüße an dich aufgetragen!"

Da errötete der lange Lyzeist bis über die Ohren. Und Papa Küß und Cécile lächelten mit dem Onkel . . . Das Herzensgeheimnis des Straßburger Stammhalters und der Jüngsten des Mülhäusers war längst familienkundig. Warum auch nicht? Gesunde Familienpolitik war elsässisches Prinzip . . . und um die Entschädigung für die zusammengeschossenen elf Häuser machte sich Jean Küß keine Sorge. Der Siebzehnjährige da war vor wie nach eine gute Partie für seinen Liebling Philomène . . . und ein Verwandter — man wußte genau, was man bekam.

Und dann begleiteten die jungen Leute den Onkel auf einem Rundgange durch die Stadt. Herr Jean Küß hatte das Bedürfnis, das Elend, das die Barbaren in seiner Vaterstadt angerichtet, in seinem ganzen Umfang in sich aufzunehmen. Es war auch Zeit . . . denn seltsam: fast in kürzerer Spanne, als

sie gebraucht hatten, um diese Welt von Trümmern zu schaffen, hatten sich die Eroberer darangegeben, sie wieder verschwinden zu lassen ... Natürlich war das erste Ziel der Faubourg des Pierres, wo des Professors Vermögen begraben lag. Allerdings, hier sah's noch immer grauenvoll aus — aber Louis entsann sich, daß man vor drei Tagen noch nicht imstande gewesen war, durch die wüsten Schuttmassen der Steinstraße bis zu dem väterlichen Besitztum vorzudringen, — und der Onkel, dem er dies erzählte, mußte mit sprachloser Verwunderung die Riesenleistung der neuen Verwaltung anerkennen. Schon war die ganze Straße wie gekehrt ... Und vor den kläglich grauenvollen Ruinen, den nackten, brandgeschwärzten Häusermauern hielten ganze Parks von vierrädrigen Karren, eine Armee von Arbeitern mit slawischem und italienischem Sprachklang förderte aus dem Innern der Häuser die Schuttmassen zur Abfuhr ... Cécile weinte laut auf ... und auch der Mülhäuser Großindustrielle ballte die Faust:

„Bougres! sales bougres!“

Und dennoch — ihm, dem Manne des praktischen Lebens, der entschlossenen, unverdrossenen Tat, imponierte die ungeheure Leistung dieses zielbewußten Säuberungsverfahrens. Wo kam denn heute, fünf Tage nach Aufhebung der Sperre, das alles schon her?! Offenbar hatte man schon lange vor dem Falle der Stadt für das alles Vorkehrung getroffen ... Und Jean Küß fragte sich im stillen, wie es hier wohl aussehen würde, wenn das Kriegsglück gewollt hätte, daß Straßburg im letzten Augenblick — von den Franzosen entsetzt worden wäre?! Hol's der Geier — aber das mußte man sich schon zugestehen: jedes Stäubchen würde noch daliegen wie beim letzten Kanonenschuß — und wohl noch ein paar Monate so liegen bleiben ...

Und überall, überall dasselbe Bild:

Zwar die Verwüstung übertraf des Mülhäusers schrecklichste Erwartungen. Der ganze Stadtteil nördlich des Kanals war einfach eine Schuttwüste. Nur östlich des Bahnhofes waren wie aus Versehen ein paar alte Häuser unberührt geblieben. Dafür hatte der Graus auch auf das südliche Kanalufer übergegriffen und nahezu die ganze Partie nördlich des Broglieplatzes in die Vernichtung hineingezogen. Das Theater: ein paar wankende Umfassungsmauern, von stinkendem Schutt hochangefüllt. Die

Präfektur: ein leeres, klägliches Gehäuse, eine zerbrochene Attrappe ihrer einstigen Köstlichkeit, die wundervollen alten Gartenbäume von den Flammen abgesengt, an der Mauer fror Lezay-Marnesias Standbild, des Präfekten von 1814, rußgeschwärzt . . . Und als Herr Küß endlich die Verstümmelung des Münsters sah, da entrang es sich ihm aufs neue in knirschendem Fluch:

„Ah — les infames — ah — les misérables!"

Inzwischen sah man überall diese Infamen, diese Miserablen ruhig und zielbewußt an der Arbeit. Überall standen Photographen und nahmen die Trümmer auf, waren ganze Kommissionen von Architekten und Versicherungs-Sachverständigen in Tätigkeit, die Schäden festzustellen, das Maß des notwendigen Abbruchs zu bestimmen, das Erhaltbare mit Holzstreben und Stützmauern unterfangen zu lassen. Aus der Wachtstube an der Ecke der Aubette, die dem ganzen Gebäude den Namen gegeben hatte, und vor der ein Jahrhundert lang die französischen Uniformen aller nur erdenklichen Staatstypen paradiert hatten, klangen nun die schwermütigen deutschen Soldatenlieder, und eine Pickelhaube hielt vor schwarzweißrot gestrichenem Schilderhause Wacht, überhörte mit lächelnder Gemütsruhe die in echtestem Straßburger Ditsch ihr zugeschleuderten Schimpfworte der Gassenjugend und präsentierte mit puppenhaft exakten Griffen vor jedem der zahlreichen Offiziere, die teils müßig schlendernd, teils hastig und geschäftig zwischen dem Hôtel de la Maison Rouge und den beschlagnahmten und zu Bureaus verwandelten Staatsgebäuden in der Rue Brulée hin und her eilten. Es war, als huschten tausend geschäftige Geisterchen hin und wieder durch die alten Straßen, um binnen kurzem die ganze Stadt so schwarzweißrot anzustreichen wie das funkelnagelneue Schilderhaus vor der Aubette . . . Dieweil aber in dem Großfabrikanten immer eindringlicher ein dumpfer Respekt sich meldete, fanden Nichte und Neffe auf Schritt und Tritt nur Stoff für ihre Spottlust. Ungeheuer komisch diese ungeschlachten Landwehrleute mit ihren struppigen Bärten, ihren pfannkuchenartigen Feldmützen! Überall standen sie in Gruppen, und dann, mitten im Geplauder, rissen sie plötzlich mit furchtbarem Krach ihre mächtigen Knochen zusammen, wenn lässig und säbelrasselnd so ein junges milchbärtiges Leutnants-

bübchen vorüberschlenderte . . . Aber glattweg zum Umfallen war's, zu beobachten, wenn eine Postenablösung durch die Straßen trottete, zwei Mann hintereinander in feierlich ernstem Marsch — und die begegnete nun einem Offizier . . . in dem Moment brüllte der vordere Mann irgendein Befehlswort, und im selben Augenblick warfen beide Leute die Köpfe mit einem halsverrenkenden Ruck nach der Richtung des Vorgesetzten, schleuderten zugleich die Beine im Gleichtakt bis zur Bauchhöhe und ließen sie auf das Pflaster knallen, daß man fürchten mußte, die ausgebrannten, vornübergeneigten Frontmauern der Häuser da oben würden vollends herunterkommen . . . Kurz, alles an den Fremdlingen war wüst, abgeschmackt, wunderlich und lächerlich . . . und wenn Louis sich die Möglichkeit vorstellte, daß man versuchen könnte, auch aus ihm einmal solch eine abgerichtete, willenlos und mechanisch arbeitende Drahtpuppe zu machen — dann krümmte sich alles in ihm. Zumal diese Offiziere empörten ihn in ihrer steifen arroganten Haltung, ihrem näselnden Gesprächston, der eine schneidende Schärfe annahm, sowie sie ein Wort, einen Befehl an einen Untergebenen richteten. Donnerwetter, da waren die französischen Offiziere doch andere Burschen gewesen, leichtherzige, frohe Gesellen, die lebten und leben ließen und nicht bei jedem Schritt argwöhnisch umherschielten, ob auch jeder Untergebene in vorschriftsmäßiger starrer Ehrfurcht erstürbe, jeder Zivilist ihnen respektvoll aus dem Wege ginge . . . Den zwei Kindern des muntern, spottfrohen Elsaß schien das alles entsetzlich dumm und lächerlich, und sie fanden kein Ende des Lachens und Witzelns . . .

Rätselhaft blieb nur eins: wie es möglich war, daß vor diesen Automaten Frankreichs kaiserliche Heere zerstoben waren und Frankreichs Kaiserthron zusammengebrochen?!

Mit einem Male zog Cécile ihr Ührchen, stieß einen kleinen Schrei aus, schlug die Hände überm Kopf zusammen:

„Mein Gott, ich bummle durch die Stadt und hab' daheim das ganze Haus voll Gäste — ungebetene und unwillkommene freilich — aber Gäste immerhin . . . schnell, schnell nach Haus, Onkel Jean!"

„Nun, die alte Joséphine wird schon sorgen — wirst dich doch nicht persönlich um die acht Kerle da oben auf dem Speicher —"

„Aber die Offiziere, Onkel!"

„Um die brauchst du dich überhaupt nicht zu bekümmern — die sind gewiß ohne Verpflegung einquartiert — essen gemeinsam im Hotel — wenigstens in Mülhausen war's von vornherein so."

„Wenn auch — meinen Sie nicht, man sollte sie wenigstens heute jedenfalls zu Tische —?"

Es war der Instinkt der elsässischen Gastfreundschaft, der sich in der Patriziertochter auch dem Feinde gegenüber nicht verleugnete.

„Du mußt gewiß nicht . . . wenn du es dennoch tust — dein Vater ist der Maire — es kann immerhin nützlich sein."

„Und ich meine, es gehört sich so!" entschied Cécile. „Es sind immerhin Herren . . . und wenn ich denke, daß mein armer Adrien jetzt vielleicht da hinten bei den Preußen —"

„— Kriegsgefangener ist?" vollendete der Onkel. „Sei überzeugt, dann darf er seine Beine nicht unter einen deutschen Familientisch stecken."

„Vielleicht tut doch dieser oder jener da drüben ihm Gutes... mir ist, als müsse es ihm vergolten werden, wenn ich seine Besieger so gut behandle, als mir's möglich ist . . ."

Der Onkel klopfte ihr zärtlich die erregungglühenden Wangen.

„Noblesse hat noch nie geschadet, Kind." — Es war also beschlossen: man würde die „Barbaren" zu Tische bitten . . . nicht zu einem glänzenden Diner — erstens hätte sich das nicht beschaffen lassen, und zweitens wäre das auch viel zu viel Ehre gewesen . . . Aber den Abendtisch der Familie sollten sie teilen dürfen . . . und dazu wurden sie auch aufgefordert, ganz formlos, durch die alte Joséphine, die den Herren lediglich mitteilte: um acht Uhr würde zu Abend gegessen . . .

Die Familie war im Speisezimmer versammelt, bis auf Papa — der Ärmste saß natürlich wieder bis in die Nacht auf der Mairie.

„Und seine Praxis?" — meinte Onkel Jean. „Wer versieht die?"

„Ja — über die werden sich wohl die Herren Confrères erbarmen . . ."

„Schönes Geschäft —!"

Da ließen sich die beiden preußischen Herren sehr feierlich durch Jean melden.

Sie sahen jetzt wesentlich manierlicher aus, gewaschen, fri-

siert, mit verschnittenen Bärten, in langen Hosen mit Stegen und in Stiefeletten, die Röcke zwar geflickt und abgenutzt, doch peinlich gebürstet. Beide trugen sie ein schwarzes, silberumrandetes Kreuz am schwarzen, beiderseits weiß eingefaßten Bande auf dem Rock. Sie nannten nochmals ihre Namen; mit förmlicher, steifer Verbeugung, offenbar ein wenig geniert durch den Zwang, in einer französischen Familie speisen zu müssen.

„Mademoiselle," sagte der sprachgewandtere Leutnant Eggermann, „wir hatten keineswegs auf die Ehre gerechnet, von Ihnen zu Tisch befohlen zu werden. Sie sind nicht verpflichtet, uns zu beköstigen, und ich habe das auch der alten Dame ausdrücklich erklärt, welche die Güte hatte, uns Ihre liebenswürdige Einladung zu übermitteln. Da sie trotzdem auf dem Wunsche bestand, uns an Ihrem Tische zu sehen — nun, da sind wir."

„Mein Bruder," erwiderte Jean Küß an Stelle der Dame des Hauses, „mein Bruder wünscht in seiner Eigenschaft als Stadtoberhaupt mit den Herren, die das Geschick Straßburgs in Händen halten, in vollem Einverständnis zu leben. Des zum Zeichen hat er Sie bitten lassen, Messieurs, heute abend seine Gäste sein zu wollen."

Cécile lud ein, Platz zu nehmen. Und etwas befangen griffen die Preußen zu den Stühlen.

Leutnant Eggermann begann ein verbindliches Gespräch mit Cécile, und sie antwortete lebhaft und gefällig . . . Und immer mußte sie des fernen Freundes gedenken . . . Welch ein Unterschied zwischen diesem semmelblonden, forciert liebenswürdigen, steifen, schnarrenden Jüngling in seinem abgewetzten Waffenrock mit den zerschrammten goldenen Knöpfen und dem hohen, durchgeschwitzten und verregneten roten Kragen — und ihm — ach ihm — dem Schnürrock und Goldhelm gestanden hatten wie an ihm gewachsen — an dem alles lässige Sicherheit und fessellose Anmut gewesen war . . .

Nur mühsam wechselte Oberstleutnant Maschke ein paar Worte mit Herrn Jean. Es stellte sich sogleich heraus, daß Herr Maschke bei Ausbruch des Krieges schon verabschiedet gewesen war und freiwillig aus der Inaktivität heraus sich wieder zur Verfügung gestellt hatte, um das Kommando eines Landwehrregiments zu übernehmen. Herr Eggermann, der die Stelle des seit dem Ausfall bei Königshofen mit einer Schädelwunde im

Lazarett befindlichen Regimentsadjutanten versah, war überhaupt Landwehroffizier, im bürgerlichen Leben war er Landrichter in Berlin.

„Wir haben ein sehr freundliches Gefühl, Mademoiselle, bei Ihrem gütigen Empfang," sagte der Leutnant. „Er scheint uns zu beweisen, daß unsere Hoffnung sich bestätigt: daß wir uns hier nicht in Feindesland befinden — daß Straßburgs Bürgerschaft doch nicht vergessen hat, daß ihre Stadt einmal deutsch war — daß es deutscher Boden ist, auf dem wir uns befinden."

Cécile, die bis dahin sehr verbindlich dem konventionellen Geplauder ihres Nachbarn gefolgt war, richtete sich plötzlich kerzengerade auf.

„Sie täuschen sich durchaus, mein Herr — und es ist vielleicht ganz gut, Sie das von vornherein deutlich wissen zu lassen. Straßburg ist eine französische Stadt, und in diesem Hause empfindet man französisch bis ins tiefste Herz. Wenn Sie noch daran zweifeln, so betrachten Sie die Bilder an diesen Wänden."

„Das habe ich bereits getan, Mademoiselle, und der Anblick ist mir nicht so ungewohnt, wie Sie vielleicht glauben. Ich bin Rheinländer von Geburt — die Rheinlande sind erst 1815 preußisch geworden — mußpreußisch, wie man bei uns zu Hause sagt . . . In der älteren Generation meiner Familie können Sie Interieurs finden, die dem Ihrigen zum Verwechseln ähnlich sehen."

„Ach, ist's möglich? und empfindet man dorten ebenso für Frankreich wie wir?"

„Man empfand, Mademoiselle — empfand so — bis fast noch in unsere Zeit — bis zu den Tagen von Düppel und Sadowa... und was auch dann noch etwa an französischen Sympathien übrig geblieben war in den Herzen der älteren Generation — die zwei Monate der jüngsten Vergangenheit haben es endgültig ausgelöscht. Heute ist das Rheinland kerndeutsch und leidlich preußisch — und so, hoffen wir, wird es eines Tages auch —" er stockte.

„— mit dem Elsaß gehen?! Sie werden sich enttäuscht sehen, mein Herr!" sagte Cécile mit blitzenden Augen. „Ich kenne die Geschichte des Rheinlandes nicht — unsere kenn' ich — und die hat uns mit Frankreich verbunden — unauflöslich und für alle Ewigkeit!"

„Das würde ich bedauern," meinte der Landrichter und Leutnant der Landwehr. „Bedauern vor allem in Ihrem Interesse. Denn dann würden die kommenden Jahrzehnte für das Elsaß eine schwere Leidenszeit bedeuten. Doch verzeihen Sie, Mademoiselle, wenn ich es vorziehe, dies Gespräch abzubrechen — es droht für uns beide peinlich zu werden. Sollte sich nicht irgendein minder gefährliches Thema finden lassen? Ich werde mir Mühe geben . . ."

Jean stand in der Tür zum Speisezimmer, in Livree, undurchdringlich korrekten Gesichts wie ein Kammerdiener der Tuilerien.

„Mademoiselle est servie."

Mit einem leichten Lächeln erhob sich Cécile und legte die Fingerspitzen auf den verschlissenen blauen Ärmel des Herrn Maschke. Aber ihre Gedanken waren bei dem anderen Herrn. Er ist doch nicht so übel, dachte sie. Ich hatte mir die Barbaren eigentlich anders vorgestellt . . .

— Rasch hatte sich die kleine Tafelrunde gruppiert. Den Platz der Hausfrau an der Spitze des Tisches nahm Cécile mit sicherer Selbstverständlichkeit und bot mit leichter Handbewegung ihrem Kavalier den Platz zu ihrer Rechten, der ihm nach elsässischer Sitte gebührte. Aber Herr Maschke bat um die Erlaubnis, diesen Ehrenplatz seinem Adjutanten abtreten zu dürfen.

„Mein schlechtes Französisch, Mademoiselle — Sie entschuldigen — der da wird Sie besser unterhalten können . . ."

Cécile nickte stumm und verschlossen Gewährung. An ihre Linke winkte sie Onkel Jean, und der Oberstleutnant erhielt den Platz neben ihm. Am unteren Ende blieb ein Stuhl für den Hausherrn frei, und Louis, brennend interessiert, doch stumm beobachtend in seinem kurzen schwarzen Festtagsjäckchen mit dem breiten weißen Umlegekragen und den ruhig und boshaft umherwandernden braunen Guckern, saß dem älteren Gaste gegenüber und neben dem jüngeren.

Die preußischen Herren wechselten einen Blick unsäglichen Behagens. Der Oberstleutnant versuchte in seinem brockenhaften Französisch zu erklären, daß es ein sehr behagliches Gefühl für einen Kriegsmann sei, nach sechs Wochen in Biwaks und Laufgräben zum erstenmal wieder an einem Familientisch und in Gesellschaft einer liebenswürdigen Dame sitzen zu dürfen.

Wesentlich gewandter hatte Herr Eggermann die gleichen nicht eben welterschütternd originellen, aber aus tiefster Soldatenseele kommenden Empfindungen seiner Nachbarin zu Gemüte geführt.

Aus geschliffenen Karaffen glitt blutrot funkelnder Ottrotter in die goldgeränderten Gläser, und die preußischen Herren erhoben sich ein wenig von ihren Sitzen, um der jungen Präsidentin der Tafel zuzutrinken. Die tat mit einem herzhaften Schluck, doch ruhig abweisenden Gesichtes Bescheid, und einen Moment trat Stille ein, während die Fremden mit andächtiger Feierlichkeit ihre Suppe auslöffelten. Die Geschwister sahen sich mit einem boshaften Vergnügen in die Augen, als der Oberstleutnant die Spitze seiner Serviette zwischen den vierten und fünften Knopf seines Waffenrocks schob.

Die alte Joséphine hatte ein vollständiges gutbürgerliches Nachtessen zusammengezaubert, als lebe man nicht in einer seit Wochen von jeder Zufuhr abgeschnittenen Stadt, sondern im Zentrum der Welt. Die Fremden strahlten, rasch röteten sich ihre Gesichter. Und Herr Eggermann ging Cécile gegenüber ins Zeug, als gälte es an ihr den Sturmanlauf nachzuholen, der ihm durch die Kapitulation ihrer Vaterstadt entgangen war.

„Ich kann mir nicht helfen, Mademoiselle, mir wird unglaublich heimatlich hier zumut . . . wenn das nicht sein soll, so hätten Sie uns weniger gut behandeln müssen . . ."

„Ich kann Ihnen nur nochmals dringend raten, Monsieur, aus dieser ‚guten Behandlung' keine voreiligen Schlüsse zu ziehen!" lachte Cécile.

„Ihre hartnäckige Weigerung, Deutsch zu verstehen, sorgt ja schon dafür", erwiderte der Preuße. „Und dabei mache ich jede Wette, Sie verstehen's! hab' ich Sie nicht vorhin draußen auf dem Flur zu Ihren Domestiken einige Worte sprechen hören, die ebensogut aus dem Munde einer Schwäbin hätten kommen können?"

„Das war unser Straßburger Patois, Monsieur — das kann ich freilich, aber man spricht es nur mit seinen Bediensteten, mit den kleinen Leuten in den Geschäften, mit den Bauern vom Lande. Hochdeutsch ist mir, geschrieben wie gesprochen, gleich unverständlich."

„So muß seit den Tagen Goethes eine ungeheure Veränderung in Straßburg vorgegangen sein."

„Dem ist auch in der Tat so!" sagte Jean Küß. „Vergessen Sie nicht: ein Jahrhundert ist seitdem vergangen — und was für ein Jahrhundert! Es umschloß die große Revolution, das erste und zweite Kaiserreich, die erste, zweite und seit kurzem die dritte Republik! und was alles an kleineren Epochen der Umwandlung dazwischen liegt! All diese fundamentalen Umwälzungen hat das Elsaß als französische Provinz erlebt!"

„Nun, und wir? hat Deutschlands Entwicklung inzwischen stillgestanden? Die Wiedergeburt des deutschen Geistes durch unsere klassische Literatur, die Napoleonische Unterdrückung und die Befreiungskriege, die Reaktionsperiode und Achtundvierzig, der Bruderkrieg von sechsundsechzig und — nun eben die wundervolle Zeit, in der wir mitten drin stehen — o, wenn es auf Umwälzung und Neugestaltung ankommt — auch wir stehen am Ende eines Jahrhunderts der Verjüngung . . ."

„Nur daß das eure Angelegenheiten gewesen sind und nicht die unsern!" erklärte der Elsässer. „Unsere Heimat hat die Geschicke ihres großen Vaterlandes Frankreich geteilt . . . und ist durch diesen Anteil unlöslich, unwiderruflich mit ihm verwachsen!"

„Vielleicht haben Sie recht, Monsieur Küß," erwiderte der Offizier. „Dann um so schlimmer für uns — und für euch . . . ihr — werdet in Schmerzen umlernen müssen . . . und wir — wir werden viel Geduld mit euch haben müssen . . . Verzeihen Sie, Mademoiselle, schon wieder sind wir bei dem leidigen Thema . . . Lassen wir es fallen . . . Sie haben viel gelitten und sind uns sehr böse, das ist nur zu begreiflich . . . Aber vielleicht ist es Ihnen ein Trost, wenn ich Ihnen sage, daß uns das Herz geblutet hat, ganz aufrichtig, heiß und schmerzlich geblutet, als wir euch — als wir eurem wundervollen Straßburg das alles antun mußten."

„Mußten, Monsieur?!" fiel Jean Küß ein. „Verzeihen Sie, wenn ich die Notwendigkeit aufs entschiedenste bestreite! Sie mochten uns einschließen, belagern, bestürmen — gut! Das Bombardement war eine — — war eine unnötige Grausamkeit, um es sehr gelinde auszudrücken . . . eine Grausamkeit, deren Folgen . . . ihr noch zu fühlen bekommen werdet."

„Lieber Onkel, Sie vergessen, daß diese beiden Herren schwerlich für das Bombardement verantwortlich sind!“ fiel Cécile lebhaft ein.

„Nein, Mademoiselle, wir nicht, in der Tat nicht!“ warf der Oberstleutnant dazwischen. „Nicht unsre Schuld . . . sind Infanteristen . . . zwei Ausfälle, das war alles . . . Artillerie hat alles gemacht. Hätten lieber gestürmt, wir Infanteristen . . . hätten den Ruhm für uns gehabt.“

Herr Eggermann sagte verbindlich: „Straßburg, Mademoiselle, ist jedem Deutschen ein Heiligtum. Als Kleinod deutscher Baukunst . . . als Geburtsstadt des Sängers von ‚Tristan und Isolde‘ . . . als eine der wichtigsten Stätten von Goethes Jugendleben . . . Sie können kein Deutsch, Mademoiselle — aber unsern Goethe werden Sie doch kennen?“

„Ich habe eine dunkle Ahnung von seiner Bedeutung für Deutschland, das ist alles,“ erklärte Cécile leicht errötend. „Von seinen Werken kenne ich nicht ein Wort. Meine Bildung habe ich im Institut des jeunes demoiselles bei den Schwestern vom Herzen Jesu empfangen — und im Kloster St. Charles in Nancy . . . das können Sie sich wohl vorstellen, daß man dort nichts von Ihrem Herrn Goethe wußte.“

Herr Eggermann tat einen tiefen Trunk vom Ottrotter und sagte resigniert: „In der Tat, das gibt meinen Illusionen den Rest . . . Eine junge feingebildete Straßburgerin, für die Goethe nur ein Name ist . . . Es scheint wirklich, wir sind um ein paar Jahrzehnte zu spät gekommen . . .“

„Es wäre erfreulich, wenn diese Erkenntnis sich in Ihrem Volk und bei Ihren Regierungen schnell verbreiten würde,“ sagte Jean Küß trocken. „Das könnte späteren Enttäuschungen vorbeugen. Nein, meine Herren, Sie sind nicht auf deutschem Boden. Was einmal vor Jahrhunderten war — heute gehört es einer unwiederbringlichen Vergangenheit an.“

„Unwiederbringlich, Monsieur Küß?!“ sagte der Preuße scharf, und in seinen hellblauen Augen glomm ein stählernes Licht. „Wer leben wird, der wird erleben.“

Gewaltsam zwang Cécile den Haß hinunter, den wilden Drang, den Eroberern, den Bezwingern ins Gesicht zu schreien, was auch sie im Tiefsten empfand: daß das, was die da dachten, wollten, erzwingen wollten — daß das nie, nie sein könne . . .

Aber sie gedachte des milden, selbstsichern Vaters — ach, wenn er doch käme! gedachte seiner Stellung und Verantwortung... durfte es hier, an seinem eigenen Tische zu Schärfen und Ausbrüchen kommen?!

„Erzählen Sie uns lieber etwas Schönes, etwas Interessantes! Von Ihren Kriegserlebnissen! Wir wollen einmal vergessen, daß es unsre Landsleute, unsre Brüder waren, wider die Sie gefochten haben . . . Wir wollen Ihre Geschichten anhören, als seien es alte Heldenlieder . . . Wo haben Sie sich dies schöne, ernste Kreuz auf Ihrer Brust da erworben? und die martialischen Narben auf Ihrer Stirn, auf Ihrer Wange?"

Herr Eggermann lachte befreit auf. „Diese Narben, Mademoiselle, die sind keine Kriegserrungenschaften... Die stammen aus dem tiefsten Frieden — aus meiner Bonner Studentenzeit! aus unendlich lustigen und harmlosen Zweikämpfen!"

„O — Sie haben sich geschlagen? und natürlich für eine schöne Frau?"

„Leider muß ich das verneinen, Mademoiselle." Und der Landrichter im Waffenrock versuchte der Elsässerin das Wesen einer deutschen Bestimmungsmensur zu erklären.

Céciles feines Näschen krauste sich zusammen. „Also eigentlich um nichts haben Sie sich geschlagen — haben sich Ihr Gesicht verunstalten lassen? Verzeihen Sie — da versagt mein Verständnis."

Ein wenig gekränkt unterbrach der Preuße seine muntre, von leichter Eitelkeit durchwärmte Erzählung. „Es scheint, ich habe immerfort Unglück bei Ihnen, Mademoiselle. Gibt es denn gar kein harmloses Thema, über das zwei junge Menschen aus — nun ja, meinetwegen aus zwei verschiedenen Nationen sich unterhalten könnten, ohne fortwährend auf Gegensätze, auf Abgründe des Empfindens zu stoßen?"

„Die Zeit ist wohl zu ernst zu harmlosem Geplauder," meinte Herr Jean Küß vermittelnd, „und unsre Lage zu gespannt. Zuviel Schweres liegt zwischen euch und uns . . . und meiner Nichte mögen Sie zugute halten, daß sie die Verlobte eines französischen Offiziers ist . . ."

„Ah — das ist freilich — selbstverständlich, hatte ich nicht die leiseste Ahnung, Mademoiselle . . ." Etwas wie eine ganz leichte Enttäuschung malte sich auf dem frischen, durch das tiefe Braun

hindurch von Wein und Erregung geröteten Gesicht des Preußen. „Darf man etwas Näheres erfahren?"

Eben hatte Jean den Sekt in die kristallenen Schalen gefüllt. Doch niemand berührte die Gläser. Ein paar schwere Tränen waren jählings in die leuchtend braunen Augen der Haustochter gequollen. Mit kurzen Worten orientierte Onkel Jean die Gäste. Eggermann verdeutschte die aufklärenden Worte seinem Chef.

„Kein Zweifel," sagte der Oberstleutnant auf deutsch zu seinem Adjutanten, „wenn der Herr noch . . . na also, der Herr sitzt jetzt ganz todsicher in Graudenz oder in Küstrin . . . Na, das muß sich ja auf dem Dienstwege in einem halben Tage telegraphisch feststellen lassen."

Das übersetzte wieder Eggermann der Gastgeberin.

Hochauf lauschte jählings da Cécile:

„Wie, mein Herr, es wäre möglich, daß Sie mir —?! o, das wäre — nein, wie ich Ihnen dankbar sein würde . . ."

„Aber warum denn nicht, Mademoiselle? ich denke mir das sehr einfach . . . und selbstverständlich wird es uns ein besonderes Vergnügen sein . . . Nicht wahr, Herr Oberstleutnant?" Der ältere Herr, aufgeklärt, bejahte aufs lebhafteste, das werde sich ganz leicht machen lassen. Morgen in aller Frühe werde man bei der Kommandantur die nötigen Nachforschungen veranlassen. Mademoiselle könne also vielleicht schon im Laufe des morgigen Tages genauere Auskunft über das Schicksal ihres Verlobten erfahren — sofern die deutschen Behörden irgend in der Lage seien, solche zu beschaffen.

„O mein Gott, Messieurs, wenn Sie das könnten . . . Sie ahnen ja nicht, wie ich mich in den zwei Monaten gebangt habe . . . ach, es wäre ja zu wundervoll . . ."

Sie war aufgesprungen, lief rund um den Tisch, um ihre Erregung irgendwie loszulassen. Eggermann lächelte ihr glücklich zu, doch es war eine leise Melancholie in seinem Lächeln.

„Siehst du, Kleine?" Onkel Jean war auf Cécile zugetreten und flüsterte ihr ins Ohr: „Da hast du gleich den Lohn für deine Gastfreundschaft . . ."

Wie der Fittich eines Friedensengels war es dahingeweht über die kleine Gesellschaft. Über Abgründe des Hasses und der Fremdheit wölbte sich ein leuchtender Bogen: Menschen-

güte, unbewußtes Gefühl der Gemeinschaftlichkeit alles eigentlichsten und innersten Erlebens . . .

Und auf einmal floß das Gespräch klippenlos, pausenlos . . . Die Fremden erzählten von der Heimat: der Oberstleutnant hatte einen Sohn vor Paris und bangte auch seit wenigstens acht Tagen um Nachricht . . . Herr Eggermann erzählte von seiner alten Mutter, die ihm daheim in Berlin die Wirtschaft führe . . . er mußte ihr Bild holen . . . Man entzückte sich über den weißen Scheitel, das Matronenhäubchen der alten Dame, stieß auf das Wohl der fernen Lieben der Gäste an . . .

Auch Cécile war auf allgemeines Bitten aufgestanden, um das Bild ihres Verlobten zu holen. Als sie zur Tür ging, bemerkte sie, daß ihr Bruder Louis, der sich seit dem Dessert in eine Ecke gesetzt hatte, mit irgendeiner Kritzelei auf einem Notizbuchblatt beschäftigt, dieses in kleine Stückchen zerriß und in die Tasche steckte.

„Was war das?" flüsterte sie ihm zu.

„Ich hatte so ein paar fabelhafte Zeichnungen von den Schwowe da gemacht . . . der dicke Lieutenant-Colonel war ganz famos geworden . . . und der andre auch mit seinem blonden Stoppelbart und seinem roten Graben im Gesicht — aber jetzt, wo die zwei so nett sind, hab' ich sie zerrissen . . ."

„Recht so, Junge!" lachte Cécile. „Aber schad' ist's doch, daß ich sie nicht mehr zu sehen bekommen hab' . . ." Und kichernd wollte sie hinausschlüpfen, da trat Papa ein und schaute aus seinem gramzerfurchten Gesicht erstaunt, doch nicht unzufrieden auf dies behagliche Bild der Versöhnlichkeitslaune. Die Preußen schnellten mit einem Ruck in ihre gewohnte marionettenhaft steife Haltung empor, ließen sich sehr zeremoniell vorstellen und sprachen ihren Dank für gute Aufnahme aus.

Der Hausherr nahm den freigebliebenen Platz, Jean servierte nach, und bald war das Gespräch wieder im Fluß. Doktor Küß berichtete, General Werder wolle am neunten Oktober im Münster ein großes Tedeum abhalten. Die Instandsetzungsarbeiten an dem ausgebrannten Dachstuhl sollten schon morgen früh beginnen.

Cécile kam und reichte das Bild Adriens unwillkürlich zunächst dem jüngeren der beiden Herren. Herr Eggermann nahm den zierlichen Rahmen vorsichtig in die Hand. Hm! das also

war der glückliche Feind. Er ist sehr schön, dachte der ehrliche Deutsche. Wie der roßschweifüberwallte Römerhelm über der stolzen Hakennase emporstieg — wie der weiße Kürassiermantel über dem blanken Harnisch hing — — zu viel Theater . . . aber natürlich, so was macht Effekt . . . wahrlich, da kann ein schlichter Fußsoldat wie unsereiner nicht konkurrieren . . .

Er mag ihn nicht, dachte Cécile, und seltsam — das schmeichelte ihr.

„Hier, Mademoiselle . . . ich danke Ihnen . . . ein schöner Mann . . ." und dann, ganz leise und mit einem Unterton von Ernst: „— ich beneide ihn . . ."

„Um — seine Schönheit?" neckte Cécile leise zurück.

Da schoß aus den blauen Augen des Preußen ein warmer Huldigungsblick zurück . . . Cécile senkte die Lider und wollte das Bild dem Oberstleutnant reichen . . . aber der druckste eben an seinem Französisch herum, um dem Hausherrn eine Bitte vorzutragen.

„Pardon . . . mein Herr . . . wäre es nicht erlaubt . . . würden Sie uns nicht . . . etwas zu r a u c h e n geben —?"

„Aber mit dem allergrößten Vergnügen, mein Herr," rief der Professor, der sich bei dem sorgenvollen, verlegenen Gesichte seines Gastes auf ein weit verfänglicheres Anliegen gefaßt gemacht hatte. Zigarren! — na die wären ja in zwei Minuten mit dem Kaffee von selber gekommen; Jean war eben hinaus, beides zu holen.

„Louis — Zigarren!"

Und nun geschah etwas Schreckliches. Die Elsässer, sowie sie ihre Zigarren in Brand gesetzt, schoben selbstverständlich ihre Römer beiseite.

Die Deutschen aber qualmten behaglich ihre mächtigen Importen und — — tranken munter dazu weiter . . . nach der süßen Speise —!!

Wein und Nikotin . . . auf dieselbe Zunge . . . immer abwechselnd . . .

Nein — es waren d o c h Barbaren.

*

IV.

Als Professor Küß am folgenden Morgen endlich wieder einmal einen halben Vormittag für seine Sprechstunden freigemacht hatte, saß auf dem zum Wartezimmer erhobenen Flur inmitten eines Schwarms von Patienten auch ein hochgewachsener Bauersmann, den der Arzt, sowie er seiner ansichtig wurde, mit besonderer Herzlichkeit begrüßte und, unter ein paar Worten der Entschuldigung an die harrenden Klientel außer der Reihe in sein Empfangszimmer nötigte.

„Bonjour, Babbe Hickel! Ihr han Eich schon lang nimmer sehn lon in unserm Hüs!"

Der aufrechte Mann hatte ein kleines Schmunzeln um das ernste, sorgenschwere Gesicht.

„Sie müen exküsiere, Harr Profasser! I wär schun lang garn kumme – aber d'Preiße han's nit gelitte!"

„Was macht Eiri Frau? Isch se g'sund?"

Da wurde der Bauer ernst. „Grad weje dem kumm i, Harr Profasser."

Bald war's heraus, was den Großbauern drückte: sein Sohn, sein Ältester, sein Jean Baptiste, der mit dem Vornamen des Vaters sein ganzes Herz besaß, war seit gestern fort – plötzlich fort in den Krieg! Und Mutter Kättel hatte daraufhin Krämpfe bekommen, ganz schreckliche Krämpfe – „hin und her hat sie's gerisse d' ganz' Nacht ..." und ob der Herr Doktor nicht wollte dem Hickelbauern die Lieb' antun und sobald als möglich mit hinauskommen, um nach der Mutter zu schauen? Er brauche seine eigenen Rösser nicht einmal aus dem Stalle zu holen – das Gefährt stehe draußen, und der Herr Doktor könne nur alleweil einsteigen.

Das klang fast mehr wie ein Befehl, denn wie eine Bitte. Der Hickelbauer war ein stolzer Mann und gewohnt, daß alles nach seiner Pfeife tanze. Auch konnte er sich's ja leisten, statt des örtlichen officier de santé, des Obernaier Landdoktors, sich einen „Professor" aus „der Stadt" kommen zu lassen . . .

„Diß wurd net so g'schwind gehe, Babbe Hickel!" lächelte der Arzt, „Ihr sahn, i hob noch ebs andri Lytt do sitze — un dernoch: i bin jeß e Confrère von Eich: m'r heißt mich jeß au Herr Maire! ich bin jetzt au noch Maire worde."

„Ihr sinn jeß au Maire — Maire von Stroßburj?" Der Bauer kratzte sich hinter den Ohren. „Doktor un Maire? Viel Lascht, Herr Profasser!"

Trotzdem versprach der Arzt, wenn sich's irgend einrichten lasse, wollte er am Nachmittag mit nach Obernai hinausfahren. Ein bissel Landluft könne ihm nur gut tun in all der Jagd.

„Un junge Herrschafte — mechte die net mitkumme? i hätt' Platz genug im char-à-bancs!"

Ei, so möge doch Monsieur Hickel gleich hinaufgehen zur Mamsell Cécile und selber anfragen.

Das tat der Hickel denn auch mit jenem sichern Gefühl von Gleichberechtigung und Herrenstolz, das im Elsaß den wohlhabenden Bauern dem wohlhabenden Bürger als Standesgenossen nicht, aber als Rangesgleichen an die Seite stellte. Als er der jungen Dame Trauerkleidung sah und sich geradaus nach dem Grund erkundigte, war er tief erschüttert und schüttelte lange wortlos des Mädchens feine Hand in seinen wuchtigen Pranken, daß Cécile fürchtete, er möchte ihr die Finger zerquetschen.

„'s isch allewaj e Kriz, Mamsell, m'r müesse alli dran glöiwe . . ."

Und im Gespräch erfuhr nun auch Cécile Genaueres von der Katastrophe, die den Hickelhof betroffen. All die Wochen, während deren man draußen den Hall der Beschießung vernommen, den Feuerschein am nordöstlichen Himmel nächtens gesehen, sei der junge Schambatis kaum zu halten gewesen — er habe absolut fortgewollt . . . Soldat müsse er werden, es könne noch nicht zu Ende sein, alles müsse noch einmal von vorn anfangen, er wolle nicht preußisch werden, wolle keine Pickelhaube tragen, lieber sich unterm Käppi totschießen lassen . . .

„I hab's em verbotte so härt als i 'kennt hab ... un mini Frau au ... 's isch alles umsonscht gewan ... hytt nacht isch er furt ... un 's Kättel lejt jetz d'heim un jomert sich ze Tod!"

Harte Zeiten, harte für Stadt und Land ...

Aber auf die Fahrt freute sich Cécile ... Seit Monaten nichts als die Pestluft dieser geschlagenen Stadt ... Hinaus! herrlich! und so ein blaugoldner Herbsttag dazu ... Aber hatten nicht die preußischen Herren versprochen, im Laufe des Tages Nachricht von Adrien zu schaffen? Ah bah — das war ja ausgeschlossen, daß es so schnell ginge ... Nein, das war unmöglich ... darauf den ganzen Tag zu lauern wäre kindisch gewesen. Man würde vor Mitternacht wieder zu Hause sein.

Und nachmittags rollte das „Berner Wägele" mit der Doktorfamilie die schon wieder betriebsam belebte Grande Rue hinunter. Vater und Tochter Küß im Rücksitz, auf dem Vordersitz Onkel Jean, neben ihm des Professors Besteck, das er für alle Fälle mitführte. Louis stolz neben dem Bauern auf dem Bock. Durch die gräßliche Trümmerstätte der Weißturmstraße führte der Weg.

„Gelle, Herr Dokt'r, sie hant ebb's g'schafft, d' Preisse?" Der Bauer schüttelte die geballte Faust nach der Stadt zurück. Sein vierkantiges, glattrasiertes Gesicht glühte in dunklem Haß. „Diß vergasse mer 'ne 's ganz Lewe net!"

Die Porte Nationale war eine scheußlich klaffende Ruine inmitten eines Wustes zusammenkartätschter und eingeäscherter Häuser, über denen noch immer der fade Brandgeruch dünstete. Cécile mußte sich zusammennehmen, um nicht vor Ekel und Jammer in Tränen auszubrechen ... Aber auch der sanfte Papa, der seit dem Empfang der Schweizer Hilfsgesandtschaft nicht mehr in dieser Gegend gewesen war und überhaupt kaum einen andern Weg gemacht hatte als den von seinem Hause zur Mairie, knirschte mit den Zähnen.

„Das sind Hunnentaten ..."

„Ich weiß nicht viel von diesem Goethe," sagte Onkel Jean, „auf den diese Deutschen so stolz sind, aber ich möchte wohl das Gesicht gesehen haben, das er zu diesem Heldenstück seiner Landsleute gemacht hätte ..."

Die Torwache forderte den Passierschein sehr höflich auf hochdeutsch, und der Bauer antwortete in seinem Elsässisch. Der

Posten war ein Badener: spielend hatte man sich verständigt. Noch zweimal gab's den Reisenden einen Stoß: zunächst bei der Fahrt an dem furchtbar zugerichteten Überbleibsel der Umwallung und ihrer Vorwerke vorüber — und dann ein paar hundert Meter weiter ging's an dem Dorf Königshofen vorbei, das bei einem Ausfall der Besatzung in Flammen aufgegangen war, und von dem ein ganzes Viertel nur eine Allee kläglicher Ruinen, verwüsteter Menschenbehausungen darstellte.

„Mein Gott, mein Gott!" klagte Cécile. „Und wohin sind sie nur geflohen, all diese armen Menschen?"

„Sieh dir die Barackenlager und Hospitäler in der Stadt an — da kannst du sie finden . . ."

„Himmel, das kann ja nie wieder gut werden . . ."

Doch nun war's auch überstanden. Frei wurde der Blick, erlösend klar strich die laue durchsonnte Luft von Westen den Fahrenden entgegen, heiter lagen und kummerlos die abgeernteten Segensbreiten, und schau! dort am Horizont zeichnete sich die blaue Vogesenwand, stieg immer machtvoller empor.

Und eine tiefaufatmende Entspannung löste den Flüchtlingen des Stadtkerkers die Herzen und Sinne. Ach, das alles war noch da . . . die Stadt hatten sie nehmen können und verheeren — das Land, das wundersame, milde, segentriefende Elsaß — das hatten sie nicht verwüsten können — freilich — nehmen — wollten sie's nicht auch?! hatten sie's nicht schon?

Heimat — arme Heimat — dich wollen sie losreißen vom großen Vaterlande . . .

Nein, das ist ja Wahnsinn . . . diese Heimat, sie ist ja doch eine Menschenheimat — eine Heimat der Herzen . . . Ein Stück Erde, ja, das kann man auf der Landkarte mit einer anderen Farbe anpinseln — aber die Menschen darinnen, die kann man doch nicht umprägen — die Herzen, die kann man nicht umfärben . . .

Drei Stunden Fahrt verrannen den Städtern wie im Flug, im Schauen, Atmen, Sinnen, in ahnungsbangem Gedankentausch . . . Dann stiegen vor ihren Blicken die malerischen Zinnen der ehemals reichsfreien Stadt Oberehnheim empor — die Lebenden kannten sie nur noch unter dem französischen Namen Obernai. Durch die alte Stadtbefestigung ging's, über klapperndes Pflaster die mittelalterlich traulichen Gassen entlang, der

Marktplatz weitete sich, verlassen lag zur Linken das breite Storchnest auf dem Kamin der gotischen Stadtmetzig, des Fleischerhauses, gegenüber wuchtete stattlich das hochgegiebelte, umschnörkelte Rathaus. Überall schmauchende, schlendernde badische Landwehrleute, zum Teil schon gut Freund mit der Bevölkerung. Die erst vor Jahresfrist vollendete Peter- und Paulskirche stieg pomphaft ins Abendgold. Und nun ging's ein Stück rings um die Stadtumwallung, und sieh! Da hob sich zur Rechten aus bräunlichen Weingehegen und Obstgärten, stattlich und wundervoll, mit seiner braunen Balkenmosaik zwischen gelbgetünchten Lehmflächen, der reiche Hickelhof.

In massigem Geviert lagerten sich die Wohngebäude, die Stallungen, die Scheuern und umschlossen einen breiten blitzsauberen Hofraum, in den nun das Gefährt hineinrollte durchs zweiflüglig ragende Tor. Und ein Schwarm flachsköpfiger Buben und Mädchen stob dem Wagen entgegen.

„Der Babbe isch widder do! der Babbe! un d'r Dokt'r isch komme! Buschur, Herr Profasser!"

„Was macht d' Mamme?"

„D'r Mamme isch als noch net guet!" meldete das älteste Töchterle, die Gretl. „'s isch Zytt, daß 'r kumme, Herr Profasser!"

Über dem reichen Hof hockte die Sorge, ängstete die Not der schweren Zeit . . .

Während der Professor sich ans Lager der kranken Bäuerin begab, zogen die Mädchen zutraulich das Stadtfräulein in die Küche und erzählten wichtig und erregt die Geschichte von des großen Bruders Flucht zu den Soldaten, gen Paris. Und Cécile ergriff es mit wundersamer Rührung, daß dieses reichen, beglückten Hauses ältester Sproß, der gewiß so wenig als seine Eltern und Geschwister ein Wort Französisch konnte außer den paar landläufigen Grußformeln — und sonstigen Gesprächsbrocken, die sich dem Patois des elsässischen Volkes beigemengt hatten — daß auch ihn das gleiche starke und triebhafte Zusammengehörigkeitsgefühl gen Westen, gen Frankreich zog und zum freudigen Opfer seines hoffnungsjungen Lebens trieb, das nämliche Gefühl, das ihr eigenes Herz und das der französisch redenden Städter allmächtig zum Lande der Freiheit zwang...

Mathis aber, der Siebzehnjährige, nahm den gleichaltrigen

Stadtknaben abseits in eine braunumwachsene Weinlaube. Und mit glühenden Wangen lauschte der Lyzeist der Erzählung des Bauernjungen vom Verschwinden des ältesten Bruders, der es nicht ausgehalten hatte hinterm väterlichen Ofen, dieweil die ganze männliche Jugend des Landes ausgezogen war, um mit Chassepot, Säbel und Mitrailleuse das heilige Vaterland wider den Einbruch der verhaßten „Schwowe" zu verteidigen . . .

„Du, Mathis —" knirschte Louis zwischen den Zähnen hervor, „wenn's net gar zu geschwind Fridde git — derno risse mir zwei au noch üs un gehn ze de Soldate — was meinscht?"

„Liewer hyt als morje —" flüsterte funkelnden Blickes der Hickelbub.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Als die Familie Küß mit Onkel Jean nach wundervoller Heimfahrt durch eine sommerlich laue Vollmondnacht zu Hause ankam, fand sich auf dem Tisch des Wohnzimmers ein an Cécile adressierter Briefumschlag vor. Er enthielt ein Dienstformular, auf dem mit Bleistift folgende Worte geschrieben waren:

„Str., 6. 10. 70

Mademoiselle,

ich habe die Ehre, Ihnen folgendes mitzuteilen:

Auf mein Ersuchen hat die Kommandantur sich telegraphisch an die zuständige Dienststelle in Preußen gewandt, um festzustellen, ob dort etwas über Ihren Herrn Verlobten bekannt sei. Darauf ist heut abend 8 Uhr ein Telegramm von der Kommandantur der Festung Magdeburg eingelaufen folgenden Wortlauts: ‚Ein Kapitän Delaroche vom 9. franz. Kür.-Regt. hat sich unter den Gefangenen von Sedan befunden. Es ist demselben aber gelungen, schon auf dem Fußtransport in der Nähe von Florenville zur Nachtzeit sich der Gefangenschaft durch die Flucht zu entziehen. Mehrere ihm nachgesandte Schüsse scheinen ihn nicht erreicht zu haben. Sein jetziger Verbleib ist nicht bekannt.' Dies zu Ihrer Orientierung!

Ihr sehr ergebener

Eggermann."

*

V.

Auf der nächtlichen Heimfahrt hatte Cécile sich ihr künftiges Verhalten gegenüber der Einquartierung ganz genau zurechtgelegt. Es war sehr einfach: Obwohl man unter dem gleichen Dache wohnte, würde man in Zukunft jede Berührung vermeiden. Die Herren hatten ja ohnehin keinen Anspruch auf Verpflegung — es war schon ein Überschuß an Gastfreundschaft gewesen, dies Diner gestern abend . . . Allerdings, wenn nun die Herren wirklich Nachricht von Adrien herbeischafften — dafür würde man seinen Dank aussprechen müssen — nun, dazu würde sich schon eine unverbindliche Gelegenheit finden . . . Damit war die Beziehung zu den Fremden aber auch ein für allemal erledigt — und wenn sie Wochen und Monate unterm Dache des Hauses Küß verweilen würden . . .

Es waren das alles eigentlich Selbstverständlichkeiten, und Cécile wunderte sich manchmal ein wenig über sich selbst, daß sie diese Frage, diese so einfache und klare Frage immer wieder durchdenken, sich in ihren Vorsätzen immer wieder aufs neue bestärken mußte . . .

Und nun — diese — d i e s e Kunde von Adrien!

Noch bis in die späte Nacht hinein hatten Papa und Onkel mit den glühend erregten Kindern sich die phantastischen Bilder ausgemalt, die diese abenteuerliche Mär heraufbeschworen . . . Adrien kriegsgefangen bei Sedan . . . also gewiß hatte er auch an dem verzweifelten Ringen teilgenommen, das der Einschließung, der Kapitulation vorausgegangen war . . . hatte am Ende gar die berühmten großen Kavallerieangriffe bei Floing mitgemacht, von denen man nun aus den Berichten der Zeitungen erfahren hatte — die dem König Wilhelm den

bereits historisch gewordenen Ausruf abgelockt haben sollten: „Ah — les braves gens!“ O Himmel, was mochte er alles durchgemacht haben, einsam und fern . . . Adrien Delaroche, der künftige Schwiegersohn des Hauses, der Bräutigam der armen kleinen Cécile!

Und dann — auf dem Transport aus der Gefangenschaft entflohen! War das nicht direkt wundervoll?! Also er hatte noch nicht genug an all dem Graus, durch den er sich hindurchgerettet . . . er war es nicht zufrieden wie sicherlich Tausende um ihn herum, nun mit gutem Gewissen, als schuldlos und ehrenvoll Gefangener, sein Leben in Sicherheit sehen zu dürfen — nein, er hatte der tausendfachen Gefahr des Fluchtversuchs getrotzt, nur um sich in immer wieder neue Gefahr zu stürzen! Gewiß war er jetzt längst wieder bei der Armee, irgendorts, wo sich Reste der vernichteten Heere sammelten, um den Kern neuer Formationen, neu sich entflammenden zähen Widerstandes zu bilden!

Cécile hatte manchmal das Gefühl, als sei er ihr ganz entrückt, ins Heroische, ins Riesenmäßige gewachsen . . .

Schade nur, daß Papa und Onkel Jean so wenig vom Militär verstanden . . . so wenig von den großen Ereignissen wußten, in deren Mittelpunkt ihr Adrien gestanden hatte . . . Es gab so unendlich viel Fragen, die nur ein Fachmann hätte beantworten können . . .

Es würde nichts übrig bleiben, als sich doch noch einmal an die Preußen zu wenden — bei Gelegenheit der schuldigen Danksagung würde sich das alles ja ganz vortrefflich anbringen lassen.

Inzwischen hatte Cécile eine Idee: das Bild Adriens sollte einen zierlichen Lorbeerkranz um seinen Rahmen bekommen. Lorbeer? woher ihn nehmen? Draußen in der Orangerie hatte es genug gegeben vor der Belagerung . . . aber wie mochte es da jetzt aussehen? Und wie dahin kommen?

Cécile entsann sich eines Balles in der Präfektur, den sie im Mai mit Adrien mitgemacht . . . Damals hatte noch niemand etwas vom Kriege geahnt . . . Aber als sie mit dem Liebsten während einer Tanzpause im Garten spazierengegangen war, hatten sie zusammen vor einem Lorbeerbaume stillgestanden, der im Kübel dicht vor einem mächtigen Rosenboskett aufgestellt gewesen:

„Lorbeer und Rosen . . .“ hatte Adrien gesagt, „Rosen und Lorbeer — so träum' ich mir mein Leben . . .“

Das hatte die kleine Cécile ganz unsagbar groß und poetisch gefunden . . .

Nun lag die Präfektur in Asche . . . Vielleicht wär's möglich, in den Garten zu kommen . . . ob der Lorbeerbaum noch an seinem alten Platze stand? Versuchen wir's . . .

Und Cécile schlüpfte die Rue Brulée hinunter, an der Mairie vorüber — ach, der arme Papa! Da oben sitzt er wieder und quält sich ab für die Straßburger! Kußhand! du Bester! — und stand dann vor dem wundervollen Sandsteintor, hinter dem, ein tragisches Skelett, die leicht hingelagerte Fassade der Präfektur in den falben Frühherbsthimmel emporstarrte . . .

Schon war ein Heer von Arbeitern, ein Park von Lastkarren aufgeboten, um den Brandschutt aufzuräumen. Die Deutschen schienen sich's in den Kopf gesetzt zu haben, die Stadt in nicht viel längerer Zeit wiederherzustellen, als sie zur Verwüstung gebraucht hatten . . .

Cécile schlüpfte zwischen ein- und ausfahrenden Wagen hindurch und wollte eben den Hof überschreiten, als sie sich rauh angerufen hörte. Ein preußischer Posten mit langem braunroten Vollbart, das Gewehr unterm Arme, kam ihr nachgestürzt und knurrte sie in deutscher Sprache an. In ihrer Aufregung antwortete sie auf die unverstandene Frage in ihrem Straßburger Ditsch:

„In de Garte hab' i gewellt . . .“

„Dees isch verbotte!“ sagte der Posten viel freundlicher. Der „Preuß“, der „Schwob“ schien in Wirklichkeit ein Badener zu sein. Aber so gemütlich er auch plötzlich in der Form wurde — in der Sache blieb er unerbittlich. Also den Rückzug . . .

In diesem Augenblicke richtete der Landwehrmann sich stramm auf und präsentierte mit krachendem Griff das Gewehr. Eine Gruppe deutscher Offiziere war in den von Arbeitern durchwimmelten Ehrenhof getreten. Einer von ihnen löste sich von den Kameraden und trat auf die zitternde Cécile zu, die Hand grüßend an den Schirm der schlappen Feldmütze gelegt.

„Mademoiselle Küß . . . ist's möglich?“

„Bonjour, Monsieur Eggermann . . .“ Und errötend bekannte Cécile die zärtliche Laune, die sie hergeführt.

Der Premierleutnant sprach ein paar Worte mit dem noch immer unter präsentiertem Gewehr stehenden Posten, der mit einem knarrenden „Zu Befehl, Herr Leitnant!" erwiderte.

„Bitte, Mademoiselle, der Weg ist frei ... es wäre mir aber eine Beruhigung, wenn Sie mir erlauben wollten, Sie zu begleiten."

Verwirrt nickte Cécile Gewährung, und Eggermann setzte sich mit zwei Schritten an ihre linke Seite. Schweigend, von Gedanken bestürmt, umschritten die zwei die malerische Ruine des stolzen Palastes. Himmel, war's möglich ... dies war derselbe gelbe, knirschende Kiesweg, über den sie vor ein paar Monaten mit Adrien ... Aus dem Innern dieser trostlosen Trümmerstätte war damals Musik und Frauenlachen erklungen ... und zärtliches Liebesgeflüster an ihrem Ohr ...

Cécile konnte nicht anders — sie mußte ihrem Begleiter erzählen ...

Der nickte bewegt: „Das ist grausam zu denken ..."

Und, mein Gott, da war ja der Lorbeerbaum ... umgeworfen lag der Kübel, und in den Rosenhag hatte sich eine Granate eingewühlt und im Zerspringen die Sträucher wirr durcheinander geworfen ... Nur am Rande standen noch schief zwei, drei Stauden, und die Oktobersonne hatte ihnen ein paar hektisch blasse Blüten entlockt ...

Die brach der Leutnant Eggermann, und auch eine Handvoll Lorbeerzweige pflückte er, nachdem er den Gestürzten aufgerichtet:

„Voilà, Mademoiselle — für das Bild des glücklichen — des unglücklichen Mannes ..."

Einen Augenblick wehte durch Céciles Seele etwas wie ein geheimer Triumph, wie eine Schadenfreude, wie die Wollust der Rache ... aber dann kam etwas Weicheres, Zarteres in ihr empor, und sie hob die Augen einen Moment in die des Fremden, als sie leise sagte:

„Ich danke Ihnen sehr, mein Herr ..."

— Doch rasch wandte sie den Blick zu den Rosen, den Lorbeerzweigen zurück, denn aus des Deutschen hellblauen Augen hatte etwas Erschreckendes geflammt ...

Sie hatte sich wenden wollen, um mit kurzem Abschied von dannen zu gehen, und konnte doch nicht. Es fiel ihr ein, daß sie den Herrn da ja so manches zu fragen hatte ...

Und so fragte sie, und er antwortete, und im Gespräch umschritten sie den Rasenplatz auf der Rückseite der Präfektur, an dessen braunen Bäumen die Flammen der Feuersbrunst die Wipfel wie mit einem Messer wegrasiert hatte.

Was Herr Eggermann wohl glaubte, wohin ihr Verlobter sich gewandt haben könne? Nun, es gebe zahlreiche Möglichkeiten. General Vinoy habe von Sedan ein ganzes Korps, das an der Schlacht nicht mehr habe teilnehmen können, nach Paris geführt . . . vielleicht habe Herr Delaroche dieses noch erreicht oder sonstwie sich nach Paris durchgeschlagen, noch ehe sich der eiserne Ring am 19. September um die Hauptstadt Frankreichs geschlossen habe. Aber auch an manchen andern Stellen im Lande vermute man Versammlungen versprengter und neugebildeter Truppen — so sei eben erst Meldung gekommen, General Cambriels, gleichfalls ein Flüchtling von Sedan, sammle ein Korps bei Belfort, und die badischen Linientruppen würden wahrscheinlich schon in den nächsten Tagen gen Südwesten aufbrechen, um das Elsaß gründlich vom Feinde zu säubern . . . Also es lasse sich nicht einmal eine Vermutung aussprechen . . .

O . . . nun eine sehr . . . beängstigende Frage: Adrien sei doch aus der Gefangenschaft entwichen . . . wenn es nun das Unglück wollte, daß er abermals in die Hände der Deutschen geriete . . . als Verwundeter vielleicht — ob man ihm dann irgend etwas tun werde? — Ganz gewiß nicht . . . es müßte denn sein, daß man ihm vorher sein Ehrenwort abgenommen hätte . . . aber das wolle er zu Ehren des französischen Kameraden nicht annehmen . . . und es sei auch unwahrscheinlich, da er doch anscheinend schon gleich beim ersten oder einem der ersten Fußtransporte sich freigemacht habe . . .

„Und überhaupt, Mademoiselle, Sie sollten sich gar keine Gedanken mehr machen . . . das macht Ihnen das Herz nur unnütz schwer, und man tappt ja doch vollständig im Finstern . . . meine gute Mutter daheim hilft sich durch ihr Gebet . . . ich kann das leider nicht — aber vielleicht wär's etwas für Sie —?"

Er sprach das alles leise, mit dem Respekt, den der Mann der Verlobten eines Fremden, Fernen schuldete . . . und nur ein sachter Unterton von Melancholie war in seinen Worten, den Cécile gleichwohl vernahm und wie eine sehr zarte, sehr

ritterliche Huldigung mit uneingestandenem Wohlgefühl empfand.

Und dann war sie fort, und Leutnant Eggermann stand und starrte ihr nach, wie sie um die zartrosa getönte Sandsteinmauer der Brandruine entschwand, wie ein leichter Schatten.

Richtig marschierten die badischen Linientruppen und das preußische 30. Regiment schon am vierten und an den beiden folgenden Tagen aus Straßburg ab. Und nun am neunten das Tedeum!

Ganz Straßburg war in Aufruhr, fast erregter noch als am Einzugstage. Etwas nie Erhörtes sollte sich ereignen:

Dieselben frechen Eindringlinge, die sich nie gescheut hatten, das Heiligtum der Stadt frevelhaft anzutasten — erzählte man doch, der Schuß auf die Kreuzblume sei von einem badischen Artillerieleutnant getan worden, der mit preußischen Kameraden daraufhin eine Wette abgeschlossen habe! — und die wagten es nun, drinnen vor den Herrn der Heerscharen zu treten und für gnädige Führung zu danken! Mußte nicht Feuer und Schwefel auf die Rotte Korah niederregnen?! Und die Geistlichkeit Straßburgs hatte ihre Mitwirkung nicht versagt! Haarsträubend das und nicht viel besser als Hochverrat!

Aber — man mußte dabei sein, nicht wahr? Den Truppen — außer der Artillerie war's nur noch die badische und preußische Landwehr — war das Mittelschiff vorbehalten, Seitenschiffe und Querschiff hatten sich schon lange vor Beginn der heiligen Handlung mit Straßburgs Bürgerschaft dicht gefüllt.

Eifrig war man bei der Arbeit gewesen: das Glockengestühl war instand gesetzt, die zerrissenen Orgelpfeifen durch einen Orgelbauer aus Frankfurt erneuert worden. Nur daß von droben, an Gewölben und Pfeilerbündeln, in erkalteten, schmalen Zungen und breiten, mattblinkenden Bächen noch das Blei der Bedachung herniederhing, das beim Brande des Dachstuhls herniedergetropft war auf die wimmernden Verwundeten und Flüchtlinge drunten im Gotteshaus . . . Aber sonst schien alles wie einst. Feierlich luden die herzdurchschauernden Klänge der Münsterglocken zum Gottesdienst.

Im dicksten Schwall der Bürger standen die Geschwister Küß, ganz vorn im linken Seitenschiff, dicht an der Vierung. Militärische Posten hielten Mittelschiff und Chortreppe frei.

Nun hub die Orgel des hohen Chores an zu dröhnen. Und

vom Hauptportal her kam es nun heran: die Generalität, die Stäbe ... Louis kannte sie schon alle und konnte sie der Schwester erklären ... Jener breitschultrige Herr mit dem harten, gemessenen und doch wie von innen mit heimlicher Flamme durchleuchteten Denker- und Wollerkopfe, über dem das straffe graue Haar militärisch gescheitelt fest angeklebt war — das war der gewaltige Werder ... neben ihm der scharfblickende schmalschultrige Mann war sein neuer Generalstabschef mit dem unaussprechlichen Namen auf — inski ... Der Schwarzbekragte dort General von Mertens, der schreckliche Lenker des grausigen Bombardements ... Ach, und da war ja auch unser Oberstleutnant ... und neben ihm blond und reckenhaft — er ...

Er, dessen Begegnung Cécile eine ganze Woche vermieden hatte, obwohl er Dach und Flur mit ihr gemeinsam hatte ... er, mit dem irgend etwas Geheimes sie verband, zu dem etwas Seltsames sie hinzog ... das sie Dankbarkeit, Sympathie nannte ... denn etwas anderes konnte es ja nicht sein ... das gab's ja nicht, daß ein Mädchen neben dem Bilde des Geliebten in seinem Herzen noch für irgendeine andere ... zarte Empfindung Raum gehabt hätte ...

Nur ansehen mußte sie ihn immerfort ... er stand ihr ja auch nun ganz nahe, während die Geistlichkeit, voran der ehrwürdige Bischof Raeß, an der Chortreppe die Generalität und die Stäbe empfing.

Und dann flutete es hinterdrein und füllte den ganzen halbdunklen Raum des mächtigen Langhauses: Männer im Waffenkleide, reife Männer aus dem nachbarlichen Baden und Männer fern aus Preußens östlichen und nordöstlichen Provinzen, mancher auch mit verbundenem Kopf, geschientem Arm, viele im Schmuck des Eisenkreuzes, oder des grün und orange bebänderten Zähringer Löwen. Auf all den derben, wangenbraunen Gesichtern ein Ausdruck von gesammelter Ergriffenheit, der auch in Feindesherzen Erschütterung und Mitgefühl wecken mußte...

Und die heilige Handlung begann, und in den Orgelschall mischte sich Gesang ... seltsam klang den Deutschen der wohlbekannte Text in der französischen Aussprache, die das lateinische u wie ü brachte.

„Te deom lodamüs,
te dominom confitemür ...“

Doch alles Fremde verwischte der herzenumspannende Orgelton, überglomm wundersam einend das blendende Oktobersonnenlicht, das nun in breiten Güssen durch die bunten Fenster über die Feierversammlung strömte . . .

Sieger und Besiegte, für eine kurze Stunde unterm Schirm des Gotteshauses vereinigt, bückten sich in stummer Ergebung vor der geahnten Macht, die dies grimme Waffenspiel gelenkt hatte, so, just so und nicht anders, allem frömmsten Gebet der Überwundenen zum Trotz . . .

Und wer da an eine ewige Gerechtigkeit, an ein zielsicheres Walten unbegreiflicher, doch unwiderstehlicher Gesetze im Weltengange glaubte . . . mußte der sich nicht neigen in kniebeugendem Verzicht?!

„Tibi omnes angeli,
tibi coeli et üniversae potestates,
tibi Cherübim et Seraphim
incessabili voce proclamant:
Sanctüs, sanctüs, sanctüs Dominüs Sabaoth!“

So klang's aus der machtvoll aufstrebenden Wölbung des hohen Chors über die Tausende der Streiter und der Bezwungenen dahin, und alle lauschten sie regungslos, durchschauert von unbegriffenen Gefühlen andächtigen Grauens vor dem Ewigen . . .

„Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth!“

Dicht an den stämmigen Bruder geschmiegt stand Cécile Küß. Und immer mußte sie zu dem braunen Männerantlitz hinüberspähen, mit dem blonden Kommißscheitel und dem breiten roten Graben quer über die linke Wange. Und da, bei einer zufälligen Wendung, erfaßte sein Blick den des Mädchens und — hielt ihn fest. Und während die Orgel dröhnte, das Tedeum hellauf hinjubelte durch die jahrhundertalte heilige Halle — ruhten zwei Augenpaare selbstvergessen ineinander, und zwischen zwei jungen Herzen wob das Weltgeheimnis.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als Cécile dann am Arm des Bruders im pressenden Strudel der Menge neben dem kuchenbäckerhaft zierlichen Laurentiusportal aus dem Münster trat und die paar Schritte die Rue du Dôme hinab nach Hause schlenderte — da hatte sie ein heim-

liches, tiefinneres Lachen. Etwas in ihr wiederholte kichernd immerfort:

„Der lange Preuße ist in dich verliebt . . .“

Wie merkwürdig das war: dies Gefühl, dies Wissen, daß ein anderer einen liebte . . . und daß man selber dabei frei blieb, amüsiert halb und halb interessiert, ein bißchen verpflichtet und ein bißchen neugierig: wie wird das nun werden — was wird der andre nun alles anfangen, wie weit wird er's treiben? und doch dabei flügelstark zu bleiben und kühl und erreichbar höchstens für den sehnenden Blick, den man festzuhalten die Macht besaß . . .

Wenn sie an Adrien dachte, dann war sie nichts als das hingegebene schmachtende kleine Mädchen, das bedingungslos und besinnungslos in des erwählten, des einzigen Mannes Armen lag — und nur von seiner Ritterlichkeit und seiner Liebe den Aufschub des höchsten Opfers erwarten durfte — hätte er's verlangt, nur mit dem kleinen Finger gewinkt, sie wäre ganz sein gewesen, in der ersten Stunde wie in jeder folgenden . . .

Der Blick, den der rotbekragte Feind ihr zugesandt durch eine halbe Stunde fast — der erhob sie zur Herrscherin . . . erbettelte Befehl und Schicksal von ihr . . . erweckte und erhöhte in ihr — das Weib . . .

Himmel, wie neu das war und prickelnd und — unerhört entzückend . . .

O Adrien, wenn du wüßtest, was für eine gefährliche Verderberin deine arme verlassene kleine Cécile in ihrem Busen entdeckt hat . . .

Ach, es war unfaßbar süß, zu wissen, daß man Macht hatte... daß man eine Macht war — eine schicksalsgewaltige kleine Großmacht . . .

— In den nächsten Tagen war in Céciles Seele ein geheimes, fieberhaft gespanntes Warten. Was würde er nur anstellen — um ihr nahe zu sein . . . zu ihr zu reden? Denn er hatte zu ihr zu reden — sein endlos langer Blick im Münster hatte ihr's angekündigt . . .

Und — herbe Enttäuschung! es geschah nichts . . .

Herr Eggermann stand früh um sechs auf wie immer, sein Bursche, ein stattlicher Landwehrmann aus Neu-Ruppin, versorgte ihn wie täglich, holte ihm das Frühstück aus der Küche

in sein Fremdenzimmer – dann saß der Premierleutnant den ganzen Vormittag drunten im „Regimentsbureau", in dem die Ordonnanzen und säbelrasselnden Offiziere aus und ein liefen... zum zweiten Frühstück ging er in den „Tannenzapfen" und arbeitete dann nachmittags wieder im Bureau oder ritt mit seinem Chef zu einer Besichtigung hinaus – und abends um sechs ging er zum Essen ins „Maison Rouge", um erst spät heimzukommen, manchmal etwas unsicher und geräuschvoll . . .

Also entweder hatte man sich was eingebildet oder . . . der Herr hatte sich einen kleinen Scherz erlaubt mit der kleinen Cécile . . .

– So verrannen zwei Oktoberwochen wie im Fluge. Denn jeder Tag brachte irgendein Ereignis, das von raschem Schicksalswandel Kunde gab.

Und dann kam ein Tag, da gab es Cécile einen Stoß:

„Mademoiselle!" rief die alte Joséphine ihr entgegen, als sie von Einkäufen heimkam, „morgen werden wir sie los! morgen marschieren sie!"

„Wer – marschiert?!" Cécile war selber ganz entsetzt über ihren Schreck.

„Nun – die da – die Preußen! die Burschen haben's mitgebracht! nach Belfort ziehen sie, die Festung belagern!"

Also – noch einen halben Tag . . . Jetzt mußte also doch endlich etwas geschehen . . . es konnte nicht sein, daß er so – so ohne Wort und Bitte von ihr Abschied nahm . . .

Als um halb zwei nach Tische die Familie beim Kaffee saß – es war die einzige Stunde, die der Professor seinen Kindern widmete – meldete Jean die beiden Herren. Sie klirrten herein, steif und korrekt wie stets, in lederbesetzten Reithosen und hohen Stiefeln, baten um Entschuldigung, daß sie feldmarschmäßig kommen müßten – die Koffer seien bereits zur Bagage abgeholt – dankten für gute Aufnahme und gutes Quartier, und der Professor bat die Herren, den Leuten zu sagen, daß er mit ihrem Betragen sehr zufrieden gewesen sei . . . wünschte Glück für den weiteren Verlauf des Feldzuges . . . Händeschütteln . . . knackendes Zusammenschlagen der bespornten Absätze . . .

Beim Handkuß flüsterte Herr Eggermann Cécile kaum hörbar zu, mit erregungsheiserer Stimme:

„Mademoiselle — kann ich hernach noch zwei Worte mit Ihnen reden?"

Heiß erschrocken und doch wie erlöst erwiderte Cécile gleich leise:

„Papa geht in einer Viertelstunde zur Mairie, mein Bruder zur Schule. Sie dürfen anklopfen."

„In diesem Zimmer?"

„Ja, mein Herr!"

— Himmel, wollte Papa denn gar nicht fort? Doch — endlich ging er. Aber Louis rekelte sich gemütlich in seinem Fauteuil und erklärte, die schulfreien Nachmittage seien doch die einzig menschenwürdigen.

Ganz beiläufig wußte Cécile zu erzählen, um zwei Uhr habe das vierte Landwehrregiment auf dem Broglie Appell im Marschanzuge.

Schon war Louis weg.

Cécile mußte lachen, dieweil ihr das Herz bis zum Halse schlug.

Und dann stand er vor ihr.

„Bitte — wollen Sie nicht Platz nehmen?"

Seine langen Beine standen in spitzem Winkel von dem niedern Fauteuil ab.

„Ich habe mich von Ihnen ferngehalten, Mademoiselle . . . ich weiß nicht, ob Sie es bemerkt haben . . ."

„Ich . . . hab's bemerkt . . ."

„Und — auch verstanden?"

„Ich . . . glaube."

„Sie . . . sind die Verlobte eines Kameraden . . . wenn auch eines Feindes . . . und Sie selber fühlten sich als Französin . . . da hielt ich es für Pflicht . . ."

„Aber warum denn? ich bin sehr allein, Monsieur Eggermann . . . Sie haben mich um diese und jene Plauderstunde gebracht . . . auf die ich mich ein wenig gefreut hatte."

„Dennoch . . . es war besser so . . . für mich wenigstens."

Die frühe Herbstdämmerung hüllte die behagliche Stube in trübes Halblicht . . . vom dunklen Grunde der jahrhundertalten Möbel hob sich nur des Mannes hellblonder Scheitel und weiße Stirn, blinkte die blankgeputzte Knopfreihe, das breite Silberband der Adjutantenschärpe.

Eine wundervolle Sicherheit war über Cécile gekommen. Die

Stimme des Mannes da vor ihr zitterte . . . und seine Hände in den weißen Handschuhen fuhren unruhig hin und her auf den langen Schenkeln. In ihr war Ruhe — Kühle — Triumph.

„Besser für Sie — und warum?"

Und rauh und stumpf kam's aus der Dämmerung:

„Ich liebe Sie, Cécile."

Jäh stand das Mädchen auf. Sie fühlte sich Siegerin . . . und nun war's genug.

„Adieu, Monsieur Eggermann."

Klirrend fuhr auch der lange Offizier in die Höhe. Er hatte begriffen.

„Adieu, Mademoiselle."

Absatzklirren, Verneigung . . . drei feste Schritte zur Tür . . . die Klinke knackte unterm harten Griff — nochmals ein korrektes Kompliment . . . und die Tür fiel ins Schloß.

Stumm stand Cécile und starrte dem Entschwundenen nach. Siegerin?!

*

VI.

Oberregierungsrat Lehmann hatte leichter eine Wohnung gefunden, als er befürchtet hatte. Kaum hatten sich die Tore der belagerten Stadt geöffnet, da hatten zahlreiche Familien sich beeilt, der von Brand- und Elendsgeruch durchdunsteten Stadt den Rücken zu kehren. Vor allem die Überreste der höheren französischen Beamtenschaft, für welche der Übertritt in deutsche Dienste nicht in Frage kam — die meisten der kaiserlichen Funktionäre hatten ohnehin schon vor Beginn der Einschließung „das sinkende Schiff verlassen". In der Nähe des in Trümmern liegenden Palais de Justice wohnte die Gattin eines französischen Richters, der als Mitglied der Garde nationale sédentaire bei einem Ausfall der Besatzung kämpfend gefallen war. Sie fand sich bereit, dem deutschen fonctionnaire nicht nur ihren Mietkontrakt, sondern auch den größten Teil ihrer in dem unvermeidlichen Louis-Seize-Stil gehaltenen Einrichtung abzutreten. Die Dame war froh, einen Käufer gefunden zu haben, getraute sie sich doch nicht, ihre fahrende Habe bei den kriegerischen Zeitläuften in die Heimat zu bringen, wo sie sich ohnehin mit ihren beiden Kindern aufs bescheidenste würde einrichten müssen, um mit ihrer Pension auszukommen . . . Aber dem Deutschen war es ein herzbeklemmendes Erlebnis gewesen, der in tiefes Witwenschwarz gehüllen Französin bei ihrer Abreise seine Dienste leisten zu dürfen und die statuenhafte Trauer zu sehen, mit der die noch jugendschöne Frau, ihre großäugig, fassungslos dreinstarrenden Kinder an der Hand, diese eroberte Stadt verließ, unter deren Trümmern die Gebeine ihres Gatten, seine Lebensarbeit und ihr Lebensglück den tragischen Schlummer nutzlos-heiligen Opfers schliefen.

Noch immer war's ihm nicht gelungen, der gespenstischen Schatten Herr zu werden, die in den niedern dunklen Räumen zwischen den fremdartigen Möbeln hockten. Und wenn er nach heißer Tagesfron sich schlaflos nachts in dem breiten zweischläfrigen Bette wälzte, das dieser fremdrassigen Menschen bescheidenes, pflichtenfrohes Glück umschlossen hatte, dann sehnte er sich bis zum Ersticken nach seinen drei Kindern daheim in Potsdam — dem teuren Vermächtnis seiner Emmy, die ihm vor zwei Jahren entrissen worden . . . Und zahllose Male zündete der einsame Deutsche, der in seiner Brust neben einer korrekten und ein wenig verhärteten und verknöcherten Beamtenseele ein zum Zerfließen weiches Vaterherz verschloß, das Stearinlicht auf seinem Nachttisch an und versenkte sich in den Anblick der Bilder seines toten Weibes und seiner sehr lebendigen drei Flachsköpfe: der fünfzehnjährigen Helene, die schon eine kleine ernsthafte Preußendame war, und des elfjährigen Otto, des neunjährigen Hans . . . Und dann zwang er sich endlich doch zum Schlaf, mit der eisernen Willenskraft, die seine Rasse, sein Volk in Jahrhunderten eines beispiellos mühevollen und beispiellos zielbewußten Aufstieges durch Nacht zum Licht geführt hatte . . . und zuletzt zu dieser unerhörten Kette strahlender Siege — dank deren er selber nun in dem verlassenen Ehebette eines französischen Richters lag . . . im Elsaß, in Straßburg . . . Und doch — ein geheimes Unbehagen fröstelte durch des Deutschen hohen Stolz auf sein sieghaftes Volk . . . Nein, das war doch wohl nicht möglich, daß ein Rückschlag eintreten — daß alles noch einmal von vorne anfangen könnte?! Und doch — es sah fast so aus. Das unsagbar mühselige Geschäft der Überleitung der chaotischen Verhältnisse der eroberten Stadt, des okkupierten Landes in neue geordnete Bahnen — in den ersten vierzehn Tagen hatte es sich ganz leidlich angelassen. Die Straßburger Gemeindeverwaltung, völlig darniedergebrochen durch die Schrecken des Bombardements und die unerhörte und wahrhaft greuelvolle Arbeitslast der Fürsorge für eine jählings ins tiefste Elend hinabgeschleuderte Bevölkerung, hatte mit mattem Dank die festen und unerschlafften Hände ergriffen, die ihr Ordnung schaffen halfen.

Dennoch: schon in diesem ersten Stadium ging das, was hier zu leisten war, fast über Menschenkraft. Die Spitäler strotzten

von Verwundeten, das wochenlange Leben in den muffigen Kellern der uralten, auch in normalen Zeitläuften höchst ungesunden Häuser hatte jede Art von Siechtum unter der Bevölkerung ausgebreitet. Das Irrenhaus in Stephansfeld war überfüllt, und täglich wurden noch neue Opfer des allgemeinen Zusammenbruchs eingeliefert. Und in jedem Augenpaare, dessen Blick man tagsüber ausgehalten hatte, schwelte der Haß, glomm die grimmige Anklage: Ihr — ihr seid schuld an all dem Jammer!

Und so fehlte der nervenzerreibenden Arbeit rastloser, lichtloser Tage, all der aufopfernden Hingabe an fremde, verbissen nur und trotzig die Hände zum eigenen Wollen regende Menschen der einzige Lohn, der solche Selbstentäußerung erträglich gemacht hätte: der Dank . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

— „Guten Morgen, Herr Präsident!“ Mit einem mächtigen Aktenstoß betrat Herr Lehmann das Bureau seines Chefs, des Regierungspräsidenten von Kühlwetter, Zivilkommissars des Elsaß.

„Ah, lieber Lehmann —“ der Präsident rückte die goldene Brille und wies auf einen Stuhl; „bitte, Kollege . . . nun? was ist das nun eigentlich mit diesem Herrn Gambetta? Haben Sie Genaueres ermittelt?“

„Das ist ein Advokat in Paris, Herr Präsident, und Mitglied der Regierung der nationalen Verteidigung. Am achten, so teilt das Gouvernement mit, ist er im Luftballon aus Paris entflohen und bei der Regierungsdelegation in Tours eingetroffen. Von dort aus überschwemmt er ganz Frankreich mit Proklamationen — sie predigen ein großes nationales Erwachen, Krieg bis aufs Messer, Erhebung der Massen —“

„Reizend das alles . . . woher diese Nachricht?“

„Aus allerbester Hand, Herr Präsident — vom Augenschein.“ Und der Oberregierungsrat legte dem Chef ein riesiges rotes Papier auf den Schreibtisch.

„Fabelhaft! Stammt woher?“

„Ist heut nacht in wenigstens fünfzig Exemplaren hier in Straßburg an den Straßenecken angeklebt worden! Zum Glück haben die Patrouillen im Morgengrauen ein Individuum erwischt, das mit Kleben beschäftigt war — der Bursche ver-

weigert Namen und jede Auskunft. Nun, so wird er eben anonym füsiliert."

„Also verdoppelte Wachsamkeit, Lehmann, nicht wahr? Könnte uns gerade noch fehlen! Daher also dieser Umschwung der allgemeinen Stimmung im Städtle! Na wartet!"

„Ich habe den Eindruck, Herr Präsident, die Bevölkerung beginnt nachgerade die ganze Okkupation als ein lästiges zweckloses Provisorium zu betrachten! lebt sich immer mehr in den Gedanken eines nahen völligen Umschwunges ein! Wenn ich mir eine Bemerkung gestatten darf, Herr Präsident: es wird zu viel Rücksicht genommen, zu viel Milde geübt! Bande muß die eiserne Faust zu spüren bekommen! Gestern, am zwölften, ist aus dem Hause Kronenburger Straße 26 auf unsere Soldaten geschossen worden!"

„Und das Generalkommando?"

„Hat zum Glück diesmal stramm durchgegriffen. Sämtliche Bewohner vor das Kriegsgericht gestellt, das Haus geräumt und zur Kaserne gemacht."

„Recht so! wollen aber auch von uns aus das Nötige veranlassen. Entwerfen Sie bitte eine Verfügung, wonach in der ganzen Stadt Haussuchung nach Waffen und Munition stattfinden soll!"

„Verzeihung, Herr Präsident —" meinte der Oberregierungsrat. „Sollte das nicht seitens der Militärverwaltung wieder als ein Übergriff —? Wir könnten's höchstens der Erwägung anheimstellen — und dann machen sie's wieder gerade nicht!"

„Heiliger Bureaukratius!!" fluchte Herr von Kühlwetter.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Von den unzähligen deutschen Einwanderern, die auf Ansuchen des Generalgouvernements von ihren Behörden Hals über Kopf nach Straßburg hineingeworfen worden waren, hatte keiner eine schlimmere und schmerzlichere Enttäuschung erlebt als Erfurts Gymnasialdirektor, der blondgemähnte Professor Doktor Bernhard Westernhagen. Nur wie ein Traum lagen jene ersten Stunden tiefsten schmerzlich-süßesten Erlebens hinter ihm, als er die aus tausend Wunden blutende und dennoch in ihrer leidvollen Hoheit so rührend schöne Stadt durchstreift . . . Und alles Beste und Heiligste seiner Seele hatte sich in ihm aufgereckt zu dem unverbrüchlichen Gelöbnis: dieser unglück-

lichen Stadt sein reifes, kraftbewußtes Mannesleben zu weihen, ihrer Jugend die Schönheit und Würde deutschen Wesens tief, tief in die Seele zu prägen ... Unlösbar? nein, diese Aufgabe konnte nimmermehr unlösbar sein ... Redeten doch hier die Steine von des alten Reiches Herrlichkeit ... O es war freilich wahr: die französische Epoche der Stadt hatte überall die Gedenkzeichen ihres Bestandes aufgetürmt: und wahrlich, es war nicht eine kleine, eine schwächliche, eine arme Zeit gewesen ... Vom imposanten und doch so leicht aufstrebenden Rohanschloß bis zu Klebers Monument und zu Davids Gutenbergstatue hatten die größten und geistesmächtigsten Jahrhunderte in der Geschichte der grande nation die Abbilder ihres Wesens aufgestellt in dieser unfaßbar interessanten und aufregenden Stadt. Aber dennoch: der Kern und Grund ihrer Art waren deutsch, überzeugend und überwältigend deutsch. Ragte nicht hoch über aller welschen Anmut und Eleganz — Erwins Rose, Ensingens achteckiger Turm und des Kölners Johannes Hültz entzückender spitzenzarter Turmhelm?! Und barg nicht jedes Gäßchen, jeder Winkel irgendein architektonisches Kleinod von urgermanischer Innigkeit und Traulichkeit aus höchsten Blütetagen der deutschen Gotik und Renaissance? Redeten nicht die zahlreichen deutschen Hausinschriften gar Bernhard Westernhagens Muttersprache?

Und — die Menschen?! Überall scholl aus Volkesmunde dem achtsamen Wanderer vertrauter Klang ins Ohr, zwar dem Inhalte nach dem Thüringer kaum verständlich, dennoch unverkennbar deutsch, alemannisch, in Rhythmus und Tonfall den geliebten Versen Johann Peter Hebels eng verwandt.

Aber: nach der gestaltlosen Schwärmerei der ersten Stunden hatte die nüchterne, planvolle Arbeit begonnen. Vorstellung bei Exzellenz dem Generalgouverneur, Meldung beim Abteilungschef, Entwurf des Arbeitsplanes, Studium der Verhältnisse. Das Bild des elsässischen Jugendbildungswesens gegen Ende des zweiten Kaiserreichs ergab einen chaotischen Zustand des Überganges. Es wurde alsbald ersichtlich: zwar das königliche Frankreich hatte die Kultur der im siebzehnten Jahrhundert dem Deutschen Reiche entrissenen Provinzen über hundert Jahre lang ganz und gar unangetastet gelassen. Auch die Revolution, der Bonapartismus und die nachfolgenden Regie-

rungen hatten zwar das Herz des Elsaß völlig für Frankreich gewonnen, aber doch nicht systematisch unternommen, die Volkssprache auszurotten. Erst etwa seit 1850 waren die französischen Schulbehörden mit planmäßiger Arbeit an die Verdrängung der deutschen Sprache aus der Volksschule herangegangen. Dieses Zerstörungswerk — die Akten der französischen Schulverwaltung bewiesen das deutlich — war nicht leicht gefallen und bei Ausbruch des Krieges noch nicht völlig abgeschlossen gewesen — immerhin hatte die zielbewußt in Angriff genommene Verwelschung des Landes in den letzten Jahren mächtige Fortschritte gemacht. Da galt es selbstverständlich Einhalt zu tun.

Zunächst mußte natürlich das deutsche Prinzip des Schulzwanges eingeführt werden. Sodann war die Ausschaltung des französischen Unterrichts aus der Volksschule, seine erhebliche Einschränkung und Umgestaltung in den, französisch Sekundärschulen genannten, höheren Lehranstalten ins Auge zu fassen. Endlich tauchte schon in den ersten Beratungen der neugebildeten oder eigentlich improvisierten Unterrichtsverwaltung der Plan auf, die an Stelle der altehrwürdigen Straßburger Universität getretene Akademie wieder in eine Hochschule nach deutschem Muster zurückzuverwandeln.

Welch überwältigende Fülle von Aufgaben und Problemen! Wie rasch war vor der nackten Härte der Tatsachen der Traum von den „wiedergewonnenen Brüdern" zerstoben! Schon das einfache Aktenstudium bewies: in diesem einstmals deutschen Gau waren Kräfte an der Arbeit gewesen, die mit vollem Bewußtsein auf seine völlige „francilisation", wie der aktenmäßige Ausdruck lautete, hingewirkt hatten. Und wenn die seit Jahrhunderten fällige Sühne halbverjährten Unrechts, die Rückeroberung eines längst und erfolgreich geborgenen Raubes, nur ein bis zwei Jahrzehnte später gekommen wäre — sie hätte eine durchaus und ununterscheidbar französische Provinz vorgefunden. Heut' — heute durfte man vielleicht hoffen, noch eben im rechten Augenblick gekommen zu sein — aber — es war höchste Zeit — und in trüben Stunden der Erschlaffung kam dem Jugendbildner immer wieder die bange Frage: war's nicht vielleicht auch heute schon zu spät?!

Um sein völlig erschüttertes Gleichgewicht wieder zu gewinnen, suchte der Direktor den alten Meistersänger Daniel Hirtz,

in dessen Versen er einst den Herzschlag des elsässischen Heimwehs erlauscht zu haben glaubte, in seiner Drechslerwerkstatt auf. Er fand einen siebzigjährigen Mann, der sich scheu und verbittert in sich zurückzog. Glücklicher traf er's bei dem Korbmacher Christian Hackenschmidt, der sich gleichfalls als deutschgesinnter Handwerkerpoet einen Namen gemacht hatte. Der alte Herr hatte gerade den Besuch seines Sohnes, eines jungen Pfarrers mit Vornamen Karl — der im Laufe des Gesprächs sich ebenfalls als Dichter bekannte. Beide Männer erklärten sich als eifrige Freunde des Deutschtums, gaben aber zu verstehen: die furchtbare Härte der Belagerung habe auch in den kleinen Kreisen, die bisher noch der Pflege deutscher Art gehuldigt hätten, eine ungeheure Verbitterung hinterlassen. Es sei am besten, fürs erste jede außeramtliche Berührung mit den Eingeborenen zu vermeiden . . .

„Lassen Sie uns erscht ein wenig zur Ruhe komen, Herr Direktor — wir sind ale miteinander krank — nicht am Leibe, aber am Herzen — es isch uns äben gar zu hart ergangen . . ."

Und Bernhard Westernhagen ging, gesenkten Hauptes und tiefbeklommenen Mutes.

Als er aber am andern Morgen sein Amtszimmer betrat, fand er einen Briefumschlag vor, der ein Gedicht des jungen Pfarrers enthielt. In schlichten, herzerschütternden Versen schilderte er Straßburgs Verwelschung und die vergeltende Not und schloß mit diesem Gebet:

„Du aber, Gott der Gnade,
Laß unsre Not und Pein,
Laß all das Blut, die Tränen
Ein sühnend Opfer sein!

Und wieder grün' und blühe,
Aus Blut gezeugt aufs neu',
Auf freiem deutschen Boden
Ein Straßburg deutsch und frei!"

Dies war dem Thüringer wie ein erster zager Gruß des bluterstrittenen Landes, des artvergessenen Volkes.

— — — — — — — — — — — — — — — —

An einem nebelverhangenen Novembermorgen war's. Eine nervöse, verhohlene Aufregung hielt seit mehr denn drei Mo-

naten die Schüler des Lycée Impérial in Atem. Heut aber war die Stimmung in den Klassenzimmern, auf dem Hofe geradezu bedenklich. Kaum konnten die wenigen französischen Lehrer, die bislang noch in Straßburg zurückgeblieben waren, ihre Klassen im Zaum halten, obwohl auch die Zahl der Schüler durch die Abwanderung erheblich zusammengeschmolzen war. Allerhand wilde Gerüchte liefen unter der Jugend um.

„Du — Louis!"

Raymond, der Sohn eines französischen Kapitäns, welcher schwer verwundet im Bürgerspital lag, rief seinen Klassenkameraden beiseite:

„Weißt du das Neueste? Vorgestern, am neunten, haben die Preußen eine große Schlacht verloren — bei Coulmiers, in der Nähe von Orléans — und die Stadt der Jungfrau ist wieder frei!"

„Raymond — das — das wäre ja fast unglaublich schön!"

„Es ist gewiß! und Gambetta hat ein Riesenheer gesammelt, um Paris zu entsetzen! Louis — bald kommt der große Umschwung! bald stehen die roten Hosen vor Straßburg!"

„Himmel — und eine neue Belagerung — und mit umgekehrten Rollen?!"

„Sei's! wenn nur die Barbaren ausgeräuchert werden!"

„Ach, Raymond — weißt du, was Professor Bauer — (Louis sprach das Wort: „Boähr" aus) mir eben verraten hat? Heut soll ein Prussien kommen und — unsre Anstalt übernehmen als Direktor!"

„Louis! — und unser guter Alter, unser braver wackelköpfiger Papa Nerson?!"

„Der wird weggejagt — selbstverständlich!"

„Du — das dulden wir nicht — wir lassen ihn nicht fort! und wenn der Preuße kommt — wir machen Revolution! wir parieren nicht! wir — oh, wir werden ihn schon loszuwerden wissen, diesen Usurpator, diesen großschnäuzigen Teutonen!"

Es kam keine einzige vernünftige Unterrichtsstunde zuwege. Und vor allem in den Klassen, deren Fenster nach dem Schloßplatz hinausschauten, war auch nicht die leiseste Spur einer Sammlung zu erzielen. Lehrer und Schüler spähten immerfort hinaus — hielten Auslug, ob wirklich der „Teutone" kommen würde . . .

Gegen halb elf schon signalisierten tatsächlich die Inhaber der Fensterplätze von Bank zu Bank: ein turmhoher Zylinderhut komme über den Münsterplatz herangewackelt, darunter ein breitschulteriger Monsieur mit blonder Mähne, einen blonden Bartbehang ums Kinn . . .

„Das ist er! das ist er!"

„Kinder — in der Pause alles zum Direktorzimmer! wir lassen ihn nicht fort, unsern guten Alten! Und den Fremden — den spucken wir an! dem treten wir vor den Bauch!"

In fieberhafter Erregung verging die halbe Stunde bis zum Glockenläuten. Und kaum hatte der Pförtner die Pause angekündigt, da ging's wie im Sturm durch die Flure, die Treppenhäuser, den Hof:

„Alles zum Direktorzimmer! der Preuße ist da!"

Eine sturmgepeitschte Flut von braunen, schwarzen, blonden Locken und Strohköpfen auf schmächtigen und breitschultrigen Knabenkörpern aller Längenstufen vom lederumgürtelten Muttersöhnchen bis zum langaufgeschossenen Primaner schwoll durch die weiträumigen Gänge, die dröhnenden Treppenhäuser zum Westflügel, staute sich an dem Direktorzimmer, erfüllte und verstopfte alle Zugänge zum Allerheiligsten — dem sonst gefürchteten und gemiedenen Zimmer, in dem Papa Nerson seit dreißig Jahren die Anstalt leitete.

— Drinnen erlebte Bernhard Westernhagen die schwerste Stunde seines Lebens. Mit schonsamer, verhaltener Stimme, in seinem korrektesten Französisch, hatte er sich dem weißlockigen Professeur Sigmond Nerson vorgestellt. Unter ergebenster Bezugnahme auf die Herrn Nerson seitens der Unterrichtsabteilung des Generalgouvernements der verbündeten deutschen Staaten bereits zugegangene schriftliche Mitteilung hatte er ihm eröffnet, daß er mit dem Heutigen die Leitung des Lycée Impérial übernehme und seinen Herrn Amtsvorgänger um Übergabe der Anstalt ersuche . . . Der feine alte Herr nahm die längst erwartete Erklärung seines Enteigners in der Haltung eines Großen des Ancien régime entgegen, dem der Kommissar des Revolutionstribunals seine Verurteilung zur Guillotine verkündet hätte. Die Übergabe der Amtsgeschäfte vollzog sich kurz und in verbindlichen Formen. Und dann verneigte sich Monsieur Nerson kühl und weltmännisch, übersah die hingestreckte Hand des

Deutschen, ließ seine müden, leicht geröteten Augen mit kurzem Abschiedsblick noch einmal durch die Stätte seiner Lebensarbeit schweifen — und griff zur Türklinke.

Raymond Baldy und Louis Napoléon Küß standen in der vordersten Reihe der dichtgescharten Jugend, die sich vor dem Direktorzimmer aufgestaut hatte. Und als nun, nach stummerregtem Warten, die Tür von drinnen geöffnet ward und die verehrte Gestalt des alten Meisters im Rahmen erschien — da erhob sich vielhundertstimmig ein Schrei aus hellen Knaben- und Jünglingskehlen:

„Restez-ici, Monsieur le Directeur — oh non, oh non — ne nous abandonnez pas!"

„Nous ne vous laissons pas aller —!"

„Nous ne voulons pas devenir Prussiens!"

Tiefbewegt starrte Sigmond Nerson auf die winkende schluchzende, drängende Schar.

„O meine lieben Jungen — meine Kinder — meine lieben, lieben Kinder —!!"

„Hierbleiben, Vater Nerson! Hierbleiben!"

„Umsonst, meine Freunde — sie haben die Macht, — die andern — man muß verständig sein, muß der Gewalt weichen..."

„Nein, Vater Nerson, wir lassen Sie nicht fort —!"

Der alte Herr stand noch immer in der Tür. Einen einzigen Blick warf er zurück zu dem breitschultrigen, blondumlockten Manne da hinter ihm — dann griff er in die Schar seiner Schüler hinein, umfaßte den nächsten, der vor ihm stand, den braunlockigen jungen Küß, und zog ihn mit einem erstickten Laut ans Herz.

„Das — euch allen — euch allen! — So — und nun laßt mich durch, meine Kinder — es ist aus . . . vergeßt mich nicht, meine Kinder — aber laßt mich nun gehen!"

Und rechts und links streckte er die welken, zitternden Hände aus, auf die sich nun unzählige frische Lippenpaare preßten, auf die unzählige heiße Kindertränen niedertropften — und bahnte sich so langsam seinen Weg durch die junge, schmerzerglühende Schar — der Treppe zu.

Die Glocke des Pförtners rief zum Unterricht. Die Buben rührten sich nicht — standen wie die Mauern vor der verschlossenen Tür. Und ein Raunen und Murren schwoll an, wuchs

zum Grollen, zum Toben der Empörung. Pfiffe gelten auf, grelle Rufe schollen:

„Komm' heraus, Prussien! Geh' zum Teufel!"

„Nieder — nieder mit dem Preußen! Nieder mit dem Barbaren!"

Auf einmal öffnete sich die Tür: und in hellem Rot flammend drohte ein haarumflattertes Gesicht hervor:

„Ruhe!!"

Die vordersten verstummten sofort — hinten murrte, johlte, pfiff die empörte Jugend weiter:

„Nieder mit dem Prussien! Geh' zum Teufel, Prussien!!"

„Ruhe!!" dröhnte noch einmal die klangeswuchtige Stimme. Und in dröhnenden, in deutschen Worten scholl's weiter: „Geht in eure Klassen, Jungens, an den Unterricht! Ich bin jetzt euer Direktor! und ich verlange Gehorsam!"

Einen Augenblick war Stille: dann schwoll es hell und trotzig wie das Bellen einer Jagdmeute, die den Keiler stellt:

„A bas le Prussien!!"

Es war der kritische Moment. Und Bernhard Westernhagen fühlte den alten Germanenzorn in sich aufquellen, vor dem einst Rom zusammengebrochen. Den vordersten und dreistesten der Buben, dessen breitwüchsige, trotzige Alemannengestalt ihm am nächsten war, den packte er nun vor der Brust:

„Du gehst als Erster! macht ihm Platz, ihr andern!"

Louis Küß fühlte den derben Griff der wuchtigen Sachsenfaust an seinem Rock, und auch in ihm schwoll eine Wut aus Urtagen seines Blutes. Er faßte mit seinen beiden stämmigen Knabenhänden die blondbehaarte Rechte seines Bedrängers, riß sie los, stieß sie zurück.

Im selben Augenblick sausten ihm zwei furchtbare Schläge rechts und links um den Schädel, daß es rot und feurig durchs Hirn sprühte. Und gleich danach fühlte er sich mit jähem Stoß wider die tobende Wand seiner Kameraden geschleudert — sank dann bewußtlos zusammen.

„So — das dir, du frecher Lümmel!" klang's wieder auf Deutsch über die jählings verstummte Schar. „Hat noch einer Lust?! nicht?! nun gut — also marsch in eure Klassen!"

Und keiner wagte mehr dem Grimm zu trotzen, der aus den blauen zorngeröteten Augen des neuen Meisters sprühte. Das

jähe Verstummen und Versagen ging von Kopf zu Kopf, glitt von Gruppe zu Gruppe — und ganz langsam leerten sich die Treppen, die Korridore ... Nur bei dem bewußtlos zusammengesunkenen Gezüchtigten knieten noch zwei, drei schreckensblasse junge Burschen.

„Der Junge da — wie heißt er?"

„Louis Napoléon Küß", stammelten zwei, drei Lippenpaare.

„Klasse?"

„Unterprima."

„Gut. Du da — du gehst zum Kastellan, er soll sofort einen Arzt holen — ihr andern auf eure Plätze —!"

Auf starken Armen trug Bernhard Westernhagen den schweratmenden Knabenleib ins Direktorialzimmer, bettete ihn auf ein Sofa und betrachtete lange sinnend den kantigen Schädel, die kräftigen Hände, das straffe braune Haar des Jungen.

Tête carrée! dachte er. Es wird Arbeit geben ...

*

VII.

Am 28. November trat in den Hickelhof bei Obernai ein alter Schiffer ein, der den patron zu sprechen wünschte. Er erzählte lang und umständlich in einem schwerverständlichen französischen Patois, so daß der Bauer schier die Geduld verlor. Er sei Eigentümer eines Schleppkahns, der auf dem Rhein-Marnekanal verkehre, und diese verdammten Preußen hätten ihn gezwungen, für sie zu fahren.

„Immer hin und her, M'sieu, immer hin und her zwischen Kehl und Paris! Und von Kehl nach Paris nichts als Brot, M'sieu, tausend, zehntausend, hunderttausend Brote, hart und schwarz wie Tannenholz von außen und klebrig und klitschig wie Kleister von innen! Das fressen sie, diese armen, verhungerten Teufel von Preußen! Von Paris nach Kehl aber, hui, da gibt's andere Fracht! lauter Schwerverwundete, M'sieu, so jämmerlich zugerichtet von unseren Mitrailleusen und Chassepots, daß man sie nur zu Wasser transportieren kann — aber auch viel Franzosen dabei, es jammert einen in der Seele, M'sieu, daß auch unsere armen Rothosen dran glauben müssen . . . Na, und von denen einer, den haben die Preußen gefangen genommen bei Pithiviers, das ist ganz dicht bei Orléans — ein Dragoner war's, M'sieu, von Gambetta seinen neuen Armeen — von Geburt aber ist er ein Elsässer gewesen —"

„Jean Baptiste?!" schrie Frau Käthel, „mein Sohn Jean Baptiste?!"

„Nein, Madame, nein, das nicht — ein Bursch aus Ottrott ist's gewesen, aber er hat mit eurem Sohn in derselben Eskadron zusammengestanden — übrigens ist er tot, M'sieu et Madame, gestorben auf dem Transport, und eines Nachts haben

die Preußen ihn in den Kanal geworfen, da liegt noch manch braver Junge und verpestet das Kanalwasser, ja, Madame Hickel, das könnt Ihr mir glauben. Aber eh daß er gestorben ist, da hat er mich gebeten, daß ich nach seinen Eltern gehen sollt' nach Ottrott, um ihnen zu erzählen, wie's ihm ergangen ist, und dann, dann sollt' ich zu Euch gehen nach Obernai und Euch erzählen, daß es ihm gut geht, Eurem Sohne Jean Baptiste, und daß er bereits maréchal de logis (Wachtmeister) ist bei seiner Eskadron, und steht am Walde von Orléans, und in den nächsten Tagen werden sie auf Paris ziehen und die Belagerung sprengen und alle Prussiens in die Seine treiben. Ja, und da wär' ich also!"

Das war die erste Kunde, die Vater Jean Baptiste und Mutter Käthel erhielten von ihrem Sohne, seit er bei Nacht und Nebel ins Feld gerückt. Und mit den Eltern lauschten die Kinder, glühenden Angesichts. Und keiner glühte höher als Mathis, der älteste der Zurückgebliebenen.

Der Schiffer bekam aufgetischt, und so gut es in einem unglaublichen Gemisch von Elsässisch und mittelfranzösischem Patois gehen wollte, wurde die Unterhaltung fortgesetzt. Über Jean Baptiste aber war nichts weiter aus ihm herauszubringen. Immerhin: schon Wachtmeister! Donnerschlag! Na, er war eben ein Hickel . . . und sicher würde er noch Leutnant oder gar Kapitän, wie schon so mancher Elsässer Bauernbub.

„Na, und wann geht's wieder fort?"

„O M'sieu, das ist 'ne schlimme Sache! Übermorgen soll ich abfahren, aber ich kann nicht. Meine Knechte sind mir weggelaufen, der Pferdeknecht und der Steuerbub auch. Haben lohnendere Beschäftigung erwischt, in der Stadt da drinnen, als Handlanger bei den Bauarbeitern . . . O M'sieu, da liegt jetzt das Geld auf der Straße . . . so viel wie die da Bauhandwerker brauchen — und sie zahlen gut, die Preußen . . . ich hab' am Montag die Maurer blau machen gesehen — Ihr werdet's nicht glauben, M'sieu, aber sie sind am hellichten Tage mit Weinbouteillen in der Hand in Droschken spazierengefahren . . . Na, und das hat denn meinen Buben in die Augen gestochen . . . und wenn ich unten am Kanal nicht bis übermorgen doch noch ein paar Jungens auftreibe — dann müssen halt die Preußen selber meine Leinpferde treiben . . . und das

Steuer führen, hahaha — sonst kriegen sie ihre Kommißbrote im Leben nicht nach Paris!"

Der Schiffer war satt, und der Bauer schob ihm einen doppelten Napoléon d'or in die harte Tatze. Sinnend starrte Mathis hinter dem Gaste drein . . .

Ha . . . wenn jetzt der junge Küß mit von der Partie gewesen wär' . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

Rundebickel — Krieg war's — aber sollte man drum nicht tanzen, wenn es endlich mal wieder was zu tanzen gab in Obernai?!

Wegen der kalten und nassen Witterung hatte sich die Weinlese bis spät in den November hineingezogen. Inzwischen war die Einquartierung eingerückt, und das war gut. Badische Dragoner waren's, auch aus dem Weinland, an Sprache, Beruf und Sitten dem Elsässer Weinbauer nahe verwandt. Und gar mancher von ihnen hatte schon vor dem Krieg im Elsaß „geschafft", etliche selbst in Obernai. Willig hatten sie zugegriffen und den Ausfall an tatkräftigen Armen ersetzt, der durch den Ausmarsch so vieler Obernaier Burschen zu den Rothosen entstanden war. Und während drinnen in der Stadt die Einheimischen und die Fremden wie Hund und Katz widereinander standen, renkte sich hier auf dem Lande alles wie von selber ein . . .

Hatte die Einquartierung munter mitgearbeitet, so wollte sie am Abend auch mitfeiern und mittanzen. Was verschlug's am Ende, daß viele von den badischen Landwehrreitern am vierten Finger ein golden Reifchen trugen. Es war halt Krieg, und man ist schließlich Mann . . . dafür steckten diese Tänzer im bunten Rock — und waren's keine roten Hosen, tanzen konnte man auch in schwarzen . . .

Ei ja, die Mädels in den prachtvollen seidenen Schlupfkappen waren nicht spröde gegen die badischen Blaukäppis . . . Und wer gar die doppelten Ärmeltressen des Unteroffiziers oder die dreifachen des Wachtmeisters trug, der hatte im Herzen der schmucken Oberehnheimerinnen von vornherein ein Extrastübel . . .

Schlimm für die paar Jungburschen, die noch vorhanden waren . . . Ihre Milchgesichter konnten nicht bestehen neben den strammen Vollbärten der Eindringlinge.

Schlimm auch für Mathieu Hickel . . .

Mit seinen siebzehn Jahren hatte er doch bereits eine richtige Liebschaft. Arbogasts Fränz ging schon seit länger mit ihm . . . sie war zwar anderthalb Jahr älter als er, dafür war er aber des Hickelbauern Sohn — wenn auch nur der zweite . . .

Und nun — d'r Deichert! — nun ließ die Fränz ihn stehen und walzte ohn' Unterlaß mit dem langen Unteroffizier Lämmle, der doch im Bühlertal da drüben Frau und Kinder sollte sitzen haben . . .

Wart, Schwob, du g'schwoll'ner —!

Noch ein letzter Versuch bei der Fränz:

„Du, Fränz — welle mier zwaj de nächschste mitenander tratte?"

„'s geht net, Mathis — ich hab' 'ne schon dem Lange do versproche . . ."

„Schun widder? dü, Fränz — 's gitt noch en Unglick mit dem un mit mir . . ."

„Dummer Dolle — stell dich net eso an!"

Das war genug. Der Mathis umfaßte die Fränz und wollte sie in den Reigen ziehen, in dem beim Schein der breitumschirmten Petroleumlampen die wippenden Schlupfkappen munter mit dem zweierlei Tuch und ein paar ganz vereinzelten Bauernkitteln sich drehten . . .

„Was fallt d'r in, Mathis? zwinge loß ich mich net!"

Eben kam der Badener durch die walzenden Paare gesteuert:

„Nanu, was isch jetz dees? Glei lascht du das Fräule gehn, Bub!"

„Diß isch ken ‚Freile' — diß isch min Mensch, verstehn Sie!"

„Diß wär nit übbel!" kreischte die Fränz. Loslasse soll er mich, der Lüsbue! Ich will jo nix mit 'm!"

„Hascht's g'heert, Bub? laß s' g'schwind aus, oder —"

Schon hatte sich ein Schwall von Gaffern um die Gruppe gesammelt. Die paar Obernaier Burschen schoben sich langsam um den jungen Landsmann zusammen, die Einquartierung rückte um ihren Unteroffizier herum, zitternd und doch erwartungfiebernd rotteten sich die Schlupfkappen im zweiten Treffen zusammen.

„Was isch ze ‚odere' he?"

Hochaufgereckt stand der stramme Elsässerbub gegen den Badener an, der ihn um Hauptes länge überragte.

„— oder i zieh d'r 's Hösle stramm, wie sich's g'heert für Büble, wo noch net trocke hinter den Ohre send!"

Bautz! da saß des Bauern junge harte Tatze dem Unteroffizier im bärtigen Antlitz mitten drin —

Hellauf kreischte die Fränz, kreischten all die Schlupfkappen im Rund — jäh quiekend brach die Musik ab, und im Nu war der Tanzboden ein Schlachtfeld. Zum Glück hatten die Soldaten ihre Seitengewehre nicht zur Hand, aber Schoppenflaschen und Stuhlbeine waren als Waffen auch nicht zu verachten. Zivil und Militär, Elsaß und Baden wüteten gegeneinander, daß die Schädel knackten und das Blut fast so ergiebig floß, wie hinten weit an der Loire auf den Schlachtfeldern . . .

Den Mathis Hickel aber hatten ein paar Freunde wie der Blitz aus dem Trubel gerissen:

„Dü häsch ang'fange, Mathis — mach daß d' eweg kummsch! sie erschieße dich, wenn sie dich bekumme!"

Die Mädels deckten mit ihren breiten seidenen Schürzen seinen von Freundeshand halb erzwungenen Rückzug . . . eh er recht zur Besinnung kommen konnte, war er draußen . . .

„G'schwind, g'schwind, lauf in de Wald!" riefen die Freunde.

Dem Mathieu schoß eine Erinnerung durch den Kopf . . .

„Nä, ich weiß' ebs bessers — g'schwind, ich mueß e Roß han!"

Der Neugier der Freunde setzte er ein unerschütterliches Schweigen entgegen. Alle zusammen rannten sie durch die Finsternis zum Hickelhof, ein paar der Burschen setzten den Bauer in Kenntnis von dem Unglück, das geschehen war, derweil sattelte der Mathis mit fliegender Hand den Braunen. Frau Käthel stürzte jammernd zum Schrank und stülpte ihre Sparkasse um, der Alte half satteln . . . Kriegsgericht . . . Exekution . . . so stand es allen vor der Seele . . . als hätte es sich nicht um eine harmlose Prügelei gehandelt, die den Soldaten wahrscheinlich schlimmer bekommen würde als den beteiligten Einwohnern . . .

Schon saß Mathis zu Roß, die schluchzende Mutter steckte ihm einen Haufen Fünffrankenstücke in die Tasche, als sei die Hölle hinter ihm, so hastig galoppierte der Bursch in die Nacht hinein, auf Straßburg zu. In der Richtung würde man ihn am letzten suchen — würde ihn natürlich nach dem Gebirg zu verfolgen.

Schon hob sich das Münster im ersten Morgengrauen immer deutlicher aus der leise sich erhellenden Ebene, da ereilte den Flüchtling ein unerwartetes Geschick. Als er aus den letzten Häusern von Lingolsheim heraustrabte, prallte er plötzlich auf einen Zug badischer Dragoner, der die Chaussee heraufkam. Kaum hatte der Wachtmeister, der an der Spitze ritt, den Reiter auf dem schmucken, schaumbedeckten Braunen erspäht, da befahl er ihm zu halten und abzusitzen. Verzweifelt gab der Junge Sporn — schon war er umringt und vom Gaul gezogen. Sehr freundlich bedeutete ihm dann der Führer, das Pferd sei requiriert — — stellte ihm auf vorgedrucktem Formular einen sorgfältig ausgefüllten Quittungsschein aus — adje Brauner! Weiter trabten die Dragoner mit ihrer Beute . . .

Und Mathieu mußte zu Fuß vollends gen Straßburg trollen . . . dumpfe Rachegedanken im Hirn. Na wartet ihr, wenn ich erst die roten Hosen trag! —

Die kunstreiche Turmuhr des Münsters schlug eben die Mittagsstunde, da schoß Mathieu auf den Schloßplatz, trotz der frühen Novemberkälte in Schweiß gebadet. Gottlob! noch nicht zu spät! Eben strömten die Schüler in hellen Haufen aus dem Nordportal des Lyzeums. Im trüben Nebellichte des Vorwintertages erspähte Mathis im Schwall seinen Gesinnungs- und Altersgenossen, trat auf ihn zu, zupfte ihn am Rock.

„Buschur, Louis!"

Louis mußte sich einen Augenblick besinnen, eh er in dem erhitzten, zerzausten Bauernburschen den Sohn des reichen Herrn Hickel erkannte:

„Bonjour, Mathieu — jetz sei nur, Menschekind — wo kummsch denn dü her?!"

„Still, Louis — erscht müsse m'r von dene Buewe eweg —"

Er zog den Kameraden in die Reibeisengasse, und in hastiger Wechselrede tauschten die jungen Gesellen die schmachvollen Erlebnisse ihrer jüngsten Vergangenheit. Im Handumdrehen war man einig.

„G'schwind! g'schwind! ich weiß 'e Händler am Gerbergrawe, der gitt uns Kleider, wie m'r sie brüche!"

Eine Viertelstunde später verließen die beiden Schlingel in schmutzstarrenden Mützen, zerlumpten Kitteln und alten Leder-

hosen die Stadt inmitten einer dunklen Flut von Bauarbeitern und hasteten zur Robertsau; zum Kanal.

Und in der frühen Dunkelheit des dreißigsten November glitt ein Schleppkahn mit einer Ladung königlich-preußischer Kommißbrote durch die Schleuse des Marnekanals. Auf dem Leinpfade trottete als Eskorte eine Sektion badischer Landwehrleute mit brennenden Pfeifen durch den Nebel. Mit Hüh und Ha trieb ein strolchmäßig gekleideter Bub die Pferde an, welche das schwerbefrachtete Fahrzeug schleppten, und am Steuer stand ein stämmiger, trutzig dreinschauender junger Gesell mit scharfen, frühreifen Denkeraugen.

Louis Küß fühlte eine unbändige Daseinswonne in seiner Seele schwellen, wie es so hinausging ins Abenteuer, ins Grenzenlose. All die herzumschnürende Wut, die sich seit jenem ohnmächtigen Auflehnungsversuch in ihm angesammelt, sank unter in diesem Gefühl der Entspannung, der Hoffnung, der Rachehoffnung. O auch ein Siebzehnjähriger war kein Kind mehr, das sich abstrafen und abknebeln lassen mußte wie ein willenloser Abc-Schütz ... Auch in eines Primaners Brust lebten die heiligen und großen Gefühle der sehnenden Liebe zu dem tief darniedergeworfenen Vaterlande, von dem man ihn leiblich hatte trennen, nicht geistig losreißen können ...

Und während vom Ufer her das schläfrige Geplauder dieser abscheulichen, nach schlechtem Tabak und geschmierten Stiefeln stinkenden feindlichen Soldaten herüberklang, während der alte Schiffer schnarchend an der Wand der Kombüse hinduselte, während Freund Mathieu da vorn auf dem Leinpfad seinen Pferden die Peitsche um die Kummete knallen ließ, formten Louis Lippen einen leisen Sang. Es war das feuerzüngige Lied, das einst jener französische Artillerieleutnant Rouget de Lisle gedichtet und in dem wohlbekannten Hause am Brogliplatze zum ersten Male am Spinett einer hingerissenen Gemeinde begeisterter Männer und Frauen aus den besten Kreisen der Straßburger Bourgeoisie vorgesungen — jenes Lied, das also eigentlich „die Strasbourgeoise“ hätte heißen müssen ... Ein Freiwilligenregiment von Revolutionstruppen aus Marseille hatte es zu seinem Marsch- und Kampflied erkoren, und aus seinen Reihen erst war's in die Welt hinausgeflogen, hatte eine Welt aus den Fugen gesungen ... Ein Straßburger Kind

war's, dies welterschütternde, welterneuernde Lied — auch wenn's heute, ganz mit Unrecht, die „Marseillaise" hieß . . .

„Amour sacré de la patrie,
conduis, soutiens nos bras vengeurs . . ."

Ja, unsern Rächerarm!

Louis fühlte Heroenstärke in seinem Arm . . .

Und Rache, Rache! glühte sein Knabenherz. Rache an allen Bedrängern seines Vaterlandes, seines Jugendstolzes . . . und Rache vor allem an dem einen, dessen haarige Tatzen ihm die einzige Schmach seines Lebens zugefügt . . .

Revanche — revanche —!!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

*

VIII.

Wie im Traume lebte Cécile Küß dahin. Einen Monat nun war's her, seit die Einquartierung den Marsch gen Belfort angetreten. Einen Monat . . . in dem, nach dem Graus und Sturm der Ereignisse des Spätsommers und Frühherbstes — nichts geschehen war — nichts, was noch tiefere Wirkung hätte üben können auf ein junges Herz, in das grundstürzende Erlebnisse schroffe Furchen gezogen. Schweigend betreute Cécile den Vater. Zwar im gleichen Maße, wie die deutsche Verwaltung sich einzuarbeiten begann, ward ihm die Mehrarbeit, welche die Kriegszeit auf die Schultern der Stadtverwaltung gehäuft hatte, Schritt um Schritt von den Schultern genommen. Dafür aber erweiterten sich Tag um Tag die Reibungsflächen, stieg die Mißstimmung, die Verbitterung in der Bürgerschaft, die allgemeine felsenfeste Überzeugung von einem nahen Umschwung, gab es täglich mehr auszugleichen, fürzubitten oder auch mit schroffer Betonung des Standpunktes der Mitbürger für sie einzuspringen . . . Allabendlich mußte Cécile die erbitterten Berichte des Vaters über seine Erlebnisse anhören, so wenig Verständnis sie auch all diesen politischen und kommunalen Fragen entgegenbrachte. Nach Tische empfing der Vater dann die dringlichsten Patienten, machte gar noch ein paar flehentlich erbetene Besuche in seiner Klientel, und Cécile mußte todmüde bei einer Handarbeit oder mit roten Augen über einem Roman der Sand oder Daudets träumend, des Vaters warten. Und der ward dabei zusehends ein alter, verbrauchter, zermürbter Mann mit seinen vierundfünfzig Jahren . . .

Der Verkehr mit ihren Jugendfreundinnen war ganz abgerissen in dieser Zeit der allgemeinen Not, da jeder mit sich

selber beschäftigt war, alle Familien mit Entbehrungen, Sorgen, Trauer zu ringen hatten. Der Bruder hatte seine Schule, seine Kameraden, seine Bücher . . . und zwischen dem Empfinden eines siebzehnjährigen Primaners und eines neunzehnjährigen jungen Mädchens lag eine Welt . . .

So blieb nichts als die Erinnerung, und die trieb Céciles Herz in seltsamem Wechselspiel zwischen den beiden Männern hin und her, die bis jetzt in ihr junges Leben hineingewirkt. Adrien und sein Bild entglitt ihr nach und nach immer mehr ins Reich der Mythe. Oft gedachte sie seiner wie eines Toten.

Der andre aber, der Feind: der stand sehr lebendig vor ihrem Gesicht. Sie hatte mit ihm gespielt, und dabei war ihr wohl gewesen, stolz und sicher und übermütig: er hatte das begriffen und war ohne ein Wort des Vorwurfs, aufrecht und voll Haltung, von ihr gegangen . . . und das zwei Minuten, nachdem er ihr sein Geständnis gemacht. Ein Mann — wie immer man's beschaute — ein Mann.

Er war fort, und sie begriff: auf Nimmerwiedersehen. Kein Zeichen mehr von ihm — selbstverständlich.

Und sie war allein. Und hungerte doch so sehr nach Freude... war so wenig geschaffen, allein zu sein und zu leiden.

So — war alles entschwunden wie ein Hauch — und war doch etwas gewesen . . . viel sogar . . . Ein Fremder, ein Feind hatte ihr in beiden Händen sein Herz geboten . . . ihr, die er versprochen wußte . . . Darüber hätte man lachen müssen, lachen sollen — nur daß das nicht ging . . . warum nur ging's nicht?

Die arme einsame Cécile verstand das nicht.

Ein Herbstabend, melancholisch trübe wie seit Wochen.

„Extrablatt! Extrablatt!" schrien draußen die kleinen Zeitungsjungen die stille Rue du Dôme entlang. Nur aus Abwechslungsbedürfnis öffnete Cécile das Fenster, warf ein Soustück auf die Gasse:

„Do, Büewele — hesch e Sü — tü 's Blättel in de Hof ninwerfe!"

Bald brachte Jean das Befohlene, und Cécile las das zweisprachige Telegramm der „Straßburger Zeitung", des neuen offiziellen Blattes mit dem Nebentitel: „Amtliche Nachrichten für das Generalgouvernement Elsaß", das die Deutschen seit

der Okkupation erscheinen ließen. Der Zettel meldete: „daß das zehnte Armeekorps gestern einen energischen Vorstoß des rechten Flügels der neugebildeten Loire-Armee des Diktators Gambetta nach blutigen Kämpfen um das Dorf Beaune-la-Rolande unter beiderseitigen starken Verlusten zurückgewiesen habe."

Hm ... also es ging wirklich wieder los ... und der große Umschwung, auf den ganz Straßburg seit Coulmiers mit Schmerzen wartete, schien wiederum ausbleiben zu wollen ... die Republik, so schien's, verstand das Siegen auf die Dauer nicht besser als das Empire ...

Pauvre patrie ...

Wo nur der Schlingel, der Louis, mal wieder steckte? Die Schule war längst zu Ende ... Sie würde doch mal ernstlich mit Papa reden müssen wegen des Bruders ... Seit ein paar Tagen war gar nicht mehr mit ihm zu reden ... seit jenem Abend, wo er spät und fiebernd, irre redend wie ein Kranker oder Trunkener, nach Hause gekommen war ... Da hatte er sich gleich in sein Zimmer eingeriegelt und die alte Joséphine war später ganz entsetzt heruntergekommen: der junge Herr weine drinnen zum Herzbrechen ... Aber als Cécile zu Tode erschrocken angeklopft, war alles still gewesen. Anderntags hatte sie gefragt, ob er Ärger in der Schule gehabt ... doch er hatte sie wütend ausgelacht ... Und seitdem war er so sonderbar ...

Immer tiefer dunkelte es. Und Cécile sann der Hiobspost nach, die das Extrablatt gebracht. Seltsam ... man wurde nach und nach abgestumpft gegen diese ewigen Schicksalschläge. Ein Sieg, ja, der hätte einen aufgerüttelt aus dieser dumpfen Lethargie, diesem völligen Versagen des Lebensauftriebs ...

Freude! Freude! schrie's in des Mädchens Brust. Ich trag's nicht mehr, dies Verliegen und Versitzen! Diese lichtlose Dämmerung ...

Hilf mir, Adrien! rief sie ganz laut und lachte dann bitter über sich selber. Adrien ... ein Schatten, ein Hauch, ein Phantom ... Sie hatte sein Bild seit Tagen nicht berührt. Es sprach nicht mehr zu ihr.

Und von dem andern ... besaß sie nichts ... nicht einmal eine welke Blume ... selbst seinen Vornamen wußte sie nicht. Eggermann ... Eggermann ... hart und kantig klang das. Cécile Eggermann ... brrr ... Cécile Delaroche — das war

Musik . . . Ein Bleistift kam ihr in die Finger. Der unordentliche Louis hatte ihn auf dem Tisch liegen gelassen. Und nun malte sie auf dem breiten weißen Rande des Extrablattes ein halbes Dutzend mal: „Cécile Delaroche — Cécile Delaroche..." Auf einmal lachte sie ärgerlich auf, kniff den Rand sorgfältig um, trennte ihn von dem Text — der sollte für Papa bleiben — und riß den Streifen in tausend Fetzen. Dann machte sie Licht und griff zu „La confession d'une jeune fille".

Eine Stunde und länger mochte die Lektüre sie entrückt haben — dann schrak sie auf: die alte Joséphine trat sorgenvoll ein:

„Was ist das nur mit dem jungen Herrn, Mademoiselle? Schon halb neun . . . und er ist noch nicht daheim?"

„Er wird bei seinem Freunde Raymond sein, Joséphine . . ."

„Wollen Mademoiselle nicht zu Abend essen?"

„Ich warte noch, Joséphine . . . Louis muß jeden Augenblick kommen, und auch Papa hat versprochen, heute etwas früher daheim zu sein . . ."

Wieder eine Stunde über dem Buch, allmählich steigende Unruhe . . . um halb zehn kam Papa, sehr erschrocken, Louis nicht zu Hause zu finden. Gemeinsam wartete man noch eine fernere Stunde, besprach tausend Möglichkeiten, ohne daß Cécile sich getraut hätte, den Papa mit Erzählungen von Louis' verändertem Wesen noch tiefer zu beunruhigen. Schließlich wurde Jean zum Hause des Expräfekten Valentin geschickt — das war Raymonds Vater. Bald kam der Bescheid: der junge Herr Valentin habe mit Herrn Louis wie gewöhnlich um vier das Lycée verlassen, da sei ein Bauernjunge auf Herrn Louis zugetreten, und im Gespräch seien beide abseits gegangen und nicht wiedergekommen.

Merkwürdig . . . ein Bauernjunge?

„Vielleicht der Sohn des Monsieur Hickel," meinte Cécile, „mit dem Louis sich damals in Obernai so schnell angefreundet . . ."

Und auf einmal sahen Vater und Tochter sich starr an . . . und lasen einer in des andern Augen den gleichen schrecklichen Gedanken, die gleiche aberwitzige Phantasie . . .

„Zur Mairie!" sagte der Professor rauh und sprang auf. Er taumelte.

„Ich begleite Sie, Papa . . ."

— Auf der Polizeiwachtstube sprang verschlafen der wachthabende Landwehrunteroffizier empor — die äußere Polizei befand sich noch immer in militärischen Händen — der Professor versuchte sich auf Elsässisch mit ihm zu verständigen — vergebens — der Mann war Ostpreuße. Gott — was tun? Ratlos standen Vater und Tochter auf dem verlassenen Ehrenhof.

Schau: droben im ersten Stock, wo die Zivilabteilung des Generalgouvernements sich eingerichtet hatte, schimmerte noch Licht . . . Die Tür zum Treppenhause ließ sich aufklinken, im matten Widerschein eines Öllämpchens, das droben äugte, tasteten die zwei sich hinauf.

— Oberregierungsrat Lehmann hatte noch bis spät in die Nacht gearbeitet. Nun hatte er die Akten sinken lassen, eine Pfeife angezündet und träumte dem Wiedersehn des morgigen Tages entgegen. Seine Kinder! das teure Vermächtnis seiner Emmy! morgen abend sollten sie kommen! war das vorzustellen? Ihre Exzellenz, die gestrenge Großmama Brennecke, hatte sich bereitgefunden, sie nach Straßburg zu begleiten und dem Schwiegersohn eine Zeitlang in Feindesland den Haushalt zu beaufsichtigen. Herr Lehmann hatte die Einsamkeit nicht länger ertragen zu können gemeint.

Nun stellte er sich seine Lieblinge vor: die fünfzehnjährige Helene, dann den elfjährigen Hans und den neunjährigen Otto — die zwei Zwischenglieder zwischen Tochter und Buben hatte früher Tod hinweggeholt. Gott, welche Aufregung mochte daheim in Potsdam gewesen sein . . . und heut nachmittag um fünf war die große Reise losgegangen — und morgen abend spätestens würde er seine drei Schlingels in den Armen haben. — Es war unvorstellbar.

Im Vorgefühl solcher Glückseligkeit lehnte sich der arbeits- und willensfrohe Mann zurück, strich sich durch den leicht angegrauten Schnurrbart, über das etwas gelichtete schwarze Haar und träumte in die ziehenden Wolken seiner Pfeife hinein. Leicht würden sie's ja nicht haben in der eroberten Stadt . . . in der Schule nicht und auf der Straße nicht . . . und für Großmama würde das Haushaltführen auch kein Spaß sein . . . mit diesen bockigen Elsässerinnen . . . und ihr Französisch war auch nicht gerade erschütternd . . . Aber dafür war wieder beisammen, was von Gotts und Rechts wegen zusammengehörte, so lange

man sich eben hatte auf Erden . . . wer weiß, wie schnell die Trennungsstunde schlug . . .

Emmy . . . unvergessene . . . so wie dich find' ich keine wieder . . . so nötig es wäre, den Kindern eine neue Mama zu geben . . . denn die Großmama Exzellenz . . . na ja . . . man mußte immerhin dankbar sein . . .

Hm . . . was war das? Herr Lehmann schrak aus seinen Träumen . . . Es konnte doch nicht . . . geklopft haben? Die silberne Taschenuhr neben dem aufgeklappten Aktenstück wies die elfte Stunde . . .

Doch — es klopfte wieder!

„Herein!" rief der Oberregierungsrat. Und dann, als sich nichts rührte:

„Entrez!"

Gleich darauf sprang Herr Lehmann überrascht empor. Denn in die Tür schob sich, gespensterhaft blaß, die abgehagerte Gestalt des Herrn Professor Doktor Küß, des Ehrenbürgermeisters der Stadt . . . mit dem Lehmann gerade heut nachmittag noch eine ziemlich scharfe Auseinandersetzung in Sachen der Unterstützung der Obdachlosen des Bombardements gehabt hatte . . . und hinter ihm . . . in schwarzem Trauerkleid, ein Spitzentuch hastig um rotblondes Wuschelhaar geknotet — ein junges Ding von noch kaum zwanzig — mit starren, angstgroßen Augen, rührend in seiner leidvollen Anmut . . .

„Herr Maire, ist's möglich — Sie?! ja womit kann ich denn noch dienen so spät?"

Herr Küß stellte mit matter Handbewegung seine Tochter vor, und in hastig überstürzter Wechselrede erzählten die zwei.

Herr Lehmann schob Stühle heran, bat die Herrschaften, sich ein wenig zu beruhigen, und stellte dann knapp und klar seine Fragen.

„Also Sie vermuten, der Bauernjunge sei — wer gewesen? aha — Mathieu Hickel — Obernai — werde mir die Adresse notieren — morgen früh gleich telegraphieren, ob der junge Mensch ebenfalls vermißt wird . . . und wenn das zutreffen sollte: haben Sie eine Vermutung, wohin die zwei Durchbrenner sich gewandt haben könnten?"

„Nicht die leiseste, mein Herr, nicht die leiseste . . ."

„Aber Sie nehmen mit Bestimmtheit an, sie werden sich zu den französischen Truppen durchschlagen wollen?"

„Auch das ist natürlich nur eine Vermutung — aber wenn ich bedenke, daß der älteste Sohn des Bauern Hickel ebenfalls —"

„Na ja — ist ja sehr naheliegend . . . und wird vermutlich stimmen . . . kommt täglich vor . . . das Entweichen junger diensttauglicher Leute nach Frankreich — habe selber erst gestern eine Verordnung ausgearbeitet, wonach das Überschreiten der Grenzen des Generalgouvernements Männern zwischen sechzehn und fünfzig nur auf Grund eines Passierscheins gestattet wird — wenn Zweck und Ziel der Reise einwandfrei nachgewiesen werden."

„Ja, und was könnte denn nun geschehen?"

„Für alle Fälle bitte ich schon jetzt um ein genaues Signalement der zwei Ausreißer. So — das hätten wir . . . also ich werde der Militärbehörde Mitteilung machen, damit die Besatzungen der Vogesenstrecken noch besonders auf die jungen Herren aufmerksam gemacht werden . . ."

„Telegraphieren Sie, mein Herr, telegraphieren Sie — ich komme für alle Kosten auf —"

„Wie wär's, Papa, wenn Sie eine Belohnung aussetzten — für den, der uns Louis wiederbringt?"

„Aber selbstverständlich, fünfhundert Franken, tausend, so viel Sie wollen!"

„Seien Sie ganz unbesorgt, Herr Maire, was in unsern Kräften steht, wird auch ohne die Belohnung geschehen — es wird uns eine ganz besondere Genugtuung sein, uns Ihnen nutzbar machen zu können . . ."

„Sie sind sehr, sehr gütig, mein Herr!" sagte der kummervolle Vater, und das junge Mädchen blickte mit flehender Dankbarkeit zu dem hagern Manne empor.

„Morgen mit dem frühesten setze ich alles in Bewegung," schloß der Beamte, „und dann wird den jungen Herren ihr Spaziergang hoffentlich nur bis zum Gebirge glücken . . . hinüber kommen sie schwerlich."

Ein wenig getröstet verabschiedeten sich endlich die späten Besucher.

Und Herr Lehmann schaute ihnen nach, behaglich gähnend: Wie schnell diese elsässischen Dickschädel weich wurden, wenn

sie einen brauchten . . . na ja, man hat eben doch das Heft in der Hand . . . werden allmählich schon tanzen lernen, wie der Preuße pfeift . . .

Reizende Kleine das . . . kann höchstens drei, vier Jahre älter sein als Leneken — ob das nicht ein passender Umgang für die Kleine . . .

Ah bah — sehen in uns ja nur den Feind — nee . . . Umgang mit Einheimischen?! wird man sich wohl auf Jahre hinaus verkneifen müssen . . .

— —

Im nassen Schneegestöber lag der düstere Bahnhof. Doch — er lebte wieder. Monatelang war er tot gewesen. Wimmernde, gekrümmte Verwundete in Wartesälen und Bureau, knirschende Knochensägen — Haufen verwesenden Menschenaases auf den Bahnsteigen. Nun gehörte man wieder zur Welt . . . Lustig schrillten die Lokomotivpfeifen, kreischten rangierende Waggons. Leere Züge gingen, volle Züge kamen, hochbeladen mit Baumaterialien, Ziegelsteinen, Eisenträgern, Kies und Sand. Aus dem mächtig pulsenden, kraftvoll sich erneuernden Riesenleibe Deutschlands strömte eine heiße Welle aufbauenden, durchseelenden Lebens in das abgeschnürte, transplantierte Glied des aus tausend Wunden blutenden Frankreich . . .

So freudig empfand Otto Lehmann dies rastlos rollende, fauchende, dröhnende Wirken um sich her. Und auch in dich, du einsame, verödete Bureaukratenseele, wird nun ein neues Leben einziehen . . . sie kommen, an denen all dein Bestes hängt — deine drei Herzblätter!

Einen Augenblick noch sann Herr Lehmann der kleinen Unterbrechung nach, die des Alltags nüchterne Fron durch das Intermezzo des gestrigen Nachtbesuchs bekommen. Arme Leute! Wer selbst noch immer um eine Unvergessene trauerte, der konnte das Leid des Fremden mitempfinden . . . An den Folgen der Belagerung, der Okkupation erst die Frau verloren, und nun der Sohn hinausgewirbelt in eine abenteuerliche, drangvolle Irrfahrt! Kein Wunder, daß diese Menschen haßten . . .

Am Vormittage schon hatte der Oberregierungsrat der Leitung des Lyzeums Mitteilung vom Verschwinden des Unterprimaners Küß gemacht. Eine halbe Stunde später war in fieberhafter Erregung Herr Direktor Westernhagen angestürzt

gekommen, und im Zimmer des Unterrichtsdezernenten hatte es eine erregte Szene gegeben. Der gewissenhafte Pädagog hatte sich verhängnisvoller Übereilung bezichtigt, sich der Schuld an des Knaben kopfloser Flucht beschuldigt . . .

„Aber nein, Herr Kollege, Sie haben ganz recht gehandelt — Disziplin über alles . . .“

„Ich hätte nicht hauen dürfen, Herr Geheimrat . . . nein, ich hätte nicht hauen dürfen . . .“

„Seien Sie bedankt, daß Sie's getan haben!“ hatte Lehmann in das Zwiegespräch der Schulmänner hineingeworfen, „hier muß noch viel mehr gehauen werden . . . Faust muß die Bande sehen, sonst kriegen wir niemals Ordnung im Land . . .“

Schwer war's gewesen, den Gymnasiarchen zu beruhigen. Ob es Zweck habe, wenn er den Maire persönlich aufsuche?

„Nun und nimmermehr — das sähe ja aus, als wollten Sie den Vater des Gezüchtigten wegen einer durch und durch korrekten Amtshandlung um Entschuldigung bitten . . .“

„Mag der junge Dickkopf sich nur gründlich draußen die Hörner ablaufen . . .“ hatte Lehmann geschlossen. Und dabei des kleinen Mädchens gedacht, in dessen herbem Gesichtchen hinter der überfließenden Dankbarkeit des Moments doch so viel steifnackiger Haß und wortlose Anklage geflammt hatten . . .

Inzwischen war das Antworttelegramm aus Obernai eingelaufen. Also richtig, der junge Hickel war auch weg — — ganz wie die Küß vermutet . . . und offenbar der Anstifter der Durchbrennerei! Und vorher hatte er sich noch an einem badischen Unteroffizier vergriffen — schien ja ein ganz nettes Früchtchen zu sein. Sehr beruhigend andererseits — so was kommt durch die Welt!

Selbstverständlich hatte man die Militärbehörden gehörig scharf gemacht und außerdem noch an alle Mairien der Grenzdörfer telegraphiert . . . helfen würde es natürlich wenig — die Ausreißer würden sich hüten, die Vogesen auf den Chausseen zu übersteigen . . . Für solche Zwecke gab es Schmugglerpfade — und noch immer trieben ganze Franktireurbanden ihr Unwesen im Wasgau — die würden sich der kampflustigen Schlingel schon annehmen . . .

Bah . . . weg damit . . . dies ist eine Stunde des Friedens, der Erlösung . . . sie kommen, meine Drei . . .

Die Schwiegermutter muß man in den Kauf nehmen ... bin nur neugierig, wie sie sich mit meiner schnoddrigen Bärbel vertragen wird, haha!

Gott, wie hat man's nur ausgehalten all die Wochen ohne die drei Halunken, die herzallerliebsten ...

Und ... da sind sie!

Glühaugig tauchte der Frankfurter Schnellzug aus der Dämmerung — aus den schneedurchstiebten Herbstnebeln — welche die noch immer nicht vollends aufgeräumten Trümmer der Gasanstalt überlagerten.

Und am geöffneten Fenster des Abteils dritter Klasse — sieh da — die zwei geliebten Flachsköpfe der Buben, dahinter Helene, schlank und schwarz wie ihr Vater — und neben ihr die strengen Scheitel, das vorwurfsvoll und opferbewußt lächelnde Gouvernantengesicht Ihrer Exzellenz der Frau verwitweten Staatsminister Brennecke ...

„Papa — hurra! hurra!!"

Wie zwei explodierende Granaten krachten die Buben wider des Vaters Brust ...

„Helene — Mädel ... bist ja 'ne richtige Dame geworden in den acht Wochen ..."

„Papa — warum ist denn hier alles ganz? ich dachte, Straßburg wär' ganz kaputt geschossen!" schmollte voll Enttäuschung Hansens neunjähriger Abenteurerdrang.

„Na warte nur, Junge, wirst schon noch genug ‚Kaputtes' zu sehen bekommen ... — Mama — meinen allergehorsamsten Dank für so viel Güte ..." Mit allem gewohnten Respekt küßte der Schwiegersohn die knochigen Hände Ihrer Exzellenz.

„Wahrhaftig, eine verrückte Reise!" grollte die alte Dame und wies auf den Schwall der Mitpassagiere. Landwehrleute, Sanitätssoldaten, Krankenschwestern, Rekrutenvolk, mit grünen Tannenreisern geschmückt, laut schwatzend und singend, nicht ganz nüchtern — der nimmer endende Zustrom frischen Futters für das unersättlich schlingende Ungeheuer Krieg.

„Und wir dazwischen! und die Kinder aus Rand und Band! Wenn das mein guter Mann hätte sehen können!"

„Ach, es war famos, Papa!" jubelte Otto der Jüngere. „Ich hab' mit allen Soldaten Freundschaft gemacht! Und immer

hab' ich eine Soldatenmütze auf dem Kopfe gehabt — oder einen Tschako!"

Helene hing stumm und stolz an des Vaters Arm. In ihrer Backfischseele wogte seltsames Ahnen einer neuen Welt — eines unerhörten, unvorstellbaren Lebens. Hier war nun ihre künftige Heimat — hier würde sich ihr Weibesschicksal erfüllen — hier, in einem fremden, blutgedüngten Lande, in einer Stadt, deren bloßer Name schon umwittert war von dunklen Gefühlen der Größe, des Wunders, des Geheimnisses . . . Sie hatte „Dichtung und Wahrheit" gelesen, sich in Friederikens kurzes Glück und lebenslanges Leid hineingeträumt. Und sie war fünfzehn Jahre: drei nur jünger als das Pfarrerstöchterlein von Sesenheim . . .

Der Oberregierungsrat wollte einen Wagen nehmen, aber die Schwiegermutter winkte ab:

„Es scheint, lieber Otto, deine Auslandszulage ist dir zu Kopfe gestiegen! Nein, solche Scherze laß lieber, Junge, du hast ohnedies Kosten genug . . ."

Und so hielt Familie Lehmann ihren Einzug zu Fuß — und beachtete auch nicht das Nasenrümpfen des elsässischen Dienstmädchens, das ohnehin schon längst im Kreise seiner Familie nicht wunders genug zu erzählen wußte von der Knauserei im Hause des „Preißße" . . .

„Was meine-n-Ihr, was'r ze Nacht eßt, der Chaib, der Hungerlider? Nix wie Schwarzbrot und Wurscht, ganz harti, ingetruckenti! Und do derzue trinkt 'r Wasser, hechschte Falls am Sunndaa e Kännel Bier!"

Auch heut hatte die Bärbel genug zu schmollen und innerlich zu höhnen. Da kam eine alte Dame an, zu der durfte man nicht Madame sagen, sondern man mußte sie mit Exzellenz anreden: also die wollte doch jedenfalls was ganz besonders Hohes und Vornehmes vorstellen. Und so was kam dritter Klasse angefahren, watschelte zu Fuß nach Hause durch den nassen Schnee, hatte schief getretene Absätze und Kleider nach irgendeiner vorsintflutlichen Mode, guckte in alle Töpfe und Spinde gleich am ersten Abend und hatte überall was zu nörgeln und zu mäkeln — —

Nein, es war nicht auszuhalten bei den Prussiens, und man mußte nur sehen, daß man recht bald wieder von diesen her-

gelaufenen Hungerleidern wegkam in eine ordentliche Straßburger Familie . . . Aber die guten Stellen, die waren jetzt rar geworden . . .

Die Lehmänner ahnten nichts vom Groll ihrer Perle — sie saßen um den zierlichen Eßzimmertisch in den schmucken, mit blumenbedrucktem Kattun bezogenen Sesseln, in dieser ganzen fremdartig reizvollen Umwelt wie in einem eroberten Schloß und labten sich an kaltem Aufschnitt und Bier wie die Götter — tauschten mit glühenden Wangen die Erlebnisse der Trennungszeit und vergaßen, daß sie in einer fremden, feindlich gesinnten Stadt hausten, weit, weit fern der lieben Heimat, wo jeder ihre Sprache und ihr Wesen verstand.

— Andern Morgens wurde den Buben das Bild gründlich klar. Das Haus in der Blauwolkengasse hatte keinen Garten, und so nahm der Vater auf seinem Wege ins Amt die Jungherren Otto und Hans mit auf den heute tief im Schnee liegenden Broglie-Platz.

„Da — nun schneeballt euch und spielt nach Herzenslust, bis ihr kalt werdet, dann lauft nach Hause zur Großmama! Und seht mal, da hinten steht ein Mann in einem blauen Uniformmantel und mit einem nickelbeschlagenen Pickelhelm — den werdet ihr wohl kennen, wie —?"

„Na ob, Pappi —!" meinte Hans, „det is 'n Blauer — jrade wie in Potsdam!"

„Richtig — also, wenn euch einer was tun will, dann lauft ihr zu dem, und der hilft euch dann — adjeu, Schlingels, macht's gut bis Mittag!"

Weg war er, und die Jungen standen ganz verblüfft. Wenn einer euch was tut? wer sollte ihnen denn was tun — hier mitten in der Stadt, auf einem öffentlichen Platz?

Bald schwand das ahnungsbange Staunen vor all dem Neuen, was es zu sehen gab. An der Nordseite des Platzes lagen sechs der Häuser in Ruinen. Schauerlich grinste das schmutzige Schwarz der geborstenen Mauern unter den leuchtenden Schneesäumen hervor. Und am Ende des Platzes starrte eine andere Ruine in den grauen Himmel empor — Hans erkannte an ihrer Form, daß dies das Theater gewesen sein müsse — und einige Schritte weiter gegenüber ein gar noch viel stattlicheres Gebäude in Trümmern . . .

„Kiek man bloß, Hans — und hier steht einer ausjehaut!“

Die Knaben versuchten die zertrümmerte Inschrift unterm Denkmal das Präfekten Lezai-Marnesia zu entziffern. Als sie sich umwandten, sahen sie sich von einer ganzen Rotte Buben in Flauschjoppen und niedern Schirmkappen umgeben, die glotzend und grinsend ihre runden Filzhütchen und Paletots und Wollschals bestaunten.

„Des sin Preißze! was welle die Preißzebuewe do vor unserm Präfekt? — mache, daß ihr heimkumme, sunscht wäsche m'r eich d' Nas im Schnee, daß 's Bluet nochlauft!“

Ganz entsetzt stierten die zwei Potsdamer Jungen in die haßsprühenden Augen ringsum, faßten sich unwillkürlich fest bei den Händen und drängten sich eng aneinander.

„Gehn widder heim, Schwowepack!“

„Lueje, was die vor Stiffel anhan!“

„Schlaa 'ne eins uf's Dach, Emile!“

Dem kleinen Hans standen Tränen der Angst in den Augen, aber Otto richtete sich zu seiner ganzen zehnjährigen Mannesgröße empor und krähte mit seinem scharfen Brandenburger Organ:

„Laßt uns jefälligst in Frieden, ihr, verstanden?!“

Ein schallendes Hohngelächter war die Folge.

Über Otto kam etwas von dem Soldaten- und Offensivgeist seiner Rasse. Wenn hier Hiebe fallen sollten, so wollte er wenigstens den ersten Schlag haben. Der letzte — würde ja wohl der zehnfachen Übermacht verbleiben.

Er trat auf den ersten besten der Bedroher zu.

„Mach Platz, du!“

Der stramme Bub rührte sich nicht, stand breitbeinig mit den Händen in den Hosentaschen. Paff, da saß ihm des Preußen junge schmale Hand auf der feisten braunen Wange . . .

Im selben Augenblick waren die Fremden von zwanzig, dreißig Fäusten zu Boden gerissen, in den nassen Schnee, und Püffe und Fußtritte regneten auf sie nieder. Kaum daß der kleine Otto noch ein gellendes „Hilfe! Hilfe!“ hatte herausschmettern können. Und der „Blaue“ war fern — der stand wohl noch immer da hinten weit, an der andern Ecke des Platzes . . . Und bald vergingen den armen Burschen die Sinne unter der feigen Mißhandlung der Überzahl.

Auf einmal gab's Luft. Wie ein Krähenschwarm vorm Geier stob das Gassengesindel auseinander. Ein paar Ohrfeigen knallten — und aus geschwollenen, tränentriefenden Augen aufblickend, sahen die Gemißhandelten das erst wutflammende, nun von Mitleid überströmende Antlitz eines schnurrbärtigen Mannes in der grünen Uniform des preußischen Steuerbeamten über sich gebeugt.

„Nei, nei, so e-ine Schwe-inebande! nu steht man uff, ihr armen Kerlchen — ich werd eich bei Muttern bringen . . ."

Und sorgsam und respektvoll hob Herr Hauptsteueramtsassistent Krawutke aus Pillkallen die armen, blau und braun geprügelten, aus Mund und Nase blutenden Lehmannknaben aus dem Schnee und brachte sie nach Hause.

Seitdem wußten Hans und Otto, wo sie waren.

*

IX.

In den letzten Tagen des November, den ersten des Dezember wurde die allgemeine Überspannung des ganzen Lebens in Straßburg schier unerträglich. Obwohl die okkupierten Landesteile völlig vom eigentlichen Kriegsschauplatz abgeschnürt waren — obwohl eine Presse sozusagen nicht mehr existierte — nachgerade wußte doch der Geringste und Gleichgültigste, wie die Dinge standen vor Paris und um Paris! Zweihunderttausend Mann deutscher Truppen umlagerten als dünne Linie die Lichtstadt, welche zwei Millionen Einwohner und fünfhunderttausend Gewehre barg . . . Und wenn es dieser ungeheuren Übermacht bis heute nicht gelungen war, die ingrimmige Umklammerung der Minderzahl zu durchreißen — um die Wende des vorletzten Monats zum letzten des eisernen Jahres hatten sich die Dinge dermaßen entwickelt, daß nur ein Wunder die Deutschen retten konnte. Die Provinz war erwacht, die Erhebung in Masse hatte Armeen von Hunderttausenden aus der Erde sprießen lassen. Gambettas stählerner Wille warf sie von Norden, Westen, Süden gegen die schwache Zernierungslinie, und was außerhalb dieser Linie zur Abwehr bereit stand, waren nur schwache Abteilungen ohne Zusammenhang . . .

Das alles wußte das Elsaß, wußte Lothringen, wußte Straßburg. Und darum war das Leben so entsetzlich wie nie zuvor in diesen ahnungfiebernden Tagen. Den ehrlichen Bemühungen der deutschen Behörden, die Ruhe und Ordnung schaffen wollten in den verstörten und zerrütteten Departements Mosel, Meurthe, Oberrhein und Niederrhein, in den verwüsteten Hauptstädten Metz und Straßburg — ihnen starrte finsterer Trotz, grinste hoffnungskecker Hohn entgegen. Im Antlitz des Ein-

heimischen las der deutsche Beamte und Soldat die feste Zuversicht: 's ist ja bald zu Ende — übermorgen, morgen kommen die roten Hosen wieder, und ihr müßt mit Schimpf und Schande fliehen — wenn wir euch überhaupt lebendig davonkommen lassen!

Unausbleibliche Folge: das anfängliche Wohlwollen, der ehrliche Dienst- und Pflichteifer der deutschen Behörden wandelte sich, ihnen selbst unmerkbar, in Argwohn, Härte und Schroffheit . . .

Keiner litt tiefer unter dieser plötzlichen Verschärfung der Gegensätze als Professor Emile Küß. Noch immer war er der Maire, noch immer verhandelten die Deutschen mit ihm, wenn sie jemanden brauchten, der als Vertreter der Bürgerschaft Beschwerden, Klagen und Drohungen der neuen Machthaber in Empfang zu nehmen hatte. Alle Verfügungen erließ man, alle Neuerungen schuf man über seinen Kopf hinweg. Es war, als sei er nur noch offizielle Empfangsstelle für Schärfen, Grobheiten und Demütigungen aller Art . . . Einfach hinwerfen den ganzen Krempel! Tausendmal ward's heilig beschworen, ausgeführt nie. Was hätte dann kommen sollen? Völlige Sequestration der Stadt . . . Nein, besser schon, es gab wenigstens noch einen Puffer zwischen der Stadt und ihren Eroberern . . . Freilich, Puffer kriegen Püffe . . .

Nun, wenigstens vergaß man über all dem Amtsärger sein eigen häuslich Herzeleid. Aber dann daheim: Kein Lachen, kein munterer Zank seiner zwei mehr, nur Céciles ruhelose, hungrige Augen, ihr resigniertes Achselzucken auf die stumme Frage: Noch immer kein Lebenszeichen von Louis?! Und dann klagten die zwei Verlassenen einander den Jammer des Tages — und schließlich kroch der sterbensmüde Mann ins einsame Witwerbett, dessen gähnende Breite immer wieder an die verlorene Gefährtin gemahnte . . . Ach, es war schon um einzuschlafen und nicht wieder aufzustehen . . .

Eine melancholische Beschäftigung hatte Cécile sich ausgesonnen. Hatte sie sich bisher nie entschließen können, die aufräumende Hand an ihr zerstörtes Zimmerchen zu legen — nun gab sie sich endlich daran . . . seit jenem Morgen, als die zwei fremden Offiziere die Tür zu der verwüsteten Herrlichkeit aufgeklinkt, war das entweihte Mädchenheiligtum verschlossen ge-

blieben. Nun hatte Cécile den Bann gebrochen, mit Joséphine und Jeans Hilfe wurde sortiert: das ganz Unrettbare für den Herd und fürs Dreckkischtel bestimmt, das Reparierbare für den Schreiner, den Tapezierer beiseite gestellt. Leider waren gerade die Hauptstücke nicht zu retten: das Bettchen und der Schreibtisch . . . Zwischen beide, die dicht nebeneinander standen, hatte das Geschoß sich eingewühlt, war dort krepiert . . . Mit besonderer Sorgfalt sammelte Cécile die riesigen angerosteten Bruchstücke der Granate . . . daraus wollte sie Andenken machen lassen für Papa für . . . Louis — o Gott, Louis! und auch für den guten Onkel Jean . . . und — selbstverständlich und doch fast vergessen! für Adrien . . .

Nun war das Zimmerchen ganz geräumt — morgen sollten die Maurer einziehen, um die Tapeten abzureißen und die zertrümmerte Wand frisch zu verputzen. Mit einem letzten schwermütigen Umblick nahm Cécile Abschied von der Schreckensstätte — da stürzte die alte Joséphine sehr erregt herein:

„Besuch, Mademoiselle — Besuch! Ein Deutscher!"

Cécile nahm die Visitenkarte vom silbernen Brett:

Professor Dr. phil. Bernhard Westernhagen
Direktor des Lyzeums
Straßburg i. Els.

Himmel — des Lyzeums? also ja wohl Louis' neuer Schulmonarch — über den der Bruder sich zwar nur sehr wortkarg ausgelassen.

Was konnte der Zweck dieses Besuches sein? Offenbar — der hatte Nachrichten —

„Herauf, Joséphine, herauf mit dem Herrn!"

Eine halbe Minute später stand Bernhard Westernhagen in einem für seine Begriffe ungeheuer eleganten Salon einem jungen Mädchen in Trauerkleidung gegenüber, dessen Züge ihm sofort das herbe, blasse Knabenantlitz in die Erinnerung riefen, das er auf dem Sofa des Direktorialzimmers so lange sinnend betrachtet.

„Mademoiselle," sagte er in seinem schönsten Französisch, „es ist mir eine gewisse Verlegenheit . . . ich vermute in Ihnen die Schwester meines Zöglings, des jungen Louis Napoléon Küß . . ."

Aus den angstvoll starrenden Braunaugen der jungen Elsässerin blickte dem deutschen Philologen eine verzweiflungsvolle Angst entgegen:

„Schnell, schnell, mein Herr — haben Sie Nachrichten von meinem Bruder?!"

Da reichte der Direktor der Fragenden stumm einen Briefumschlag mit dem Vordruck der deutschen Feldpost hin — und die zitternde Schwester erkannte des Bruders fahrige, unausgeschriebene Handschrift:

„Nancy, ? ?, 70.

Vive la République! Vive la Patrie!
Mort aux Allemands! Mort aux tyrans!
Mort à toi — voleur — violateur!

Louis Küß."

Das war wenig genug — und doch ein Lebenszeichen.

Es lebe die Republik, es lebe das Vaterland — Tod den Deutschen, Tod den Tyrannen — Tod dir, Räuber, Gewalttäter . . .

Verständnislos starrte das Mädchen den Besucher an — griff dann mit den gepflegten weißen Händen nach dem Briefumschlage, der zu Boden geglitten war:

„Von wo?"

„Aus Nancy, Mademoiselle — Poststempel von gestern."

Aus Nancy! also gestern war Louis noch in Nancy gewesen — vier Stunden Eisenbahnfahrt von Straßburg . . . Aber jetzt, mein Gott, wo war er jetzt?!

„Und der Inhalt? was bedeutet er?"

„Hm — Sie . . . sollten Sie am Ende gar nicht wissen, Mademoiselle . . . daß ich wenige Tage vor der Flucht Ihres Bruders — genötigt war . . ."

„Nun, was, mein Herr? ich habe in der Tat nicht die leiseste Ahnung . . ."

„Nun — Ihren Bruder ein wenig — schroff zu züchtigen...?"

In des jungen Mädchens Augen trat jählings jener Ausdruck, den Westernhagen nun nachgerade kannte — der Ausdruck, der ihm täglich aus hundert und aber hundert Augenpaaren seiner Schüler entgegenstierte: blanker, zügelloser, urwilder Haß . . .

„Davon habe ich in der Tat — bis heute nichts erfahren ... um so interessanter würde es mir sein, wenn Sie die Güte haben wollten, mir zu erzählen ... die Angehörigen haben am Ende unter diesen Umständen ein Recht auf volle Aufklärung ..." Eiskalt hatte das geklungen und so sicher und beherrscht, als sei die Sprecherin eine vollendete Weltdame.

„Unzweifelhaft, Mademoiselle, unzweifelhaft ..." stotterte Bernhard Westernhagen — — und erzählte.

Wortlos, angehaltenen Atems, doch in völliger Ruhe hatte das junge Mädchen dem Bekenntnis des Mannes zugehört.

„Hm — nun freilich begreife ich alles ..." sagte Cécile, als der Philologe geendet, mit ruhiger Schärfe. „Und Sie — begreifen wohl auch, Herr Direktor?"

„Allerdings ... ich begreife ..." Der Ton der Dame trieb nun doch allgemach dem Besucher das Blut in die Schläfe. „Es ist sehr bedauerlich, daß Ihr Bruder nicht Selbsterkenntnis genug besaß, die ihm widerfahrene Züchtigung als gerecht und wohlverdient zu empfinden — daß er sich vielmehr der strengen, aber nicht ungerechten Hand, in welche das Geschick seiner Vaterstadt die Leitung seiner Jugend gelegt hat, durch eine sinnlose Flucht entzogen und damit alle seine Lieben, und auch Sie, Mademoiselle, wie ich mit lebhaftem Anteil wahrnehme, in schmerzliche Bekümmernis gestürzt hat."

Gar wohl empfand Cécile die energische Abwehr in des Fremden gemessenen und kraftbewußten Worten, und ein uneingestandener Respekt ließ sie verstummen. Gesenkten Blickes drehte sie einen Moment den Briefumschlag in der Hand. Dann hob sie rasch den Kopf und sagte in ganz verändertem Tone, unruhig und mit leiser Bitte:

„Ein deutscher Feldpostbriefumschlag? o bitte, mein Herr, wie erklären Sie sich das?"

„Ein deutscher Feldpostbriefumschlag, ja, Mademoiselle — das ist auch mir ein vollkommenes Rätsel — und der Kommandantur nicht minder — ich habe ihr den Brief bereits vorgelegt. Es ist zweifellos: Ihr Bruder muß irgendwie Gelegenheit gehabt haben, sich deutsche Feldpostbriefumschläge zu verschaffen."

„Mein Gott — am Ende ist er ... gefangen?!"

„Das ganz gewiß nicht. Erstens würde man einem Gefangenen nicht gestattet haben, unkontrollierte Privatbriefe abzuschicken.

Zweitens habe ich mich aber auch sofort telegraphisch beim Etappenkommando Nancy informiert. Dort ist von einem jungen Küß nicht das mindeste bekannt."

„Ja — und welche andere Möglichkeit bliebe denn noch?"

„Meine Phantasie, Mademoiselle, liefert mir leider nur eine einzige Erklärung: deutsche Feldpostbriefumschläge sind natürlich in den Händen aller unserer Truppen . . . und so könnte schließlich ein — Franktireur sie auch an der . . . Leiche eines seiner Opfer gefunden haben . . ."

„Mein Gott," schrie das Mädchen auf, „Sie sind grausam, mein Herr — Sie eröffnen mir da Perspektiven . . . mein Bruder ist der Sohn des Professors Küß, mein Herr!!"

„Sie haben Aufklärung gewünscht — ich habe sie Ihnen gegeben, so gut ich's vermochte. Sollten Sie also — ich kann's nicht wissen und will's nicht annehmen — sollten Sie oder Ihr Vater irgendwelche Verbindung mit Ihrem Bruder haben — irgendwie in der Lage sein, auf ihn einzuwirken . . . so wird es in Ihrem eigensten Interesse sein, wenn Sie den jungen Herrn veranlassen wollten, seine Übereilung einzusehen . . . und sobald als möglich ins Vaterhaus und in die heilsame Zucht seiner Lehrer zurückzukehren. So, Mademoiselle, das wär's, was ich Ihnen zu sagen habe. Wollen Sie bitte Ihrem Herrn Papa meine Empfehlungen . . ."

„Aber ich versichere Sie, mein Herr, ich schwöre Ihnen, Papa und ich wissen nichts, nichts, gar nichts von Louis!"

Herr Westernhagen zuckte die Achseln. „Ich habe das Meinige getan. Guten Abend, Mademoiselle."

— Einen Augenblick lang saß Cécile wie betäubt. Ihr Bruder — ein Franktireur!! — Die Leiche eines erschlagenen Preußen durchwühlend und die deutschen Feldpostbriefumschläge entdeckend . . .

Nach Orléans zu Gambetta, so hatte sie bisher geträumt, würde er sich durchschlagen . . . Und nun . . . nun war er vielleicht in den Vogesenwäldern hängen geblieben . . . strolchte dort als Freischärler herum . . . und wenn er in die Gewalt der Feinde geriet — was dann?!

Mein Gott, mein Gott!

— Auf einmal ging's wie ein Blitz durch ihr Hirn: hier konnte nur einer helfen: Eggermann . . .

Und schon saß sie am Schreibtisch, und die Feder jagte über das Papier. Ganz ausführlich erzählte sie alles, was sie von des Bruders Flucht wußte ... des Direktors Besuch, seine abscheulichen und doch so schrecklich naheliegenden Vermutungen ... und flehte um Rat, um Hilfe ...

„Retten Sie ihn, Monsieur Eggermann," schloß der Brief, „retten Sie meinen armen Bruder Louis!

Ihre verzweifelte Cécile Küß."

Nun — die Adresse? Ja, die Adresse ...

Viertes Landwehrregiment, so viel wußte sie, und daß er zur Belagerung von Belfort abmarschiert war. Aber — genügte das? konnte das genügen?

Schrecklich — schon wieder war man darauf angewiesen, die Fremden, die Feinde anzugehen, zu bitten, zu flehen ... Himmel ja, sie hatten eben die Macht ...

Und Cécile hastete zum ehemaligen Zweibrücker Hof, dem einstigen Palais der Herzöge von Pfalz-Zweibrücken, zwischen Mairie und Präfektur. Dort, so wußte sie, hatte die Kommandantur ihre Bureaus. Aber als sie ankam, waren die Geschäftszimmer bereits geschlossen ...

Es schien ihr Verbrechen, auch nur eine Nacht zu versäumen. Ging der Brief heut abend noch ab, konnte er morgen früh zu Händen des Empfängers sein, sie morgen abend Antwort haben ... Einen Offizier ... irgendeinen Offizier ... Auf der Straße würde sie den ersten, den besten ansprechen, der ihr begegnete ...

Sie ging zum Broglie und von dort die Meisengasse herab, aber kein Säbel klirrte, kein roter Kragen tauchte auf im matten Lichte der spärlichen Petroleumlaternen ...

Horch! Im Hôtel de la Ville de Paris scholl rauschende Musik, aus den angelehnten Fensterflügeln des großen Speisesaales quoll in die schmalen Lichtstreifen dichter Tabakrauch, drinnen Gläserklingen, jubelnde Hurras, schnarrendes erregtes Geplauder ... Und vom gegenüberliegenden Trottoir waren ganz deutlich die geröteten zechenden Offiziere zu erkennen, die aufwartenden Uniformierten, die Tafelaufsätze, die Flaschenbatterien ... Also sie feierten wieder mal irgendeinen Sieg, die Deutschen ...

Und „Extrablatt! Extrablatt!“ schrien, die Meisengasse entlang, die kecken Bübchen, die durch Austragen des Amtsblattes der herabgekommenen Wirtschaft ihrer kleinbürgerlichen Eltern aufzuhelfen nach Kräften sich mühten.

Cécile gab ihren Sou und las . . . im Abglanz des Siegesgelages drinnen. — Links in deutscher und rechts in französischer Sprache wurde da mitgeteilt, daß ein gewaltiger Ausfall der Pariser Besatzung gegen die Marnehöhen nach zweitägigem hartem Ringen unter beiderseitigen furchtbaren Verlusten zurückgewiesen sei . . .

Wieder eine Hoffnung in Scherben . . . das also feierten die da drüben . . .

Um Orléans, hieß es weiter, hätten die Truppen des Prinzen Friedrich Karl und des Großherzogs — welches Großherzogs? — Fühlung mit der Armee Gambettas genommen und eine Entscheidungsschlacht stehe unmittelbar bevor . . .

Gambetta — tausend brünstige Gebete aus Franzosenherzen um diesen Namen, diesen Mann . . . Auch die kleine Cécile sandte, aus tiefster Herzenskümmernis, ein rasches fürbittendes Gedenken zu ihm hinüber ins ferne Tours . . . .

Aber der Brief — mein Gott, der Brief! — Einen der Offiziere da drinnen herausbitten — aus der Wein- und Nikotin- und Siegesrausch-Atmosphäre da? unmöglich . . .

Mit einem Male fiel es Cécile ein, wie oft sie hier als Backfischlein mit ihren Freundinnen auf dem Pflaster gegenüber dem Wachtstubenfenster der Aubette entlang geschlendert und mit dem Souslieutenant im blauen Dienstrock und roten Käppi, der dort sich langweilte, neckische Blicke getauscht . . . gewiß, da drinnen saß jetzt ein Preuße . . .

Und in zwei Minuten stand sie vor dem Posten am schwarzweißroten Schilderhause, stammelte auf Straßburgisch den Wunsch, vor den wachthabenden Offizier geführt zu werden . . . und schon war sie drinnen in der Wachtstube . . . verschlafen glotzten von den Pritschen her die bärtigen Landwehrgesichter sie an, und auch im Offizierzimmer der Leutnant, ein bebrillter Herr, mußte sich erst ein wenig die Augen reiben, riß sich dann aber mächtig zusammen:

„Womit kann ich Ihnen dienen, Mademoiselle?“

— Nach wenig Minuten wies der Briefumschlag eine tadellose Adresse auf:

„Dem Königlichen Premierleutnant d. L.
und stellvertretenden Regimentsadjutanten
Herrn Eggermann
Hochwohlgeboren
4. Landwehrinfanterieregiment, z. Z. zur Belagerungsarmee
der Festung Belfort gehörig."

So, nun dürfen Sie weiter träumen, Herr Wachthabender!

Den Brief aber trug Cécile noch persönlich über den Kanal hinüber zum Bahnhof.

Und empfing dann ganz still und gelassen den heimkehrenden Vater, nachdem sie der alten Joséphine Schweigen über den Besuch auferlegt. Wozu dem alten Manne noch diese schrecklichen Sorgen aufpacken?

Er hatte ja nun die Sache in der Hand — er, der ihr gesagt hatte . . .

Wenn irgendeiner helfen konnte — er würde helfen . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

An jenem Schreckenstage, da morgens der biedere ostpreußische Steuerbeamte der entsetzten Exzellenz Brennecke die beiden armen, verprügelten und zertrampelten Bübchen heimgebracht, war beschlossen worden, die Kinder vorerst nicht in die Schule zu schicken. Doch das war auf die Dauer nicht durchführbar. Und kaum waren die verquollenen und verstriemten Gesichter ein wenig verheilt, da nahm der Oberregierungsrat seine Jungens an die Hand und übergab sie der Obhut seines Reisekameraden, des Direktors des Lycée Impérial. Der steckte seine neuen Schützlinge in die Quarta und Sexta, verwarnte mit grimmiger Drohung die eingesessenen Schüler der Klassen, sich nicht an den eingewanderten Kameraden zu vergreifen, weder in Taten, noch auch nur in Worten — und so sahen sich denn die zwei Potsdamer Knaben dazu verurteilt, täglich vor dem klaffenden Portal des Lyzeums dem begleitenden Vater ein zitterndes Lebewohl sagen zu müssen, um dann mit einem Gefühl entsetzlichster, hilflosester Vereinsamung an einem Unterrichte teilzunehmen, der in französischer Sprache geführt wurde, und von dem sie im Anfang nicht ein Wort verstanden. Und das

inmitten einer Kameradenschar, aus deren Augen der blanke Haß sie anstierte ... O ja, man ließ sie in Ruhe, wie die übrigen paar Dutzend deutscher Knaben, die plötzlich in die Anstalt hineingeraten waren und sich auf dem Schulhof immer zu einem dichtgeschlossenen Klumpen Verfemter zusammenrotteten ... Man tat ihnen nichts, selbst kein Schimpfwort traute sich mehr hervor ... Trotzdem war's entsetzlich. Nie litten Kinderseelen schwereres Leid als diese armen kleinen Pioniere des Deutschtums im eroberten Lande ... Jäh verhärteten sich da, erstarrten und — erstarkten die kindlichen Seelen. Der verbissenen Ablehnung der Besiegten setzten sie bald einen kindlichen Hochmut entgegen. Mit wahrer Inbrunst stürzten die kleinen Preußen und Bayern und Schwaben sich auf das Französische. Bald konnten sie dem Unterricht folgen, und nun begann ein fieberhaftes Wettrennen des Ehrgeizes zwischen Elsässern und Fremden. Die Lehrer erlebten Freude an ihren Klassen wie nie zuvor ... Doch es war keine reine Freude. Denn aus dem Unterricht war alle Harmlosigkeit entschwunden. Sorgsam wogen die Lehrer ihre Worte, in der heimlichen Besorgnis, ihre neuen Schüler möchten dem Direktor denunzieren, wenn eine Äußerung ihnen entschlüpfte, die als bewußte Deutschfeindlichkeit ausgelegt werden könnte ... Wer aber, der Frau und Kinder zu versorgen hatte, durfte in diesen Kriegsläuften Amt und Brot riskieren? Später ja, wenn die endgültigen Entscheidungen gefallen wären, dann würde man wissen, was man zu tun hatte ... heute galt's schweigen und sich ducken ... denn am ersten jeden Monats wollte man ja am deutschen Kassenschalter das Gehalt abholen ...

Und das, natürlich, hatten die Einheimischen unter den Schülern bald heraus. Und ihr alter Respekt vor den Lehrern ihrer Jugend verwandelte sich bald in eine versteckte Verachtung und dumpfen Widerstand.

So blieb nach den schreckhaften Katastrophen der Belagerungsperiode eine giftgeschwängerte Atmosphäre über dem Alltagsleben Jung-Straßburgs lasten. Unversöhnbar schwelten Mißtrauen, Feindschaft und Haß und verpesteten die Luft in den Klassen und auf dem Schulhof, beim Unterricht und selbst in der Andacht. Und in dieser unjugendlich freudlosen Atmosphäre reiften die Kinder dieser bangen Zeit schnell und unjugendlich freudlos.

Wenn die Familie Lehmann allabendlich um den zierlichen Rokokotisch sich zusammenfand, waren diese Sorgen und Ängste das einzige Gespräch. Wo war das Behagen des Wiedersehensabends geblieben?

Eine nur war zufrieden, war vergnügt: Helene, die Fünfzehnjährige. Sie war ins Enseignement in der Knoblochsgasse aufgenommen worden. Ihr Französisch hatte vom ersten Tage an zugereicht, um dem Unterricht einigermaßen folgen zu können. Und während die Brüder beständig über Heimweh nach Potsdam klagten, fühlte die Schwester irgend etwas in ihrer Seele erwachen und täglich wachsen in dieser schwülen Treibhausluft, das sie nie an sich gekannt, einen Drang zum Neuen, Fremden, Abenteuerlichen, den sie nicht einmal dem Vater zu gestehen wagte. Anfangs hatte sie ihren Schulweg stets nur unter Begleitung der Großmutter unternommen – doch bald hatte es der Zufall gewollt, daß diese einmal verhindert gewesen war – und strahlend war Helene nach Hause gekommen:

„Keiner hat mir was getan – ich brauche keine Begleitung mehr – mir tut überhaupt keiner was . . .“

Erstaunt hatten Vater und Großmutter das Backfischlein angeblickt: ihre eckige Gestalt reckte sich so keck und frisch und herb unnahbar, ihre blauen Augen sahen so selbstbewußt und siegessicher in die Welt – –

„Versuchen wir's mit dem Mädchen“, meinte Papa Oberregierungsrat. „Schließlich führt ja ihr Schulweg nur durch die Hauptstraßen – was soll ihr am Ende passieren?“

Und wirklich – ihr passierte nichts. Ihre stolze, halb noch kindliche und doch schon so drollig damenhafte Sicherheit schien etwas Imponierendes zu haben.

Auch in der Schule ging's ihr nicht schlecht. Sie entwickelte keinen streberhaften Ehrgeiz, tat einfach und anspruchslos ihre Schuldigkeit. Sie klammerte sich nicht ängstlich an die deutschen Kameradinnen, lief aber auch den Elsässerinnen nicht nach, ging ruhig und natürlich ihren Weg, war gelassen und hilfsbereit, harmlos und stillvergnügt.

Die Stadt vor allem erweckte ihr immer neues Entzücken. Herr Gott, wie langweilig war das abgezirkelte Potsdam gewesen, mit seinen schnurgeraden Straßen und ausdruckslosen Häuserfronten! Hier war alles phantastisch wirr, geheimnisvoll

und verschnörkelt, erregend und wunderverheißend. Diese schluchtartigen Gassen, deren Häuser nach oben hin immer näher aufeinanderrückten, bis sie sich fast berührten! Dieses tolle Nebeneinander von Feierlichkeit, Ehrpußlichkeit, Gemütlichkeit und Wildheit, altväterischer Würde und Schnurrpfeiferei in den Häusern jeder einzelnen Straßenfront! Das — müßte man alles zeichnen!

Und, beim Himmel, Helene fing an zu zeichnen! Mit der nächsten Umgebung ihres Schulhauses fing es an — befanden sich doch die Unterrichtsräume des Enseignements in einem uralten gotischen Ritterheim, inmitten des ältesten und geheimnisreichsten Winkels der Stadt. Aber bald erweiterte sich der Kreis ihrer Vorlagen. Mit ihrem Skizzenbuche streifte sie manchen Sonntagvormittag durch die Stadt, einen Malschemel am Arm, setzte sich ganz harmlos in irgendeinen stillen Gassenwinkel und strichelte ihre Fassaden und Erker und Torwege hin, mit immer sichererer Linienführung. Und dies Interesse, dies kecke Sich-hineinarbeiten in die Umwelt hatte etwas Entwaffnendes: bald kannte die halbe Stadt „la petite peintrice allemande . . .“

Fand sie einmal keinen passenden Platz auf der Gasse, um eine Ansicht aufzunehmen, so stieg sie ganz gemütlich in irgendein Haus hinein, mochte es noch so muffig, verräuchert und unbehaglich sein — kletterte die klapprigsten Holztreppen hinauf, klingelte an den schmutzigsten Etagentüren, bat im Tone ruhigster Selbstverständlichkeit um einen Platz am Fenster zum Zeichnen — zuerst auf Französisch, und wenn das nicht verstanden wurde, in einem wunderlichen Deutsch, das Elsässisch zu sein sich bemühte. Ihr Sprachtalent kam ihr zu Hilfe, und bald schwatzte sie mit den Straßburger Metzger- und Krämerfrauen in einem unglaublichen Patois, das immer charakteristischer sich dem gemütlichen Deutsch der geborenen Steckelburjer annäherte.

Papa und Großmama erlebten ihr blaues Wunder an dem Mädchen. Und Papas korrektes Beamtengemüt entsetzte sich nicht minder als die prätentiöse Fassadenseele der Großmama Exzellenz . . . Aber der Oberregierungsrat hatte Vertrauen zu seinem Mädel und ließ ihm, allen Entrüstungsanfällen der Großmama zum Trotz, glatte Bahn. Es war diese seltsame Luft eines freieren Landes, welche der kleinen Preußin die in Potsdams bureaukratischer Enge verkümmert gebliebene Seele weitete und straffte . . .

X.

Auf jenen Abend, da Cécile den so korrekt adressierten Brief an Herrn Eggermann höchst eigenhändig in den Bahnhofsbriefkasten gesteckt hatte — eine schlaflose Nacht war auf ihn gefolgt. Was würde er sagen?! würde er die — Annäherung nicht mißverstehen? doch nein — daß nur die höchste, qualvollste Not sie so weit getrieben — das mußte er doch wohl einsehen . . . Nichts in der Welt, rein nichts als eben diese äußerste Verzweiflung der Schwester, die den Bruder vor schmachvollem Tode retten, der Tochter, die dem zusammenbrechenden Vater diese schrecklichste Sorgenfolter hatte ersparen wollen — nein, sonst nichts in der Welt hätte sie vermocht, noch einmal an den Mann zu schreiben, der es gewagt hatte, ihr seine Liebe zu gestehen ihr, der Braut . . .

Und doch: es war süß, zu wissen, ganz felsenfest und unzweifelhaft zu wissen, daß ein Mensch, ein Mann lebte, für den ihr Wunsch ein Befehl war, dessen Erfüllung ihm ein schmerzliches Glück bedeuten würde . . .

Es war so süß, sich das alles vorzustellen, sich auszumalen, wie er den Brief bekommen würde, wie ein heißer Schreck ihn durchzucken, ihm die braune Wange mit der breiten Narbe röten würde . . . und dann würde er lesen, mit einer . . . Enttäuschung, die er sich selber nicht einzugestehen wagte . . . Ach, nur von dem Bruder war die Rede . . . nur zu einem Dienst, einem ganz unpersönlichen, war er gut genug — o nein, Mademoiselle, mich so einfach aus der Versenkung hervorholen, wenn Sie mich gerade brauchen — das geht denn doch nicht —!!

Und dann würden Ritterlichkeit und — unverschmerzte Liebe ihn doch ganz, ganz langsam aus seiner grollenden Abwehr

hervorlocken . . . und plötzlich würde er mit opferseligem Entschluß die stramme Gestalt zusammenreißen und . . . handeln . . . handeln, wie eben diese Preußen handelten . . . fest, zielbewußt, rücksichtslos durchgreifend . . . und Louis würde gerettet werden, irgendwie, durch ihn, durch Herrn Eggermann . . .

Ja, es war sehr schön, sich so etwas ausmalen zu dürfen — mochte auch der Schlaf darüber vom zierlichen Mädchenbette weichen . . .

Merkwürdig . . . von Adrien kam eigentlich die ganze Nacht nichts vor in Céciles Phantasien . . . Wenn sie sein gedachte, geschah's mit einem leisen Groll . . . Er war weit, weit weg und ließ seine kleine Cécile all dies Schreckliche ganz allein tragen . . . Wär's denn wirklich so ganz unmöglich gewesen, daß er ihr in all den Monaten einmal eine Nachricht gesandt hätte?! Natürlich, jede Privatpostverbindung zwischen den okkupierten Ländern und den Angehörigen der französischen Armee war ausgeschlossen . . . aber hätte ein zärtlich liebendes Gemüt nicht doch irgendwelchen Umweg finden können?! —

Und was die guten und freundlichen Gedanken nicht fertig gebracht hatten — den ärgerlichen und verstimmten gelang's: auf einmal war Cécile versunken gewesen im lösenden Nichts . . .

Und dann war ein Tag gekommen, ganz nur voll trostvollen Harrens. Man hatte das Kursbuch zu Rate gezogen, hatte festgestellt, daß der Brief heut morgen um sieben schon vor Belfort angekommen sein müsse . . . nun, es wird nicht so ganz einfach sein, ihn zu erreichen, geben wir mal fünf Stunden, das macht Mittag . . . er wird sogleich ein paar beruhigende Zeilen hinwerfen, bevor er die rettenden Schritte tut — und heut abend mit der letzten Post ist seine Antwort da . . . vielleicht aber gar schon vorher ein Telegramm . . .

Nun, ein Telegramm kam nicht. Wohl aber stellte sich, seit langer Zeit zum ersten Male wieder, Besuch ein. Und zwar gleich von drei, vier Seiten. Die Straßburger schienen allmählich aus ihrer Lethargie zu erwachen, sich auf ihre alten Beziehungen zu besinnen . . . Zwei Tanten kamen, entfernte Cousinen von Papa, die während des Bombardements aus ihren Wohnungen zu Bekannten hatten flüchten müssen. Nun lag ihre Wohnung in Schutt, und der Schrecken über all das ausgestandene Elend, der Jammer um den Verlust ihrer ganzen

Habe, ihrer tausend Andenken und bescheidenen Kostbarkeiten war den alten Dämchen dermaßen in die Glieder gefahren, daß sie sich noch wochenlang nach der Kapitulation nicht aus dem schützenden Heim der Familie herausgetraut hatten, bei der sie Unterkunft gefunden . . .

Und dann kam Mimi — eine Pensionsfreundin von St. Charles in Nancy, die mit ihren Eltern bei Ausbruch der Feindseligkeiten aus der Festung geflohen und jetzt erst aus der Schweiz zurückgekehrt war. Wie aber hatten Aufschlagers ihr Heim, ihr angestammtes Familienhaus wiedergefunden? Als eine Räuberhöhle . . . Die Preußen hatten ganz einfach das leerstehende Haus gewaltsam öffnen lassen und in jedes Zimmer eine obdachlose Familie einquartiert . . . War das nicht ein alles übersteigender Skandal?! Papa war natürlich gleich zum Generalgouvernement gestürzt und hatte gegen diese unerhörte Vergewaltigung protestiert . . . Und man war ihm noch spöttisch gekommen . . . Das sei Kriegsbrauch und Kriegsrecht in einer belagerten Stadt — wer ausgerissen sei, von dem werde angenommen, daß er sein Eigentum der Allgemeinheit derer, die aushielten, zur Verfügung stelle! O, aber man würde sich weiter beschweren — würde prozessieren . . . es mußte doch noch Recht und Gerechtigkeit geben in der Welt?! Vorläufig wohnte man im „Maison Rouge" . . .

Ja, es gab viel Rührung und Wiedersehenstränen und endlose Erzählungen . . . Ach, und das war gut — der Tag ging so schneller herum . . .

Und dann kam der Postbote zum letzten Male — er trug jetzt nicht mehr das französische Käppi, sondern eine preußische Schirmmütze, der alt' Eschenmoser, und das rote Bändchen seiner Dienstmedaille hatte er vom Rock abgeknöpft . . .

Cécile ging ihm in dem dunklen Flur ganz ruhigen Schrittes entgegen, und ihre Hand zitterte nicht, als sie ihm den Brief abnahm . . . tausend, wie dick der war . . .

Und ganz beherrscht ging sie mit dem Kuvert in ihr Zimmer, zündete ganz gelassen und doch voll inneren Glücks die Lampe an, setzte sich, nahm das Kuvert zur Hand —

— und auf einmal gab's ihr einen Stoß, daß sie heftig zusammenzuckte — fast hätte sie die Lampe umgeworfen — der Briefumschlag wies . . . Adriens Schrift . . .

In dumpfer Herzenswirrnis riß Cécile das Kuvert auf ... und las ... und las ...

Es war eine ganze Odyssee ... Er datierte aus Orléans, vom 22. November, und berichtete: Adrien sei gestern, bei einer Aufklärungsstreife am Rande des Waldes von Orléans, durch den Karabinerschuß einer feindlichen Patrouille leicht verwundet und in ein Lazarett in die Stadt verbracht worden. Dort liege er Bett an Bett neben einem bayrischen Artillerieleutnant, der beim ersten Sturm der Bayern auf Orléans im Oktober schwer verwundet eingebracht worden sei und bei der Räumung der Stadt habe zurückgelassen werden müssen. Da dessen Tod stündlich zu erwarten sei, habe die französische Lazarettverwaltung dem gefangenen Bayern gestattet, einen Abschiedsbrief an seine Frau in Augsburg zu schreiben, und der bayrische Kamerad habe ihm, Adrien, erlaubt, einen Brief an seine Braut nach Straßburg beizulegen, damit die Leutnantsfrau in Augsburg diesen Brief von dort aus an die Straßburger Adressatin aufgebe. Himmel, welch verwickelte Geschichte — dachte Cécile, ohne die Sache schon ganz genau verstanden zu haben. Richtig, der Brief trug den Poststempel „Augsburg 2. 12. 70" und wies bayrische Marken ...

Und nun kam Adriens langer Bericht ... Obwohl ihm das Schreiben offenbar sauer geworden war — Schulterwunde links! — hatte er sich's doch nicht versagen können, in größter Kürze sein ganzes Schicksal zu berichten. Aus dem Massaker bei Reichshofen heil davongekommen ... Rückzug der Armee Mac Mahons ... Neuformation in Châlons ... bei Sedan mitgefochten ... die Riesenattacke bei Floing ... Sturz, nur leichte Verwundung, aber tiefe Bewußtlosigkeit ... nachts erwacht und im Rücken der Sieger entwischt ... in einem Schwall von Flüchtigen zu Fuß und später zu Eisenbahn bis Meaux — dort schon die Ulanen, keine Möglichkeit mehr, nach Paris hineinzukommen ... also gen Südwesten, nach Orléans und weiter nach Bourges ... Dann die Gambettasche Wiedergeburt ... Adrien Colonel und Kommandeur eines Marsch-Dragonerregiments ... Wochen voll schwerster Mobilisierungsarbeit ... dann recht lästige und überflüssige Verwundung bei einer für einen Regimentskommandeur so albernen Veranlassung ... zur Entschädigung dann im Lazarett das glückliche Zusammen-

treffen, das ihm gestattete, nach so viel Monaten endlich, endlich seiner süßen heißgeliebten kleinen Braut ein erstes Lebenszeichen zu senden . . .

Wie ein qualvoller, endlos ängstender Fiebertraum wetterte das dahin über die entwurzelte Seele der armen Cécile . . . Als aber das überstanden war — sieh, da war auf einmal alles wieder da, was so lang verblaßt und verschollen gewesen . . . Er lebte wieder, lebte noch, lebte in ihr und für sie . . . ihr strahlender Kürassier — nein, er war ja nun Dragoner, ach was, war ja ganz gleich . . . er lebte . . . hatte gelebt vor einer Woche . . . in Orléans . . . Himmel, in Orléans . . . und das Extrablatt von gestern — was hatte das denn berichtet? War nicht Orléans am fünften . . . vorgestern . . . von den Deutschen aufs neue genommen worden?! Eine große Entscheidungsschlacht stand bevor . . . bei Orléans . . . und Adrien lag verwundet in der Stadt — hatte dort gelegen — am 22. November . . . Und heute schrieb man den vierten Dezember . . . Und die Schlacht war vielleicht schon im Gange . . . Und Adrien — nun, es war ja klar, er war wieder dabei, an der Spitze seines Regiments — seines . . . Regiments . . . Monsieur le colonel . . .

Ja, da blieb wirklich nichts übrig, das Bild mußte einen Kuß bekommen — seit langem den ersten . . . das Bild, um dessen zierlichen Rahmen der welke Lorbeerkranz sich schlang . . . den die verdorrten Rosen zierten, die . . . der andre . . .

Mein Gott, der andre . . .

Also er hatte nicht geschrieben . . . noch nicht . . .

Nun . . . wenn man's ruhig überlegte — das bewies noch gar nichts . . . Es war immerhin Krieg, und wie es vor Belfort aussehen mochte . . .

Seltsam, daß es zwei Männer gab, an die man denken mußte . . . nun, den einen . . . den liebte man, dem gehörte man . . . und den andern . . . den . . . brauchte man nur gar so sehr . . .

Er war ja sonst nur ein simpler Landwehr-Premierleutnant . . . und zu Hause war er ein Richter . . . und übrigens war er ja auch ein Feind . . . und Adrien war Oberst und Regimentskommandeur . . . und war ein Franzose . . . und eben, er war doch ihr Adrien . . . ihr Held . . . ihr Geliebter . . . — Und so, in tausendfacher Bangnis und Verstörtheit, ging auch der fünfte

Dezember hin . . . Von Herrn Eggermann nicht das leiseste Lebenszeichen . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Der General von Kageneck führte das große Wort, das er in seiner Familie daheim und in der Inaktivenrunde in „seinem Pensionopolis" zu führen gewohnt war, das er auf der Fahrt gen Straßburg so kräftig geschwungen — er führte es nun am Generals- und Stabsoffiziersstammtisch im „Tannenzapfen". Seit er reaktiviert war und wieder täglich die Uniform trug, war er verjüngt und trank wie ein Hauptmann.

Heute kam er „in voller Kriegsbemalung", sporenklirrend hereingerasselt und hieb ein noch druckfeuchtes Extrablatt der „Straßburger" auf den Tisch:

„Na, denn jut' Nacht, Herr Jambetta!"

„Was jiebt's, Herr General?" Die verwitterten Köpfe all der durch die unersättlichen Bedürfnisse des Krieges aus ihrem Versteck hervorgeholten alten Offiziere fuhren aus dem Eifer der Kannegießerei und des Gouvernementsklatsches auf, und alles griff nach dem heilverkündenden Wisch.

„Viktoria, meine Herren!" schrie Herr von Kageneck. „Sekt, Philippe! Sekt will ich sehen! Weg mit dem Feldwebelgesöff da!

„Vorlesen! vorlesen!"

Der General legte die Faust auf das Extrablatt — niemand sollte ihm zuvorkommen! Er strich den wehenden Schnurrbart zurück bis über die Achselstücke; warf triumphierend-herausfordernde Blicke im Lokal umher: hörten sie auch alle zu, die Steckelburjer, die dickschädeligen?!

„Also 'raus mit dem hohlen Zahn: Prinz Friedrich Karl und der Großherzog haben die Heere Gambettas in dreitägiger Riesenschlacht aufs Haupt geschlagen und über die Loire zurückgeworfen — Orléans ist wieder unser!"

Es gab einen tobenden Jubel! Bald knallten die Pfropfen aus den Sektflaschen, welche der glattrasierte Philippe mit den wehenden Bartkoteletten herbeischleppte. Die Einheimischen, die an den Nachbartischen saßen, steckten die Köpfe zusammen:

„Vous l'avez entendu? — Han Sie 's g'heert?"

„Des wär m'r jetz e scheeni G'schicht! — Aber ich müeß g'stehn, zum Gambetta hab ich nie großi confiance g'hett! Wenn d' Rejierung mich gfröjt hätt' —"

„No wär 's vier Woche früher schief 'ganga! Dü hättsch' de Karre au nit kenne hebbe! Du reste, ich hab' ken' Luscht, d'rbi ze sitze, wann d' Preiße üs Champagnerbutelle Viktoria schieße! Philippe, l'addition, s'il vous plaît!"

„Na alsdann — bonsoir, Messieurs!"

„Bonsoir! Bonsoir la société!"

— Draußen in den abendlich belebten Straßen wirkte die Trauernachricht allüberall eine tiefe, hoffnungslose Niedergeschlagenheit. In den räucherigen Weinkneipen an den Illstaden, in denen Schiffer, Werftarbeiter, Gerbergesellen aus „Klein-Frankreich" verkehrten, glostete der Grimm zu wüsten Entschlüssen sinnloser Rachetaten auf. Und um die zweite Morgenstunde fand die Ablösung zum erstenmal, draußen an der Südseite der Zitadelle, einen deutschen Landwehrmann, der dort auf Posten gestanden, tot auf dem Gesichte liegend — von feiger Mörderhand rücklings erstochen. Und drüben im Schwarzwald eine Witwe und ein halbes Dutzend Waisen mehr . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

Und auch in Céciles ruhelose Einsamkeit wirbelte das siegestrunkene Telegramm und schuf ihr grenzenlose Qual. Nirgends ein Lichtstrahl, nirgends . . .

Was half's ihr zu wissen, daß Adrien — vor zwei Wochen gelebt hatte?! sie hatte nie daran gezweifelt, hatte es im Gefühl gehabt, daß er noch da war . . . Und nun . . . dreitägige blutige Entscheidungsschlacht . . . gestern, vorgestern, vorvorgestern . . .

Ach, es war grausam, dies Wissen . . . viel grausamer als ehedem die gänzliche Ahnungslosigkeit . . .

Und der andre? und Louis?!

Nein — das ging nicht . . . Entweder ihr Brief hatte den Empfänger nicht erreicht — noch nicht — oder überhaupt nicht... mein Himmel, auch er stand ja in Waffen . . . oder sie hatte sich . . . geirrt . . . in ihrem selbstischen Vertrauen . . .

Dem Vater alles erzählen? Unmöglich . . . er war nur noch ein Schatten . . . klagte über Herzkrämpfe . . . kein Wunder . . .

Also . . . was tun? Es gab letzten Endes — noch einen Menschen, den man hilfsbereit wußte — der Conseiller — wie hieß er noch? richtig, Lehmann, vom Zivilkommissariat des Generalgouvernements . . .

Morgen früh hin! unbedingt hin zu ihm . . . Er hatte so

ruhig und bestimmt dreingeschaut, so knapp und exakt gehandelt, der alte Herr — so richtig preußisch, wie sie nun mal alles machten, was sie anfaßten . . .

Morgen früh! —

— — — — — — — — — — — — — — — —

— „Eine Dame, Herr Oberregierungsrat."

„Heißt?"

„Hab vajessen ihr zu fragen . . ."

„Immer vergessen Sie, Krüger, wenn's Damen sind . . . also bitte!"

Krüger kam schmunzelnd zurück.

„Was lachen Sie, Krüger?"

„Det is gut, det Mamselleken — immer sagt sie: Küß! Küß! un dabei zeigt se uff ihr selber . . ."

„Na, Krüger, Sie sind erst 'n paar Tage da, sonst müßten Sie wissen, daß das der Name des Bürgermeisters von Straßburg ist . . ." Der Oberregierungsrat war aufgestanden und mit raschen Schritten zur Tür gegangen:

„Veuillez entrer, Mademoiselle, s'il vous plaît . . ."

Richtig, das war die Kleine von neulich abend . . . noch immer dieser scheu-verhaltene Blick, diese Mischung von Flehen und Verbitterung . . . Aber spitzer war das feine Gesichtchen geworden, und Lippen und Lider zitterten, die Hände flackerten vor innerer Not . . . Armes, reizendes Geschöpf . . .

„Bitte, liebes Fräulein — was hat's denn gegeben — Sie sind ja ganz . . . ganz außer sich — etwas Neues passiert in Sachen Ihres — Ihres kleinen Durchbrenners?"

Und Cécile erzählte — schluckend, stoßweise, immer nur um Haaresbreite von einem Tränensturz entfernt. Vom Besuch des Gymnasialdirektors . . . von dem Brief des Bruders an diesen . . . dem Brief aus Nancy . . . dem deutschen Feldpostbriefumschlag . . . den schrecklichen Vermutungen, der bedrohlichen Verwarnung des Herrn.

Schweigend, mit zusammengekniffenen Lippen, hatte der Oberregierungsrat zugehört. Eine immer steigende Empörung trieb ihm das Blut in die Stirn. Dieser Schulmeister! das war ja zum Teufelholen! Erst haut er blindlings drauf los — na meinetwegen, ich hab' ihm neulich recht gegeben und tu's noch heut . . . dann, wie das Unglück da ist, kommt er gelaufen und

winselt, man steift ihm ein wenig den Nacken, und schon schwillt ihm der Kamm, und er handelt auf eigene Faust . . . Läuft mit solch einem wichtigen Dokument, statt zur Zivilbehörde, zur Kommandantur — die doch natürlich nur die militärische Seite der Angelegenheit ins Auge faßt und gar nicht dran denkt, was für eine schauderhafte Tragweite solch ein Fall vom Standpunkt der Verwaltung annehmen kann! Das fehlte ja noch gerade — der Sohn des Maires von Straßburg irgendwo in den Vogesen als Franktireur erwischt und aufgeknüpft oder kurzer Hand füsiliert! Könnten wir gerade brauchen bei der heutigen Stimmung der Bevölkerung! Und so was erfährt man auf Umwegen um sechs Ecken durch eine kleine Einheimische! Himmel, man braucht sich's bloß auszumalen, daß das wirklich passieren könnte, was der Herr Prügelpädagog dem armen kleinen Fräulein da an die Wand gemalt hat!! Und — es müßte schon mit Hexerei zugehen, wenn's nicht passierte! Denn so war's doch gewesen, seit man in diesem verwünschten, verfluchten Lande war . . . die ausgefallensten Geschichten, die aberwitzigsten Phantasien — wenn sie nur den Brei noch ein bißchen gründlicher versalzen konnten — dann passierten sie selbstverständlich! —

Also natürlich, da mußte gehandelt werden . . . Und als die junge Dame geendet hatte, da war des Herrn Oberregierungsrats Aktionsplan bereits fertig. Sofort zum Generalgouverneur hinüber, persönlichen Vortrag erbitten, Vorschlag: genaueste telegraphische Darlegung des Sachverhalts an sämtliche Kommandobehörden im Vogesengebiet, dringendes Ersuchen, kriegsgerichtliche Urteile an etwa erwischten jugendlichen Franktireurs nur vollziehen nach eingeholter Genehmigung des Generalgouvernements . . . das alles konnte gemacht werden — sollte gemacht werden!

Otto Lehmann stand auf: „Mademoiselle — keine Sekunde Zeit ist zu verlieren . . . darum jetzt nur zwei Worte: der Fall Ihres Bruders dünkt mich von äußerster — von äußerster Wichtigkeit! Meine Entschlüsse sind gefaßt und werden sofort zur Ausführung kommen . . . seien Sie überzeugt, daß mit der allergrößten Energie vorgegangen werden wird! damit die . . . die phantastischen Möglichkeiten, die jener — jener Herr Ihnen vorgegaukelt hat — sich unter keinen Umständen realisieren!"

„O Monsieur — wie gut — wie gut sind Sie!"

„Also gehen Sie ruhig nach Hause, liebes Kind — mit dem Bewußtsein, daß es sehr gescheit von Ihnen war, daß Sie zu mir gekommen sind . . . und daß nun alles läuft, wie es nur irgend am besten laufen kann! Guten Morgen, Mademoiselle!"

Er streckte der Besucherin tröstend die hagere, kühle Rechte hin . . . und die umfaßte das Mädchen mit ihren beiden lebenswarmen Händen und — drückte sie im Überschwang des Dankgefühls an ihre junge, heiße Brust.

— Und diese jähe Berührung — sie sank in diesem Augenblick, noch kaum wahrgenommen, tief in das Unterbewußtsein des pflichtdurchdrungenen Mannes — der seit dem Tode seiner Emmy niemals mehr ein Weib berührt hatte.

*

XI.

Am Morgen des sechsten Dezember trat Jean Küß, der Mülhäuser Baumwollspinner, in seines Bruders Konsultationszimmer:

„Nun sag' doch, Emile: was sind das für Geschichten? Gestern abend bekomm' ich einen Brief von Cécile: Louis ist fort?!"

Gramesstill bejahte der Professor.

„Das ist ja entsetzlich! Meine Philomène hat mir keine Ruhe gelassen — und da bin ich, um Näheres zu hören!"

Emile erzählte das Wenige, was er wußte.

Freilich, freilich: da war nichts zu machen — man mußte abwarten!

„Nun, und — Orléans? was sagst du zu Orléans —?"

„Ja, Bruder — es geht zu Ende . . ."

„Und — wir?!"

„Man wird sich auf alles gefaßt machen müssen . . . Die Preußen geben uns nicht wieder heraus — und Frankreich ist am Ende seiner Kraft."

„Ehrlich gesagt, Bruder," meinte der Fabrikant, „ich wäre nachgerade froh, wenn's zu Ende ginge. Die Industrie erträgt diesen Zustand nicht länger. Ich kann überhaupt nichts mehr verkaufen, meine Lagerräume platzen, und schließlich, auch der Bankkredit erschöpft sich auf die Dauer — wenn wir nicht binnen vier Wochen Frieden bekommen, ist ganz Mülhausen ruiniert!"

„Und was führt dich her?" fragte der Professor.

„Zunächst wollte ich natürlich für uns alle Genaueres über deinen Durchbrenner erfahren. Meine Philomène, das arme Ding — sie ängstigt sich zu Tode um ihren Cousin — ach, Emile,

man darf nicht dran denken, was hätte sein können, und nun vielleicht niemals — doch nein, nicht zu früh verzweifeln! Der Bub ist ja nicht auf den Kopf gefallen! Und dann — ich muß unbedingt mal aufs Gouvernement. In Mülhausen sind fünfzehntausend Arbeiter brotlos — es muß irgendwas geschehen! Die Deutschen haben uns okkupiert, uns von unserm Absatzgebiet abgeschnitten — nun sollen sie auch für uns sorgen, sonst gibt's eine Hungerrevolte!"

„Ja, es ist etwas Entsetzliches um den Krieg, heute mehr denn je", meinte der Arzt. „Das moderne Leben ist zu kompliziert geworden. Eine Stockung an irgendeinem Punkte des riesigen Apparates, und alles reibt sich, jedes Triebrad, jede Welle läuft sich heiß . . . Mich dünkt, der ganze Krieg ist eine agrarische Einrichtung, eine Erfindung von Junkern und Bauern — der Bürger hat immer nur in der Notwehr zu den Waffen gegriffen, Junker und Bauern schlagen sich aus Passion — ihnen kann nicht viel passieren, schlimmstenfalls stehen ihre Ernten auf dem Spiel, die nächstes Jahr doch wieder nachwachsen, ihre Dörfer, die in einem Monat wieder aufgebaut sind, ihre unwirtlichen Raubnester, in denen es nicht viel zu verderben gibt. Aber der Bürger? schießt ihm seine Städte zusammen, und seine Zinsen sind fort, seine in Jahrhunderten mit Schmuck und Pracht und Behagen ausgezierten Häuslichkeiten sind Rauch — Handel und Wandel sind zerrissen, tausend mühsam angeknüpfte Beziehungen durchschnitten — seine Maschinen rosten, seine Arbeiter kommen an den Bettelstab, wandern aus, die Konkurrenz überflügelt ihn, er fällt, ein Opfer des Krieges, ohne eine Waffe schwingen, sich wehren zu können . . . O Frieden, Frieden um jeden Preis!!"

„Um jeden Preis, Emile?!" Jean Küß legte die Hand sachte auf des Bruders hochgereckten Arm: „Willst du Graukopf noch — Deutsch lernen?!"

— Am Nachmittage wurde Jean Küß vom Generalgouverneur Grafen Bismarck-Bohlen empfangen — in einem der festlich graziösen Rokokosäle des ersten Stockwerks der Mairie. Der erste Eindruck, den der Großindustrielle empfing, war der einer angenehmen Enttäuschung. Der Mann, der den gleichen Namen trug, wie „cette brute de Bismarck", war ein würdiger wohlwollender Herr, einfach, milde und ernst. Er hörte mit ruhiger

Freundlichkeit den Vortrag des Mülhäusers an, ließ seinen Dezernenten für Handel und Industrie kommen, und die drei Herren berieten die Lage.

„Ich kann Ihnen, Monsieur Küß, natürlich nur das eine raten: versuchen Sie sich möglichst schnell in den Gedanken einzuleben, daß die Situation, welche der Krieg geschaffen hat, nicht ein Provisorium, sondern ein Definitivum ist", sagte der Graf mit einem feinen Lächeln.

„Sie meinen, Exzellenz?!" fragte Jean Küß entsetzt. „Also mit andern Worten — man wird uns zu — Preußen machen?!"

„Ich — weiß nicht, ob dies das Schlimmste wäre, was Ihnen passieren könnte. Doch — das läßt sich heute noch nicht mit Bestimmtheit voraussagen. — Aber — haben Sie meine Proklamationen gelesen?"

„Selbstverständlich, Herr Gouverneur."

„Nun — und die letzten Nachrichten von Orléans . . ."

„Auch die — mit tiefstem Schmerz, ich kann es nicht leugnen."

„Nun, dann kann Ihnen doch wohl das eine nicht zweifelhaft sein — daß Sie aufgehört haben — — Franzose zu sein."

Der Fabrikant saß einen Augenblick in stummem Ringen, indes ein glühendes Rot aus seiner Bartkrause in die Wangen stieg, deren energische Muskulatur das ansehnliche Fettpolster milderte, doch nicht verbarg.

„Messieurs — ich stehe in diesem Augenblick vor Ihnen als ein Bittender — mehr noch, als ein Fürbittender. Ich fühle Ihr Wohlwollen, Ihre gute Absicht — und darum darf ich Sie vielleicht bitten, sich ein wenig in meine Empfindung zu versetzen und mir zu verzeihen, wenn ich — wenn ich mir versage, das angeschnittene Thema weiter zu verfolgen. Sie — wissen vielleicht nicht, was das, was Sie eben geäußert haben, für mich, für uns, für das Elsaß, für jeden Elsässer — bedeutet. Sie befinden sich für Ihre Person vielleicht auch in dem sonderbaren Wahn, den ich gelegentlich — halb mit belustigtem Staunen und halb mit ahnungsvollem Entsetzen — aus Ihren deutschen Zeitungen, die einer meiner Kommis mir übersetzen mußte — als in dem Lande oder vielmehr den Ländern, die uns besiegt haben, weit verbreitet erkannt habe. Meine Herren, wir sind keine frères reconquis, keine wiedergewonnenen Brüder. Wir sind Franzosen, durch und durch Franzosen. Frankreich

hat uns, ganz besonders uns Mülhäuser Großindustriellen, alles, aber auch alles gegeben, was wir haben. Unsern Bürgerstolz, unsere Freiheit, unsere Industrie, unsern Reichtum — alles das, was Ihre Invasion uns genommen hat, zum mindesten gefährdet und in Frage gestellt. Euer Exzellenz wollen verzeihen — es ist ja eigentlich Wahnsinn, daß ich das alles so klar und hart ausspreche in diesem Augenblick, wo ich Ihr Interesse für mich, für die Industrie, für Tausende hungernder Menschen erbetteln will . . ."

„Seien Sie vollkommen unbesorgt, Monsieur Küß!" sagte der Graf. „Wir sind uns — ich will zugeben, nicht von vornherein darüber klar gewesen, daß wir Ihnen Fremde sind — und es mag sein, der Wahn, von dem Sie sprechen, ist bei uns daheim noch sehr verbreitet — er beherrscht das ganze Denken und Hoffen des Volkes in Waffen, das da hinten um Paris die letzten entscheidenden Schläge gegen jenes Land führt, das bis jetzt Ihr . . . Vaterland war — beherrscht dies Volk — wohl bis in seine höchsten führenden Stellen hinauf. Und es wäre wohl höchst unpolitisch, ihm diesen Wahn vor vollbrachter Tat nehmen zu wollen. Wir aber — ich und mein Herr Kollege hier und alle meine Beamten — gewiß, auch wir sind hierhergekommen mit allerhand Illusionen über euch — nun, uns habt ihr sie ja bereits einigermaßen gründlich ausgetrieben . . . Das wird uns nicht hindern, für euch zu sorgen mit aller Energie, die uns zu Gebote steht. Ich werde zunächst ohne Aufschub in Berlin beantragen, daß der Mülhäuser Industrie schleunigst umfangreiche Staatsaufträge überwiesen werden."

Jean Küß atmete tief und dankbar erleichtert auf. „Das — das ist das Höchste, was ich als Ergebnis dieser Unterredung für den Augenblick zu hoffen wagte", sagte er mit einem leisen Gefühl der Beschämung. „Lassen Sie mich Ihnen danken im Namen von ein paar Tausend Menschen, die — nun ja, die durch Sie ins Elend geraten sind — — die es aber trotzdem nicht als einfache verdammte Pflicht und Schuldigkeit, sondern als edelmütige Rücksichtnahme des Siegers empfinden werden, wenn er sich bemüht zeigt, sie aus diesem Elend wieder herauszuheben." —

Zwei Tage verrannen, schrecklicher als alle zuvor für Cécile. Wenn nur die Türklingel anschlug, war es ihr jedesmal, als

krampfe sich eine Eisenkralle um ihr Herz: Und sie schlug oft an . . .

Es war, als ob ganz Straßburg plötzlich aus seiner Lethargie erwacht wäre. Gambetta war wie eine letzte Hoffnung gewesen — Orléans' Fall schien sie zertrümmert zu haben . . . Die fieberhafte Spannung der letzten Wochen war gelöst — nun schien jeder das Bedürfnis zu fühlen, sich mit seinen Bekannten und Freunden auszusprechen, sich neu zu orientieren . . . Die Straßen waren belebt wie seit langem nicht — alles lief Besuch in dem frischen Schnee, der über Nacht die ganze alte Stadt mit einem feinen Silberpuder überstäubt hatte. Und die ganze Freundschaft und Verwandtschaft des Hauses Küß stürzte sich, da man des stets beschäftigten Hausherrn nicht habhaft werden konnte, auf Cécile . . . Und immer mußte sie wieder das Gleiche berichten. Louis' Flucht und der Besuch des Direktors und dessen Erzählung . . . Und nun stellte sich's heraus, daß natürlich die ganze Stadt schon am Tage nach dem Regierungsantritt des neuen Lyzeumsdirektors die Geschichte seines Zusammenstoßes mit dem Sohne des Maires gewußt hatte — nur den Nächstbeteiligten hatte niemand davon zu sprechen gewagt . . .

Es war unbeschreiblich qualvoll, dies sinnlose Ausgefragtwerden und Auskunftgebenmüssen . . . Schließlich beschloß Cécile, sich verleugnen zu lassen. Aber bald hob sie diese Anordnung wieder auf, denn das banalste Verwandtengeschwätz dünkte sie auf die Dauer erträglicher als das einsame Warten . . . auf was?! auf irgendeine Nachricht, eine tröstliche oder eine . . .

Und am siebenten kam wirklich etwas: eine Feldpostkarte in einem barbarischen Französisch, mit „Grumbkow, médécin militaire" unterzeichnet . . . Sie teilte ganz kurz mit, daß der Leutnant Eggermann am dritten Dezember früh um 5 Uhr bei Deckung der Belagerungsarbeiten durch ein Granatsprengstück, das die drei untersten Rippen links zertrümmert habe, nicht unbedenklich verwundet worden sei und nach vorgenommener Operation, vorläufig bewußtlos, im Feldlazarett in Cravanche liege . . .

Das Buch glitt an die Erde, und Céciles Stirn fiel schwer auf die Tischplatte. Eine stumpfe Lähmung umdüsterte ihr ganzes Wesen. Die Seele, mit Schrecknissen und Ängsten bis zum Rande gefüllt, weigerte sich, noch weitere Bürden anzuneh-

men ... Und aus den überwachten, überweinten Augen wollte keine lindernde Träne mehr sich lösen.

Cécile wußte nicht, was sie tiefer traf: das Scheitern ihrer Hoffnungen für ihren Bruder ... oder das Wissen um die Todesgefahr, die nun überm Haupte des fremden Mannes schwebte, der ihr hier ... war's möglich, hier, in diesem Zimmer, auf diesem Stuhle sitzend ... sein Lebensschicksal zu Füßen gelegt ...

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Dann fühlte sie sich von einem dumpfen Groll gepackt: gegen diesen unbekannten Herrn „Grumbkow, médécin militaire" ... Mein Himmel, wenn er nun für seinen Patienten ihren Brief entziffert hatte, so mußte er doch wissen, um was sie den Adressaten gebeten hatte ... mußte aus ihren Zeilen alles Nähere ersehen, ihre ganze Herzensangst gefühlt haben ... Und hatte nichts getan, nichts, um an Stelle des wunden, bewußtlosen Mannes, der ihm anvertraut war, dessen Ritterpflicht zu erfüllen ... hielt es nicht für nötig, auch nur mit einem Wort auf den Inhalt des Briefes einzugehen — die Form war gewahrt, der Schreiberin Mitteilung gemacht, daß und warum der Brief nicht zur Kenntnis des Empfängers gelangt sei ... und fertig! also so waren sie, diese Deutschen, die das Elsaß an sich gerissen und bereits vor aller Welt erklärt hatten, das geben wir nicht wieder heraus? Würde ein Elsässer, ein — Franzose sich so haben benehmen können? den vertrauten, den flehenden, den beschwörenden Brief einer Dame behandeln wie ein amtliches Aktenstück, das man ressortmäßig erledigt?!

Und wieder fühlte Cécile sich fast erstickt von dem lastenden Haß, der wie ein giftiger Nebel über der ganzen Stadt, dem ganzen Lande brütete.

*

XII.

„Louis!"

„Mathieu?"

„Wir beide zum Chef!"

„Wo steckt er?"

„Da oben, hinter dem dunklen Tannenbusch, vorn am Wald."

Mathieu sprach jetzt auch „Französisch" — ein wüstes Gemenge aus allen möglichen Grenzerpatois.

Wie zwei Katzen krochen die jungen Burschen am Saume des „Grand Bois" entlang. Das Tal der Savoureuse lag im Nebel wie seit einer Woche. Nur der steile Rücken des Schloßberges von Belfort und die kantige Silhouette der Festung ragten grau aus dem Dunst, und dahinter ahnte man wie einen Hauch die befestigten Höhen der Miotte und Justice, die äußersten Südausläufer der Vogesen. Die Kanonade war zur Zeit schwach von beiden Seiten.

Ganz vorn, wo das Gehölz an den Damm der Eisenbahn nach Besançon anstieß, kauerte der „Chef" mit seinem „Stabe" im Dickicht: ein halbes Dutzend wüster Kerle in „Zivil", das heißt in einem bunten Gemisch von städtischen, bäuerlichen und rein landstreicherhaften Trachten. Der Rest des „Korps" stak weiter rückwärts in einem verlassenen Köhlerhaus auf dem Gipfel des Dorantewaldes.

Als die beiden Siebzehnjährigen zwischen den niederen, schneeüberzuckerten Tannenbüschen auftauchten, erklärte ihnen der Chef die Situation.

„Also sperrt die Lichter auf, meine kleinen Schweißhunde: ihr seht das Dorf? Es heißt Bavilliers. Ihr seht auch die zwei, nein, es sind drei Reiter, die dort aus der Dorfgasse heraus-

kommen? Es sind Artillerieoffiziere, bayrische und badische. Offenbar rekognoszieren sie — suchen eine Stellung für neue Batterien aus. Ihr zwei werdet das feststellen. Ihr gebt Waffen und Munition ab — nehmt's, du Boujaucourt, und du, Paulieu — kriecht gedeckt nach rechts, dort zu dem Busch, von da könnt ihr ungesehen auf den breiten Fußweg gelangen, der — ihr seht ihn? im Bogen zum Dorfe führt. Ihr schlendert ganz harmlos, als zwei junge Kerls aus dem Nest, die Straße entlang, und seht neugierig zu, was die Herren Offiziere da vorhaben. Jagt man euch weg, so lauft ihr ins Dorf und beobachtet von dort aus weiter. Abends um sechs Uhr eure Meldung im Hauptquartier."

„Zu Ihren Befehlen, mein Kommandant."

— Und die zwei guten Gesellen taten wie geheißen.

Wer sie so hätte daherkommen sehen, dem wär's im Traume nicht beigekommen, zu vermuten, der eine stamme aus dem reichsten Bauernhause um Obernai, der andere sei der Sohn des Maire von Straßburg ... Drei Wochen Zigeunerlebens, als Angehörige des „Franktireurkorps" Grosbois, will sagen einer Bande von Räubern und Mordbrennern unter Führung eines ehemaligen Notariatsschreibers und entsprungenen Zuchthäuslers aus Nancy, hatten die Ausreißer ihrem neuen Lebenskreise bis zu völliger Ununterscheidbarkeit angeähnelt. Enthusiasmus und Naivität der Jugend ließen sie verkennen, in welcher Gesellschaft sie sich befanden. Ein Schwall freiheitlicher und patriotischer Phrasen, die der „Chef" stets in Bereitschaft hatte, die Wonne dieses zügellosen Umherstreifens und ein fleißiger Branntweinkonsum hatten Urteil und Gewissen der wohlerzogenen Knaben mit einem Rausch von Abenteurerromantik umduselt ...

Bei einem Flecken in der Nähe von Nancy namens Einville hatte sich ihr Schicksal erfüllt. Während die Buben friedlich ihre Obliegenheiten des Pferde- und Steuerjungen erfüllten, der kommißbrotgefüllte Kahn des Vaters Lebrun sanft seinen wellchenumplätscherten Gang durch die träge Flut des Rhein-Marne-Kanals gen Westen nahm, die Landwehreskorte mit dem Qualm ihrer ewig brennenden Pfeifen die köstliche Luft der schmalen Waldschneise verstänkerte — hatte es plötzlich losgeknallt aus den Büschen, die den Leinpfad säumten. Ein paar

der Begleitmannschaften waren sofort gefallen, der Rest hatte sich zu Boden geworfen, und ein verzweifeltes Gefecht hatte begonnen. Schließlich waren an achtzig, neunzig struppige Gestalten aus dem Dickicht hervorgestürzt mit dem wüsten Geheul:

„Vive la République!“

— hatten die überlebenden Landwehrleute mit Bajonett und Kolben zur Strecke gebracht und waren mit wildem Siegesgejohle auf den Kahn hinübergesprungen. Dort kauerten in der Kombüse, an allen Gliedern schlotternd, der alte Schiffer und sein Steuerjunge ...

„Français! Français!“ schrie Papa Lebrun den Eindringlingen entgegen ...

Man hatte kurzen Prozeß gemacht. Ein Wagen aus Einville war requiriert worden, die Freischärler hatten von den preußischen Kommißbroten aufgeladen, was die Karre halten konnte. Was aber mit dem Rest anfangen? es waren noch vier Fünftel der Fracht ... trotz alles Wimmerns des armen Schiffers wurde der Kahn angebohrt und mit seiner Ladung in den Kanal versenkt:

„Geschieht dir ganz recht, alter Halunke, warum verschacherst du deinen wurmstichigen Äpfelkahn da um deiner Seele Seligkeit an diese fremden Hunde?! Sei froh, daß wir dich nicht an den nächsten Baum aufknüpfen — verdient hättest du's!“

Dann bekam der Alte ein Dutzend Fußtritte und mochte seiner Wege gehen.

Die beiden jungen Burschen aber stachen dem „Chef“ ins Auge. Daß sie nicht zu dem Alten gehörten — da hätte man minder gerissen sein müssen als „Kommandant“.

„Na, ihr zwei?“ sagte Herr Grosbois mit lauernder Gemütlichkeit, „wollt ihr mit uns?“

Wohl schauderte irgend etwas in den Flüchtigen. Aber was blieb zu wählen? Um Paris standen die Deutschen ... zwischen der Marne und der Loire standen die Deutschen ... Und hier winkte das Vaterland, winkte die Freiheit ... Also ja — nom d'un chien!! —

„Ah — Elsässer seid ihr? na, ich weiß, ihr Elsässer könnt uns Lothringer nicht riechen ... wie heißt doch euer schönes Sprichwort über uns? Lorrain vilain traître à Dieu et à son pro-

chain ... na, einerlei, wenn's gegen die Deutschen geht, sind wir einig, was, ihr Schlingel?"

Und dann hatte ein Leben begonnen, wie sich's die zwei Kriegshelden nicht in ihren Träumen vorgestellt.

Herrn Grosbois' Ehrgeiz ging nicht danach, die neugebildete Armee des Herrn Gambetta zu erreichen. Alles, was auch nur entfernt nach etwas Regulärem aussah, widersprach seinem Kondottierentum. Sein Trachten war, den Anschluß an das Korps Garibaldis in Dijon zu gewinnen. „Ein jeder diene dem Vaterland nach seinen Gaben!" war einer seiner Sprüch'. „Ich würde als General wahrscheinlich unsterblichen Ruhm erwerben, und unter dem großen Napoleon hätt' ich alle Chance gehabt, es zu werden, wäre es vielleicht schon. In unserer wohlgeordneten Gegenwart, wo das Wort vom Marschallstab im Tornister nur noch auf dem Papier steht, habe ich Aussicht, Unterleutnant zu werden, wenn ich mich bei einem Regiment einschreiben lasse ... Und dafür bin ich mir denn doch zu gut. So führ' ich denn mit den Feinden des Vaterlandes Krieg auf meine eigene Faust, und an der Spitze eines Haufens von Kerls wie ihr, meine kleinen Lämmer, hoff' ich uns allen auch so einen Platz in der Weltgeschichte zu erobern." Einstweilen freilich beschränkten er und die Seinen sich notgedrungen darauf, allzukecke Kavalleriepatrouillen aus dem Hinterhalte abzuschießen, sich nachts an Feldwachstellungen anzuschleichen und zu zweit die zwei Mann eines Doppelpostens mit raschem Katzengriff von hinten zu packen und zu erdolchen ... Zuweilen glückte gar der ganzen, nach und nach auf über hundert Mann angeschwollenen Bande ein großer Handstreich auf eine feindliche Proviant- oder Munitionskolonne ... Wollte sich aber gar nichts bieten, oder wurde der Mundvorrat knapp, dann ließ man sich keine grauen Haare wachsen: die ganze zerlumpte, verlauste Schar in Wehr und Waffen marschierte geschlossen beim Klang der Marseillaise in ein möglichst stattliches Dorf der Südvogesen ein, rückte vor das Haus des Maire, empfing ihn mit einem dröhnenden: „Vive la République!" — und dann erklärte der Chef dem entsetzten Bauern, das ruhmreiche Freikorps Grosbois erweise seiner Gemeinde die Ehre, auf ein paar Tage bei ihm Quartier zu beziehen ... Auch müsse zu einer Requisition von Kleidungsstücken und Proviant geschritten werden, selbstverständlich gegen

Quittung des Kommandanten, welche die verdammten Prussiens nach ihrer endgültigen Niederwerfung einzulösen sich im Friedensvertrage verpflichten müßten ... Auch würde der Kommandant es keineswegs übelnehmen, wenn die Gemeinde in Anerkennung der Verdienste des Korps um das Vaterland die ganze Mannschaft zu einem solennen Gelage im Dorfwirtshaus einladen würde — wobei es sich zweifellos die Schönen des Ortes zur besonderen Ehre rechnen würden, den tapferen Söhnen der Freiheit den köstlichen Roten des Landes zu kredenzen ...

Vor den Preußen hatte der Bauer nachgerade jede Furcht verloren — er zitterte vor Grosbois und seinen Scharen. Und wehe den Mädchen und jungen Frauen, die nicht beim ersten Gerücht vom Nahen der Freischärler in die Wälder geflüchtet waren ...

In all diesem Wust von Raub, Erpressung und Gewalttat lebten Louis und Mathieu seit drei Wochen, als ob es nicht anders sein könnte ... die Augen waren ihnen jählings geöffnet worden über tausend Dinge, von denen sie im sichern Horte des Elternhauses nicht einmal etwas geträumt ... Und eine Zeitlang hielt der Rausch dieses gesetz- und gewissenlosen Banditentums vor ...

Inzwischen war der Winter immer erbarmungsloser hereingebrochen über die rauhen Südwestabhänge des Wasgenwaldes. Der Versuch des Korps Grosbois, den Anschluß an Garibaldi zu gewinnen und den Mittelpunkt des großen garibaldianischen Karnevals, das schützende Dijon, zu erreichen, war gescheitert. Zwischen dem Anmarschwege des „Korps" und den Truppen des Italieners stand das Korps Werder ... Nur auf langen Umgehungsmärschen durch die bereits tief verschneiten Hochebenen der Côte d'or hätte man Garibaldi oder Cremer oder das fliegende Korps des Schiffskapitäns Pallu de la Barrière an der Yonne und oberen Seine erreichen können. Da lockte denn doch ein näher erreichbares Objekt zu neuen Heldentaten: die Belagerungsarmee von Belfort ... Sie bestand zum größten Teil aus Landwehrtruppen, und ihre rückwärtigen Verbindungen mit dem Elsaß waren dünn und leicht zu gefährden ... Hier winkte Anteil und Fraß ... Und so streifte das Korps Grosbois seit drei Tagen im Rücken der Belagerungszone um die trutzige Feste am Ausgang des „Vogesenlochs" ...

Sehr bald merkten die besseren Elemente der Bande, daß eine verwegene Entschlossenheit hier der Verteidigung wesentliche Dienste leiste, dem Belagerer schweren Abbruch tun könne. Das Belagerungskorps war viel zu schwach für die ausgedehnte Stellung, die es halten mußte. Der Dienst war maßlos anstrengend, und die Kräfte der Landwehren dem Versagen nahe. Schlimm sah es vor allem gerade an der Außenfront aus. Bisher waren die Angreifer von rückwärts fast völlig unbelästigt geblieben, nachdem gleich anfangs ein Franktireurvorstoß von Doubs her durch ein entsandtes Streifkorps sehr energisch abgewiesen worden war ...

Und nun entfaltete Grosbois eine wirklich geniale Begabung für den kleinen Krieg, für den Feldzug der Neckereien, der Beunruhigungen, der plötzlichen Überfälle, des jähen Auftauchens und spurlosen Verschwindens ... All die Dörfer an der Außenseite der Belagerungszone, in denen die einzelnen Abteilungen des Feindes bisher fast wie im Frieden kantonniert hatten, höchstens durch ein paar Doppelposten an den Dorfeingängen bewacht – sie waren auf einmal tolldreisten nächtlichen Überfällen, frechen Brandstiftungen oder, wenn die Besatzung an die Front gerückt war, den verwegensten Beraubungen ausgesetzt. Kein Transport gelangte mehr unbelästigt in die Belagerungszone ...

Und wenn Louis Küß, oder wie er sich hier nannte, Louis Vaurien (Taugenichts), und Mathieu Hickel, jetzt Sansavoir (Habenichts) genannt – wenn sie in den letzten Tagen vor der Belforter Epoche manchmal vor Ekel und Überdruß heimliche Fluchtpläne geschmiedet hatten – jetzt waren sie wieder Feuer und Flamme, seit sie sahen, daß wirklich nützliche Arbeit geleistet wurde, und „meine kleinen Schweißhunde" waren beim Chef in besondere Gunst gerückt ...

– Auch der heutige Spionengang gegen Vavilliers war ein besonderer Vertrauensbeweis seitens des „Kommandanten", und selig, wie jüngst noch daheim beim Räuber- und Brigadierspiel, schlenderten die beiden Kumpane, ihrem Auftrag gemäß, in ihren zerfetzten und schmutzstarrenden Kleidern wie zwei recht armselige Stallbuben anzuschauen, dem nahen Dorfe zu.

Richtig, die drei deutschen Artillerieoffiziere hatten Halt gemacht, waren abgesessen und krochen, die Gäule hinter sich her-

ziehend, am Südrande eines kleinen bewaldeten Hügels entlang. Drei, vier Bauernkinder aus dem Dorfe trollten, neugierig grinsend, in einer respektvollen Entfernung von zwanzig, dreißig Schritten hinter den Herren drein. Zu ihnen gesellten sich Louis und Mathieu.

Die Offiziere hatten einen Punkt erreicht, wo das Gehölz sich lichtete und zugleich, dicht am Kreuzungspunkt zweier Wege, das Gelände sich senkte, so daß plötzlich zwischen den schneebestäubten Tannenwipfeln die jetzt ganz scharf umzeichnete Silhouette der Festung auftauchte und die flüchtig von einem Sonnenschimmer überhauchten Höhenzüge dahinter bis zum steil aufragenden Waldhang von Arsot. Nun schienen sie befriedigt, untersuchten aufs genaueste das Gelände, stachen mit ihren Säbeln in den Boden, um dessen Beschaffenheit festzustellen ... kurz, es war klar: hier sollte irgend etwas Bedeutungsvolles sich entwickeln ... Nach kurzer Erörterung stiegen sie zu Pferde und sprengten durch die aufkreischende Kindergruppe zurück — nach Bavilliers hinein, und bald hörte man ihren Hufschlag jenseits des Dorfes erschallen und sich in der Richtung zu den Geschützständen entfernen, welche sich auf dem Kamm des Hügels südöstlich des Dorfes Essert ganz deutlich abhoben.

Die Späher schlenderten mit den Dorfkindern ein Stück in die Wiesen hinein und ließen sich erzählen, daß das Dorf im Anfang der Belagerung ein Gegenstand heftiger Kämpfe gewesen sei, während deren die Bevölkerung in die Wälder des La-Côte-Berges geflüchtet sei. Nun aber sei das Dorf schon seit Wochen von einem Bataillon Landwehr besetzt und unbestritten in Händen des Feindes. Die Einwohner seien größtenteils zurückgekehrt und suchten sich durch allerlei Entgegenkommen und Hilfeleistungen in diesen schlimmen Zeiten beim Feind einen Groschen Geld zu verdienen ... Also das Dorf war besetzt ... hm ... und am Eingang stand ein Doppelposten, der ließ niemanden ein und aus passieren als höchstens die kleineren Dorfkinder ... Da mußten freilich die Späher umkehren. Sie legten sich in ihr altes Versteck auf Lauer, bis die Dunkelheit kam. Dann schlichen sie wieder näher an den kritischen Buschhang heran und konnten nun aus nächster Nähe beobachten, daß dort im Busch Erdarbeiten begonnen wurden ...

Nun hielten sie den Zweck ihres Auftrages für erfüllt und kehrten mitten durch die schier unwegsamen Holzungen des Grand Bois und des Bois de la Racine zu der verlassenen Köhlerhütte auf den Gipfel des Doranteberges zurück, die sich das „Korps" zum Standquartier erkoren ... inmitten der Dörfer, in welchen das Belagerungskorps kantonierte.

Der Kommandant belobte seine „Schweißhunde":

„Ihr seid ein paar Prachtkerle! Schade, daß ich keine Auszeichnungen zu vergeben habe!"

Als er erfuhr, daß die Bauern von Bavilliers es nicht für Raub hielten, den Feinden gegen Entgelt Hilfe zu leisten, fuhr er auf: „Diese Schufte! Ich werde ein Manifest erlassen, das den Bauern mit Todesstrafe droht, wenn sie noch eine Hand für diese gottverfluchten Barbaren rühren!"

Sein „Sekretär" mußte auf einem schmutzigen Bogen ein pomphaftes Drohedikt erlassen, das der Kommandant höchsteigenhändig unterzeichnete. Und Louis mußte sich nachts wieder ans Dorf heranschleichen und den Erlaß an die Scheunentür des vordersten Hauses annageln ... Ein tolles Stück ... doch es gelang ... Das Edikt würde morgen in der Frühe von den Feinden abgerissen werden: aber noch früher würden die Dorfbewohner es gelesen haben ... und es würde schon seine Wirkung tun ...

Zwei Tage vergingen nun unter beständigen Kundschaftergängen, welche nur den Fortschritt des Baues der Batterie und die allmähliche Herbeischaffung der Geschütze und der Munition ergaben. Ganz deutlich konnten die vorgeschobenen Spähpatrouillen der Franktireurs aus ihrem Versteck am Saume des Bergwaldes La Côte den Weg verfolgen, den die ächzenden Gespanne vom Artilleriepark her, der nördlich Chalonvillars an der großen Straße von Lure nach Belfort errichtet war, auf dieser Chaussee nach Essert nahmen und von dort aus auf schier grundlosem Feldweg bis Bavilliers hart unter dem Klippenhange vorüber, auf dessen Kante Louis und Mathieu im Tannendickicht lagen ...

Der Artilleriepark! Gar zu gerne hätte der Kommandant einen Handstreich auf diesen selbst unternommen. In einem Steinbruch am Mont Vaudois hatten seine Sendlinge einen Posten Sprengpatronen entdeckt, groß genug, um die gesamte

Munition der Angreifer in die Luft zu blasen, wenn man nur hätte herankommen können ... Aber daran war natürlich kein Gedanke, die Bewachung war zu scharf.

Doch die neuentstehende Batterie am Ostausgange von Bavilliers zog die Phantasie des Miniatur-Kondottiere Grosbois unwiderstehlich an. Hier standen nachts die langbärtigen Familienväter der Ortsbesatzung auf Posten; hier sich anschleichen, auf einen Pfiff die vier Mann gleichzeitig geräuschlos kalt machen, dann schnell einen Kasten voll Dynamitpatronen mit einer brennenden Zündschnur neben das Tor der Scheune, in welche die Kanoniere die Kartuschen vor den spähenden Augen am Waldrand hineingekarrt hatten — Teufel, da mußte ja die ganze Herrlichkeit in die Luft fliegen und das halbe Dorf mit!! —

Und also wurde alles geplant und vorbereitet. —

Es war am Abend des 22. Dezember. Mit einiger Verwunderung hatten Grosbois' Späher in den letzten zwei Tagen beobachtet, daß die preußischen Wehrmänner dutzendweis in die Wälder heraufstiegen und dort mittelgroße Tannenbäume fällten, die sie auf der Schulter unter Späßen und Schneeballschlachten ins Dorf trugen ... Niemand wußte diese Erscheinung zu deuten, bis es Louis Küß einfiel, daß man in manchen Familien in Straßburg eine Sitte beobachtete, die deutschen Ursprunges sein sollte: dort stellte man zu Weihnachten solche Tannenbäume auf, behing sie mit allerlei Tand und besteckte sie mit Wachskerzen ... In der heiligen Nacht alsdann, wenn Louis mit seinen Eltern und seiner Schwester zum Münster ging, um dort die Mitternachtsmesse zu hören und dann in der Krypta die aufgestellte Gruppe der Eltern mit dem Jesukindlein zwischen Ochs und Esel, Hirten und Engeln zu bewundern und beim Vorbeigehen durch Anstoßen der Wiege „das Jesukindlein schaukeln zu helfen" — dann sah man hinter einigen wenigen Fenstern diese „Christbäume" brennen ... oder bei ärmeren Familien Tannenzweige an die Wand genagelt und mit Lichtern besteckt ...

Also wirklich, Weihnachten war in Sicht ... die heilige Zeit...

Und man strolchte auf Mord und Brand ...

Ach was — ging's doch fürs heilige Frankreich ...

Alles war vorbereitet. Herr Grosbois selber, der sich für seine Person, wie bei jedem Handstreich, auch diesmal selber mit ein-

setzte — das eben schuf ihm den unbedingten Respekt in der „Bande" — und drei der verwegensten Gesellen waren, mit Revolvern, Stricken und Dolchen ausgerüstet, dazu ausersehen, die vier Mann Posten umzuwerfen, welche die mit zweihundert Bomben und den zugehörigen Kartuschen angefüllte Scheune zu bewachen hatten. Lagen die Posten, so sollten „mes deux petits chiens de piste", die zwei „Schweißhunde", sich mit dem Kasten voller Dynamitpatronen auf die Scheune stürzen, das Tor würde jedenfalls verschlossen sein ... Wenn die Niedermetzelung der Posten ohne Geräusch und Aufsehen vonstatten gegangen wäre, so sollten die Burschen versuchen, das Tor aufzubrechen, den Kasten mit den Dynamitpatronen direkt neben die Kartuschen stellen und dort die Zündschnur in Brand setzen. Wenn Lärm entstände, müßten sie sich damit begnügen, den Explosivkörper am Scheunentor niederzusetzen — dann anzünden und weg ...

Es ging um Kopf und Kragen ... das wußten all die sechs tollkühnen Burschen, die am Saume des Grand Bois kauerten ... kaum zweitausend Schritt von der Stelle des Attentats ...

Die frühe Dämmerung kam. Das Bombardement, das sich den Tag über ohne besondere Lebhaftigkeit so hingeschleppt — die Munition war hüben und drüben anscheinend sehr knapp geworden — schlief langsam völlig ein. Im Dorfe, jenseits des Wiesenhanges, war muntres Leben. Die Besatzung schien sich auf der breiten Hauptstraße in einer Art Abendspaziergang zu ergehen. Tausend Mann in so einem winzigen Nest zusammengepfercht! Sie waren genügsam, die „Schwowe" ...

Unendlich langsam verrannen die Stunden vom Einbruch der Dunkelheit bis zur Schlafenszeit. Da hinten im Tal stand in feierlichem Trotz, von ziehenden Schneewirbeln umstiebt, die starre Silhouette der Festung, einem aufmerksam aus ruhender Stellung aufgerichteten Löwen vergleichbar. Zuweilen überflog ein flüchtiges Abendrot, durch die hastig ziehenden Abendwolken blinzelnd, ihre grauen Zinnen. Bisweilen zuckte es hell auf um die Brauen des rastenden Ungeheuers, und ein Feuerbogen sprühte in die Nacht hinaus ... Ein paar Sekunden später kam ein Ton hinterdrein, ein kurzes, gereiztes Aufbrüllen ... Aber rings um des Löwen Lager staken gleichfalls lauernde, knurrende, feuerspeiende Bestien in den Falten des Geländes versteckt ...

Doch allgemach gaben die bösartigen Scheusale Ruhe ... und nun war nichts mehr als das monotone Heulen des Westwindes, das Rauschen und Brausen der Bergwälder rund um das winterstarre Tal, hoch über den Menschen, die sich in seinem weiten Umkreise versammelt hatten, um einander mit Feuer und Eisen zu vernichten. Und wie ein tiefes, entspanntes Aufatmen durchdrang es den Braus der entfesselten Natur ... als ob die Tausende, die hüben und drüben sich zum Schlummer streckten nach nicht allzuharter, doch abstumpfender Arbeit — als ob sie alle zugleich in einem einzigen Aufstöhnen ihre kriegsmüden Seelen beurlaubten für ein paar Ruhestunden ...

Doch ... die Rast der Tausende war nicht unbewacht: sie hatte Augen ... viele Dutzende von Augenpaaren bewachten sie. Ganz deutlich konnte man auf der Krönung der neuentstandenen Batterie den pickelbehelmten Kopf eines Wachtpostens erkennen ... Und fünfzig Schritte weiter, wo am Dorfrande, hart am Steilhang des Waldhügels le Castelet und durch ihn gegen das Feuer der Festung gedeckt, der bescheidene Bauernhof stand, in dessen Scheune die Munition untergebracht war: dort hörte man zwischen den pfeifenden Windstößen ganz deutlich die Schritte der Postenablösung, den Hall der Stimmen, die ihre Meldungen abstatteten ... Und dann wieder nichts als das Brausen des nächtlichen Orkans ...

Es ging auf die Nerven, dies stumme Lauschen und Harren. Die Erregung des Anschleichens in der Dämmerung verrauchte, und statt ihrer kamen tausend Gedanken und Beklemmungen.

Wie, dachte Louis, wenn's nun schief ginge? Dann kam die Kugel oder der Strick ... Sei's drum — Gefahr war nichts Neues mehr für das junge Herz: man lebte von ihr seit drei Wochen. Und — die daheim? sie würden nie etwas vom Ende ihres Louis erfahren ... keiner von der Bande kannte ihre Namen: „Vaurien et Sansavoir, les deux petits braques du Commandant" —Taugenichts und Habenichts, des Kommandanten beide kleine Schweißhunde — so hatten sie gelebt, die zwei, so würden sie zu sterben wissen ... fürs heilige Vaterland ...

Dennoch — das da hinten, die Vaterstadt, die Heimat, der tragische Massenfriedhof, auf dem man die Mutter hatte betten müssen ... Papa, der immer still und rastlos fleißige, daheim

immer gleichmäßig gütige und milde ... und Cécilotte, Schwesterchen ... Himmel, und das alles... vielleicht niemals wieder ...

Freilich ... ein Schatten lag über dem allen ... entweiht und besudelt war das alles: Freund und Elternhaus und Erinnerung und Hoffnung ... die Fremden waren gekommen, die Feinde, und hatten an das alles getastet mit ihren schmutzigen, widrigen Fingern ... und sie würden es behalten, das alles ... und immer würde es gehen wie damals: immer, wenn man handelte, wie Pflicht und Ehre es geboten — wenn man die rohen Fäuste wegstieß, die einem nach dem Herzen langten — dann würde man immer diese plumpen Fäuste im Gesichte spüren ... und würde sich nicht wehren dürfen, denn diese Fäuste würden ... die stärkeren sein ...

Das war die Zukunft, der man entgegengegangen wäre, hätte man ausgehalten daheim ... Nein, dann schon besser hier ... und so ... komme was wolle ...

Ja ... das hatte kommen müssen ... diese Erinnerung, diese, an die ungesühnte Schmach, die man erfahren ... Das steifte den Nacken, das straffte die Kinnbacken, daß man nichts mehr empfand als den Trieb zu zerstören, zu vernichten, zu zerreißen ...

Durch das eintönige Sausen des Orkans, das orgelgleiche Grollen des sturmgepeitschten Waldes hörte man einzelne abgerissene Töne einer fernen Glocke, die da hinten fern in der Stadt die zehnte Stunde abrief.

Und wieder trug der Wind das Geräusch des sorglos ablösenden Postens am Dorfrand herüber. So ... die Schritte der Ablösung verwehten im Sturm ... Selbst wenn man annahm, daß wegen der eingetretenen schärfern Kälte die Posten heut nacht allstündlich abgelöst werden würden — in der nächsten Stunde hatte man nur mit den beiden Doppelposten zu rechnen ...

„En avant!" befahl der Chef.

Und alle Sinne strafften sich, wie die des witternden Jagdhundes ... Mit zehn Schritt Abstand krochen die Verschworenen bis an den Bahndamm, dann in das Bett eines zugefrorenen Bachlaufes hinüber und durch die Unterführung, die das Wässerchen unter der Bahn durchleitete — es war ein Kanalrohr, eng wie ein Schlauch ... und weiter, immer in der Einsenkung des Rinnsals, bis hart an den Ostrand des Dorfes. Nun kam der erste kritische Moment: es galt, am Rande des Dorfes, nur

schwach gedeckt durch die Hecken der Bauerngärten, bis zu der Stelle anzuschleichen, wo die Straße nach Danjoutin aus den Häusern heraustrat ... dort stand der erste Doppelposten ... der zweite am Scheuneneingang ...

Paulieu und Palant, die diesen Posten zu übernehmen hatten, mußten hier im Gebüsch liegen bleiben ... der Chef und Grognard, welche für die eigentlichen Wächter der Scheune bestimmt waren, und die beiden „Schweißhunde" mußten an der Rückseite des vordersten Gehöftes durch nach der Hauptstraße vordringen, diese einige fünfzig Schritt weit verfolgen, dann hinten um die kritische Ferme herumschleichen und von der Gartenseite in den Hof gelangen, wo der Doppelposten stand. Grosbois hatte das alles persönlich ausgekundschaftet und seinen Gefährten genau erklärt. Ein Eulenschrei war das Signal für die Niederwerfung des Postens, die Rückzugslinie das Gehölz le Castelet.

Der gefährlichste Augenblick war das Durchschreiten der Dorfgasse. Das konnte man natürlich nur einzeln und in großen Abständen wagen ... Aber die Schwärze der Nacht, das ununterbrochene, immer anwachsende Sturmgeheul verhießen Gelingen ...

Dennoch: das Herz schlug zum Zerspringen, als Louis, seinen Kasten mit den Dynamitpatronen unterm Arm, sich aus einem schmalen Heckengang auf die offene, menschenleere Dorfstraße schob ... Von Grosbois und Grognard, die vorangegangen, war keine Spur mehr zu entdecken ...

Gelassen schlenderte der junge Mann die Dorfstraße entlang, ohne sich Mühe zu geben, den Hall seiner Schritte zu dämpfen. Vor dem Anschlagen der Dorfhunde war man sicher: die waren seit Wochen verspeist ... Nun überschritt er den von Danjoutin einmündenden Weg, sah zur Rechten einen Augenblick ganz deutlich vorn, an einer Hecke, den Schattenriß eines Mannes, des Doppelpostens ... Und nun fauchte es neben ihnen im Dickicht:

„Ici ..."

Noch einen Umblick auf die Chaussee zurück ... Windesheulen ... sonst alles still — nur hinter ihm klang ein Schritt ... das war der treue Mathieu mit Zündschnur, Streichhölzern und Brecheisen ... Also rasch hinein in die Hecke und durch das Loch geschlüpft, das die Vormänner gebrochen ... Mein Him-

mel, wie das Herz klopfte ... bis an den Hals spürte man's ... und in der scharfen Kälte trieften Brust, Nacken, Stirn vor Schweiß ... Durch den Gemüsegarten ging's, dann kam ein leise knackendes Pförtchen ...

Still, um Gottes willen, keinen Laut ... Im Hof klang leises Geplauder. Die beiden Landwehrleute mochten einander von der Heimat erzählen ...

„Da rechts das Dunkle, das ist die Scheune," flüsterte Grosbois. „Du, Grognard, den Linken, ich den Rechten ..." Leise knirschten die Stricke in den Händen der Anschleichenden.

Und nun zwei Tigersprünge in die Dunkelheit, ein jähes Aufröcheln zur Linken, zwei dumpfe Stürze, ein wütendes Strampeln und Würgen ...

Und plötzlich, draußen, wo die zwei andern arbeiteten, ein Schrei und der Knall eines Schusses ...

„Verdammt!" knirschte Grosbois, „das war natürlich Palant, dieser Idiot ... schnell, schnell, den Kasten in die Scheune, Lunte dran und weg!!"

Ein zweiter Schuß da draußen — ein dritter ...

Mit zwei Sätzen war Louis an der dunklen Wand zur Rechten, Mathieu, an seiner Seite, ließ ein Zündholz aufflammen, und ein paar Sekunden lang tauchte das Bild des Hofes aus der Nacht: die zwei schweren Körper der niedergestreckten Landwehrleute, noch schwach zuckend, der katzenzähe grauköpfige Grognard über den einen hingeworfen, die Fäuste um des Feindes Kehle gekrallt, eines stämmigen Burschen, der sich rasend wehrte ... Grosbois hoch aufgerichtet, weitaufgerissenen Auges, die Zähne gefletscht ... und rechts die ragende Scheunenwand, eine Ziegelmauer mit dem massiven tannenen Tor ...

Mathieu riß das Tor auf, setzte ein Zündholz in Brand: verdammt! keine Munition drinnen —

Nur die Erde der Tenne aufgewühlt, inmitten etwas wie der Eingang zu einem unterirdischen Gelaß —

Diantre — bombensicher eingedeckt ... so schoß es durch Mathieus kriegserfahrenes Hirn ...

Also den Kasten in drei Teufels Namen mitten vor das Loch: nun die Zündschnur in Brand ...

Die Flamme des Zündhölzchens umschwelte den Bast der Schnur ... ein paar Funken sprühten ...

„Brennt!" schrie Grosbois vom Eingang der Scheune her . . . „nun alles in den Wald!"

Lärm auf der Dorfstraße . . . hastig heraneilende Schritte schwerer Soldatenstiefel . . .

Wie von Höllengabeln gepeinigt, rasten die Franktireurs durch den Küchengarten, warfen sich in das Obststück zur Linken . . . da knallten zwei Schüsse hinter ihnen drein — hatten die Gewürgten sich aufgerafft?! Mathieu tat einen kurzen Schrei und stürzte . . . da war der Zaun — hinüber . . .

Krachend brach der Zaun zusammen, als Grosbois, Grognard, Louis sich gleichzeitig wider seine Planken warfen . . . Im selben Moment blitzte und krachte es aufs neue hinter den Flüchtenden, der Chef stieß einen röchelnden Fluch aus . . .

Und Louis . . . war mit dem Zaun zu Boden gestürzt . . . wollte sich aufrichten . . . und konnte nicht . . . sein Fuß stak fest eingeklemmt zwischen den Zaunlatten . . .

Gefangen . . .

Und in zwei Sekunden muß die Explosion . . .

Er zerrte wie wahnsinnig an den Planken, die seine Knöchel einquetschten . . . umsonst . . .

Und schon knackten die Tritte der Feinde heran, durch den Gemüsegarten . . . recht so, kommt nur, daß euch mit mir zusammen der Teufel holt . . . Schon packten derbe Fäuste seinen Nacken . . .

Wo bleibt die Explosion?!

Schreie der Wut umgellten ihn . . . Fußtritte krachten ihm gegen Schenkel und Kreuz . . . eine Laterne schwankte heran . . .

Wo bleibt die Explosion —?!!

Sie . . . kam nicht und kam nicht . . .

Gelbe Laternenglut . . . verzerrte Gesichter, geballte Fäuste, silberne Adler auf mattblinkenden Ledertschakos . . . und zwischen den langschäftigen Stiefeln der Feinde am Boden hingestreckt zwei zusammengesunkene Gestalten. . . der Chef und Mathieu . . .

Und unter dem würgenden Griff der fünf, sechs Fäuste, die seinen Hals umklammerten, unter der Wucht der Schläge und Fußtritte, die ihm auf Kopf und Schienbein prasselten, schwanden dem Sohne des Maire von Straßburg die Sinne . . .

Wo bleibt . . . die Explosion?! —

— und dann nichts mehr . . .

XIII.

Am Weihnachtsabend wurde die Geduld der Lehmannkinder auf eine harte Probe gestellt. Papa war seit gestern morgen auf einer Dienstreise ... Früh um halb neun war Krüger aus dem Amt gestürzt gekommen, hatte in Hast Vaters Handkoffer gepackt und war damit zur Bahn gerannt. Der Herr Oberregierungsrat lasse sagen, er würde morgen abend um sechs Uhr zur Bescherung ganz bestimmt wieder zurück sein — und nun war es sieben, und noch kein Papa ...

Auch sonst war von Weihnachtsstimmung noch wenig zu spüren in der Wohnstube mit dem schmucken Louis-Seize-Mobiliar. Zwischen Ihrer Exzellenz der Frau Staatsminister und der Bärbel hatte sich von vornherein ein latenter Kriegszustand herausgebildet, der aber gelegentlich in offene Feindseligkeit ausbrach.

Den ersten Anstoß hatte die „Weinfrage" gegeben. Solange Herr Lehmann noch alleine im Hause gewesen war, hatte er der Bärbel einfach das Wirtschaftsgeld gegeben, und sie hatte ihm dafür zu essen besorgt. Wie sie selber lebte, darum hatte er sich nicht bekümmert ... Die neue Hausherrin aber verlangte pünktliche Rechnungslegung. Und Bärbel mußte sich wohl oder übel entschließen „anzuschreiben" ...

Gleich bei der ersten Abrechnung gab's eine entscheidende Katastrophe. „Hier steht ja angeschrieben: Wein — 2 Franks 30? was ist denn das? hier im Hause trinkt doch kein Mensch Wein?"

„Dene trink' ich," hatte die Bärbel seelenruhig erklärt.

„Sie trinken ..." Frau Brennecke starrte das Mädchen an, als habe es du zu ihr gesagt ...

Gelassen nickte die Bärbel.

„So was hab' ich mein Lebtag noch nicht gehört ..."

„Ja, ich mueß selwer saawe, es kummt uf d' Läng e bissel hoch," meinte die Bärbel, „m'r sott halt nit jeder Liter einzel hole ... Madam ... Pardon ... Ex'lenz haw' i welle saawe... m'r tät besser e Fässel in de Keller leje ..."

— Es hatte eine schlimme Auseinandersetzung gegeben. Schließlich hatte Frau Brennecke erklärt, ehe sie zugebe, daß ihre Dienstboten Wein tränken, dieweil die Herrschaft sich mit Wasser begnüge und der Herr mit Bier — eher reise sie spornstreichs nach Potsdam zurück, in geordnete Verhältnisse ...

Des ferneren weigerte sich die Bärbel standhaft, sich abends mit kaltem Aufschnitt zu begnügen. „Ich bin halt min warms Nachtesse gewehnt, ohne diß kann i nit schaffe ... Sie kenne 's ja halte, wie 's bi Ihne d'heim Mode isch ..."

„Sie haben zu essen, was Ihre Herrschaft ißt ... wenn Sie das nicht wollen, so können Sie meinethalb morgen gehen ... ich bekomme jeden Tag ein Mädchen wie Sie in Straßburg ..."

— Da hatte sie nun leider Gottes recht, die alt' Schachtel ... Es hausten genug völlig mittellose Familien in der Stadt, deren Töchter froh waren, sich ein Bett und ein warmes Mittagessen verdienen zu können ... Und wo eine andre Stelle finden? Ihre Eltern würden sie schön angelassen haben, wäre sie stellenlos heimgekommen, und ihr Schatz stand hinten weit in Frankreich beim Gambetta ...

So blieb der Bärbel nichts andres übrig, als sich mit kaltem Abendessen und ohne Wein durch das elende Leben zu schlagen ... Aber dafür ließ sie ihren Groll am Sonntag nachmittag aus, wenn sie zu ihren Verwandten zu Besuch kam:

„Was diß für e Sort' is, di Preißze, die Hungerleider, die armselige — ihr kennt's net glöibe! Was fresse s' z'abend? Schwarzbrot un Wurscht, ganz harte, vertrocknete! und a Wasser trinket s' d'rzue, nu uff d' Sonntich gibt's a Fläschle Bier — aber nur für de Mossjö! und die alt Madam tragt Schippong (Jupons) von Flanell — grad scheniere tät ich mich für so rum z' laufe! un g'stopfte wollene Strümpf, un dabei laßt s' sich Ex'lenz heiße! Un d' Buewe traget koi Hemdle, un krieget d' Krage ans Schackett a'g'näht!"

Das war eine Verkennung. Doch, sie trugen wirklich Hemden, die Lehmannknaben ... aber allerdings wurde ihnen, nach deut-

schem Brauch, ein „Strich", ein gekräuseltes Krägelchen, um den Halsausschnitt ihrer Kittel genäht ...

So gab's täglich neue Mißverständnisse zwischen Herrschaft und Dienerin. Diese enge altpreußische Sparsamkeit, eine der Wurzeln preußischer Stärke — das Kind des leichtlebigeren, genußfreudigeren Elsaß empfand sie als Schäbigkeit und Geiz...

Auch heute hatte es, zur Weihnachtsvorfeier, wieder einen Zusammenstoß zwischen der Vorsteherin des Lehmannschen Haushalts und dem Mädchen für alles gegeben. Frau Brennecke hielt mit Strenge darauf, daß alle Reste der Mahlzeiten aufbewahrt und verwertet wurden. Bärbel schüttete, was ihr lästig war, einfach in die Asche ... Und im Ascheneimer hatte Großmama Exzellenz heut morgen mindestens einen Teller gekochten Reis entdeckt ...

„Diese Person ... nein, Helene, das halt' ich nicht lange mehr aus. Wenn Papa da keinen Wandel schafft — ich geh' heim nach Potsdam ..."

Helene lächelte nachsichtig und überlegen.

„Aber Großmama! um einen Dienstboten —!"

Die Drohung mit Potsdam gehörte nachgerade zum täglichen Brot ...

„Weihnachten, Großmama! schnell ein Festtagsgesicht!"

Wenn doch nur Papa käme ... die Buben waren nicht mehr zu halten ...

Endlich! da war er ... wie müde, wie abgehetzt ... Helene half ihm aus dem Pelz.

„War's sehr anstrengend, deine Reise?"

„Na, man muß zufrieden sein ..."

„Und — bist du vergnügt, Papa?"

„Unmenschlich sogar, Liebling!"

„Nun aber schnell, Pappi! bescheren, bescheren!"

Der Vater war noch ganz bei seinem Diensterlebnis:

„Helene — du mußt hernach einen Gang für mich tun ..."

„Gern, Papa!"

„Einen Bescherungsgang ... Weihnachtsengelchen spielen!"

„Um so besser — erzähl'!"

„Nein, Otto, hernach beim Abendessen! Jetzt schnell die Lichter an! Die Klingel steht schon drinnen!"

„Macht nur nicht so gespannte Augen, ihr Schlingel! Diesmal

ist Christkindchen knickerig — hat auch Reisekosten von Potsdam nach Straßburg!"

„Ach Pappi, dafür kriegt Christkindchen aber auch Auslandszulage!" rief Otto weise.

„Schurke, was weißt du von Auslandszulage!"

„Bescheren, Pappi!" kommandierte Hans.

Sieben Uhr! vor einem Jahre hatte man in Potsdam dem vollchörigen Weihnachtsgeläut gelauscht ... kein Auge tränenleer ... Zum erstenmal ohne die Mama ... Nun nichts als die gewohnten Stundenschläge. Ein Weihnachtsgeläut schien unbekannt in Straßburg.

In tiefer Ergriffenheit entzündete Otto Lehmann die wenigen Kerzen des schmächtigen Tannenbäumchens. Es hatte Mühe gekostet, den Baum zu beschaffen. Wehe dem Straßburger, der es gewagt hätte, öffentlich den Eindringlingen Schmuck für ihr Fest zu liefern! Es hatte eines förmlichen Ersuchens an die neue deutsche Forstverwaltung bedurft, bis diese sich herbeigelassen hatte, die Abgabe einiger Stämmchen „unter einem Meter" aus dem Rheinwalde an die eingewanderten Beamtenfamilien gegen Erlegung der vorgeschriebenen Taxe von einem Silbergroschen zu genehmigen ...

Die Lichter flammten auf, eins nach dem andern. Emmy! unvergessene! Nie genug geliebte! Bist du um mich in diesem feierlichen Augenblick? Warum, warum, sag', hast du mich so früh allein gelassen?

Und dann setzte Otto Lehmann sich an das altfränkische Tafelklavier, das sich in der Wohnung des toten Richters vorgefunden, klingelte und schlug die alte fromme Feierweise an:

„O du fröhliche, o du selige,
gnadenbringende Weihnachtszeit ..."

Und bei den Klängen zogen sie ein in den weiß- und goldlackierten Louis-Seize-Salon, der solches Schauspiel noch niemals erlebt hatte ... Die Buben voran, Großmama folgte, auf Helenes schlanken Arm gestützt ... und hinterdrein schob sich das Bärbele, mit dem stechenden Ausdruck hämischer Neugier und unverschämter Geringschätzung auf dem hübschen Gesicht unter den braunen Zöpfen ...

Und zum ersten Male hallten die Wände des Straßburger Bürgerhauses wider von deutschem Weihnachts-Kinderjubel . . .

Selbst das Bärbele war ganz erschüttert von ihrer Bescherung, dem feinen Tuch zu einem Sonntagskleid und dem blanken Zehnfrankstück mitten darauf . . Für eine Stunde war sie mit den Ditschen ausgesöhnt . . .

Beim polnischen Karpfen dann schlug der Oberregierungsrat ans Glas:

„Ihr Geliebten, da hinten in Frankreich stehn unsre deutschen Soldaten unter Gewehr, und im fernen Versailles schmieden unsere Fürsten und ihre Paladine Deutschlands Zukunft. Aber auch wir stehen in Feindesland, auf Vorposten, im Dienst, im treuen Dienst fürs Vaterland! In diesem uns ungastlichen Lande, dessen Staatsgebiet das deutsche Schwert zurückerobert hat, dessen Herz aber wir, gerade wir, erst erobern sollen."

„Do kenne-n-ihr lang warte!" dachte Bärbel, die im Nebenzimmer lauschte.

„Im Dienste dieser Aufgabe stehen wir alle, habt ihr Buben gar schon Schmerzen und Wunden ertragen, müssen wir alle uns täglich bewähren in Geduld und Hoffen und bittrem Heimweh."

„Ihr hätte jo kenne d'heim bliewe!" knurrte nebenan das Bärbele.

„Eine, nur, ihr Lieben, hat nicht mehr mit uns hinausgedurft in die Ferne . . . wir haben sie daheim lassen müssen in Potsdam . . . auf dem stillen Gottesacker . . ." Die Stimme stockte ihm . . . und einen Moment war's ganz still in dem tannenduft-erfüllten Zimmer . . .

„Hätten wir sie bei uns — gewiß, sie stände unter uns als die Tapferste und Freudigste von uns allen . . . Aber in uns allen lebt ihr Bild und grüßt uns . . . und gibt uns Kraft . . . Hebt die Gläser, meine Lieben, und gelobt mit mir unterm deutschen Weihnachtsbaum: all eure Lebenskraft daranzusetzen, daß dies uralt herrliche Land, diese aus deutschestem Wesen kernhaft erwachsene deutsche Stadt einst wieder lerne: deutsch lieben und hassen, deutsch fühlen, deutsch sein!"

Die Gläser klangen zusammen, stumm bebten die Herzen der Erwachsenen, ahnungsvoll schwollen die Seelen der Buben . . . Ein Opfergelöbnis ward dargebracht, fünf deutsche Menschen

legten ihr teuerstes Gefühl, ihr heiligstes Wollen nieder am Altar des neu und herrlich sich gründenden Vaterlandes.

— „Und nun, Papa, deine Geschichte!“ mahnte Helene.

„Ja, die Geschichte, die Geschichte!“ echoten die Jungens.

„Hm ... also gib acht, Helene, dich geht's am meisten an — du mußt sie nachher weitererzählen — wo anders, wirst schon hören. Also ich denke, ihr erinnert euch, daß ich euch vom Bürgermeister von Straßburg erzählt habe — Professor Küß heißt er, der neulich nachts bei mir war mit seiner Tochter und mir erzählt hat, daß sein Junge, sein siebzehnjähriger Sohn, entflohen ist mit einem Bauernjungen aus der Umgegend, weil er Prügel bekommen hat von eurem Herrn Direktor, na ihr erinnert euch. Was ich euch aber noch nicht erzählt habe, das ist dies: vor zwei, drei Wochen ist bei eurem Direktor plötzlich ein Brief des Ausreißers angekommen, mit sehr häßlichen Worten, in französischer Sprache, aber wunderlicherweise in einem — deutschen Feldpostbriefumschlag. Ich ... habe davon erfahren und ... mir natürlich wie auch ... andre Leute den Kopf zerbrochen, wie der durchgebrannte Straßburger Lyzeist an den deutschen Feldpostbriefumschlag gekommen sein könne. Nun, und da bin ich denn auf eine sehr ... fatale Vermutung gekommen. Der Brief stammte aus Nancy, also aus einer von uns besetzten Stadt. Wenn der junge Küß in Nancy war, so konnte das nur ... heimlich geschehen sein ... sonst hätte er ja fürchten müssen, dort erwischt zu werden. Er mußte also in ... in Gesellschaft von sehr gerissenen, gefährlichen Menschen geraten sein — kurz, die Vermutung ließ sich nicht abweisen, er sei unter die Franktireurs gegangen — von denen ja die Vogesen noch immer wimmeln ...“

„Gott im Himmel!“ rief die Exzellenz. „Ein Sohn eines hohen Kommunalbeamten!“

„Famos! famos!“ flüsterten die Buben mit glühenden Augen.

„Famos? na ich danke! Stellt euch nur vor, wenn nun der Sohn des Straßburger Bürgermeisters als Freischärler in die Hände unserer Truppen geraten wäre! Er wäre aufgeknüpft oder niedergeknallt worden wie jeder andre ... und was hätte der Vater, was hätten die Straßburger dazu gesagt?!“

„Aber Otto! wer wird denn gleich das Schlimmste fürchten?“ meinte die Großmama.

„Ich, verehrteste Mama. In diesem Lande fürchte ich immer das Schlimmste — und es kommt auch allemal ... Also es mußte unter allen Umständen dafür gesorgt werden, daß das nicht passieren konnte. Ich habe dafür gesorgt ... ich dank's meinem Schöpfer, denn sonst — sonst wär's passiert."

„Papa!" drängte Helene. „Erzähl' doch, Papa!"

„Weiter, Pappi, weiter!"

„Ich habe veranlaßt, daß an alle Kommandobehörden im Elsaß ein Ersuchen des Generalgouvernements ergangen ist: wenn jugendliche Burschen minderjährigen Alters unter den Franktireurs erwischt werden sollten, möge man sie nicht aburteilen, ohne sich vorher mit dem Gouvernement ins Benehmen zu setzen. Und nun — stellt euch vor: gestern morgen telegraphiert das Belagerungskorps vor Belfort eine geradezu — eine Geschichte, die meine schlimmsten Befürchtungen noch um ein paar Grade übertrifft."

Mit angehaltenem Atem lauschten die Hörer. Der Oberregierungsrat dämpfte die Stimme, so daß die draußen lauschende Bärbel kein Wort mehr verstehen konnte:

„Vorgestern nacht um halb elf hat eine Franktireurbande versucht, das Munitionslager der neuerbauten Batterie Nr. 9 mit Dynamit in die Luft zu sprengen. Man hat versucht, die vier Mann Posten, die das Depot zu bewachen hatten, von hinten zu erdrosseln. Glücklicherweise ist das Bubenstück gründlich mißlungen — von den beiden Posten im Innern des Hofes ist der eine mit einem Stich in die Schulter davongekommen, der andere halb erwürgt, doch ebenfalls außer Gefahr ... Die Draußenstehenden haben noch besser aufgepaßt — haben Schüsse abgeben können: dadurch ist die Besatzung des Dorfes alarmiert worden, die Kerle haben das Dynamit zwar vor der Scheune, unter der die Munition bombensicher eingegraben war, hingestellt und die Schnur entzündet: in der Eile muß aber wohl die Zündschnur aus dem Kasten herausgeglitten sein und ist unschädlich dicht neben dem Kasten ausgebrannt ..."

„Und die Franktireurs?" fragte Helene fast tonlos.

„Einer ist niedergeschossen worden ... einer verwundet ... einer hat sich auf der Flucht in einem Lattenzaun eingeklemmt und ist gefangen genommen ... und der war?"

„Der junge Küß!" schrie Hans.

„Leise, leise!" beschwichtigte der Papa. „Hier in Straßburg haben die Wände Ohren! – Also wahrhaftig, er ist's gewesen! und der andre, der Verwundete, sein Freund und Mitausreißer, der Bauernbursche da hinten vom Lande irgendwoher ... Wäre euer Herr Papa nun nicht so ein umsichtiger, weitschauender, vorsorglicher und überhaupt ... hurra ihm, hurra, hurra! keiner schreit mit? na – dann baumelten die zwei Attentäter jetzt längst an einem Eichenast. So ... können sie vielleicht ... gerettet werden ..."

„Aber Otto!" meinte Ihre Exzellenz. „Bei solch einem Bubenstreich mitschuldig – und gerettet werden?"

„Die Buben haben Glück gehabt," entgegnete der Hausherr. „Sie haben gestanden, daß gerade sie es gewesen sind, die das Dynamit an die Scheune herangebracht und die Zündschnur in Brand gesetzt haben. Na, und dieser satanische Anschlag ist ja nun gottlob mißlungen, das ist der erste große Dusel für die Schlingels. Zweitens: sie sind noch nicht achtzehn Jahre alt, also noch nicht in voll strafmündigem Alter. Drittens: sie waren offenbar verführt, angestiftet von dem Häuptling der Bande, dem gefürchteten ‚Kommandanten' Grosbois –"

„Himmel, Papa, woher weißt du denn schon all diese Einzelheiten?" fragte Helene.

„Na, weil ich an Ort und Stelle war!" lachte der Vater.

„Ach – das also war –"

„– die Dienstreise – stimmt! Gestern früh um viertel neun kam die Nachricht – um viertel zehn saß ich im Zuge nach Mülhausen – nachmittags um sechs war ich an Ort und Stelle und hab' dem Verhör der beiden jungen Verbrecher beigewohnt!"

„Gott im Himmel, Papa – und was wird denn nun?"

„Vorläufig sitzen sie in einem Bauernhaus in Bavilliers, einem Nest bei Belfort, die Hände auf den Rücken geschnürt ... wird ihnen wohltun, den Schlingels! und schwitzen Todesangst. Der junge Bauer ist übrigens nicht unbedeutend an der linken Hüfte verwundet."

„Und ist Hoffnung, sie zu retten?"

„Vom Tode – gewiß. Strafe muß natürlich sein und das feste ... aber der Strang oder die Kugel bleibt ihnen, hoff' ich, erspart."

„Und dafür haben sie sich bei dir zu bedanken, Pappi!"

„Vielleicht ein wenig ... und bei noch jemandem ... bei dem klugen und tapfern Schwesterchen des jungen Küß ... das mir die ganze Geschichte berichtet und mich um Hilfe angefleht hat. So, Helene, und nun kommt deine Mission — deine Weihnachtsengelchen-Mission. Du sollst noch heut abend in Bärbels Begleitung zum Herrn Bürgermeister und ihm die Rettung seines Sohnes berichten — mit einem schönen Gruß von mir an ihn und ... an das kleine Fräulein."

„Das — kleine Fräulein? wie alt ist sie denn?"

„Hm — so um zwanzig mag sie sein — also gegen dich, du Küken, immerhin schon eine Dame ... also mach' dich auf, mein Liebling!"

Helene stand auf, selig stolz. Das war ein Auftrag ... nein, dafür mußte der Papa noch einen Extrakuß bekommen ...

Und wie sie dem Vater um den Hals fiel und seine Rechte in ihre hageren, kühlen Kinderhände schloß — da mußte der Oberregierungsrat plötzlich an zwei viel zartere, viel wärmere Hände denken und an die Weichheit einer jungen Mädchenbrust, an der seine Hand eine Sekunde lang geruht ... Und in den Vaterstolz mischte sich da plötzlich eine Sehnsucht ... eine Wehmut ... ein Drang, in Tiefen lang erstickt ... im Arbeitsdrang, ein Erinnerungstraum ...

Sechsundvierzig Jahre ... und einsam ... und verlassen ... ein Witwer ... doch ein Mann in der Fülle der Kraft ...

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die heilige Nacht lastete finster, finster auf dem Hause Küß.

Den frommen Brauch des Besuchs beim Christkind in der Wiege wollten Vater und Tochter auch diesmal nicht versäumen. Aber die Stunden bis Mitternacht wollten und wollten nicht vergehen ...

Vergebens hatte Bruder Jean die zwei Einsamen eingeladen, wenigstens die Feiertage im Kreise seiner Familie in Mülhausen zu begehen. Emile Küß wich nicht von seinem Posten. Die Stadt brauchte ihn, die Stadt und seine Klientel. Und schließlich war Arbeit das einzige Heilmittel wider die nächtigen Gedanken, die den schicksalgeschlagenen Mann bestürmten. Zurückdenken an voriges Jahr — man durfte es nicht, wollte man nicht verzweifeln ... und die Zukunft?! Ein ruiniertes Vermögen, eine

bis zum völligen Versagen erschöpfte Arbeitskraft ... und ... das Vaterland verloren ...

O ja — die Heimat, die blieb ... das elsässische Volk ... dessen Blutes man war ... in dem man wurzelte mit all seinen Kräften ... das blieb ... aber es war hinfort ein Volk ohne Vaterland ...

Man hatte es nie anders gewußt und gekannt, als daß die engere Heimat, der eigene Volksstamm — Bestandteil war einer großen Nation, ja der großen Nation, wie sie mit Stolz sich nannte ... neben der Heimat hatte man ein Vaterland gehabt, an dessen Ruhm und Größe und Ansehen man Anteil gehabt, dessen welterschütternden, welterneuernden Schicksale und Taten man nachzittern gefühlt im eignen Herzen, rückwirken auf das eigene Wesen und Wollen ... das alles hatte so zu einem gehört wie Haut und Muskeln, Blut und Hirn ...

Und das — das konnte man verlieren? das hatte man vielleicht schon verloren?

Das konnte jemand einem nehmen?

Es war unausdenkbar ... Es war ein Eingriff in die Grundrechte des Menschentums ... Ein Akt mittelalterlicher Barbarei, wie Religions- und Gewissenszwang ... Eine Folterung war's, eine Räderung, eine Vierteilung bei lebendigem Leibe ...

Es war unmöglich ...

Und würde Wahrheit werden ... war schon so gut wie Wahrheit ...

— Es war ein schwacher Trost, daß man das Kind noch bei sich hatte. Aber es war auch dabei eine Bitterkeit. Auch sie litt, auch sie sehnte sich ... mußte sich sehnen ... nach der verlorenen Mutter ... nach dem entflohenen Bruder ... Und doch — das war ja so menschlich! am meisten sehnte sie sich — der Vater begriff's und verzieh's ihr von Herzen — nach dem fernen Verlobten ... das war ja so selbstverständlich ... Und doch war's bitter ... Denn dieser Verlobte war, was Emile Küß nun nicht mehr sollte sein dürfen — war ein Franzose ... Wenn es dem Himmel gefiel, ihn hindurchzuführen durch diesen Kriegesgraus — dann würde die da, Cécile Küß, seine Cécile, seiner Liebe Kind — sie würde, nicht ganz leichten Herzens gewiß, aber sie würde schließlich doch froh und dankbar und wie der Vernichtung entronnen — dem Manne ihrer Wahl folgen

und Französin sein mit dem Franzosen, in Frankreich, im Vaterland ... Mochte der alte Papa daheim das tragische Geschick der Vaterlandslosigkeit bis ans Ende seiner Tage weiterschleppen ... Nun — vielleicht ... hoffentlich ... würde es nicht fern sein, das Ende ... Emile Küß war Arzt genug, um das Versagen des Herzens, das ihn je und je durchrüttelte mitten in voller Tätigkeit — um das richtig zu deuten ... Vielleicht kam die erlösende Auflösung, ehe die dräuende Umwälzung in aller Form rechtens durch feierliche Verträge zwischen dem Sieger und dem Besiegten vollzogen war ... vielleicht würde man doch noch ... als Franzose sterben dürfen ...

— Was wissen Eltern von den Herzen ihrer Kinder? Cécile, die achtlos über die ihr unsympathische und nur der Mode halber zur Hand genommene „Germinie Lacerteux" hinüber ins Leere starrte ... sie träumte nicht ihres Verlobten Bilde nach ... Am Nachmittage war ein Feldpostbrief an sie angekommen, vom 22. Dezember datiert, mit unsicheren Bleistiftzügen geschrieben:

„Chère mademoiselle," hatte er angefangen — und erzählt, daß der Schreiber nach langen Fieberwochen seit zwei Tagen wieder imstande sei, den Stift zu führen und seine Gedanken zusammenzuhalten ... Heut morgen habe man ihm den schon Wochen alten Brief aus Straßburg ausgehändigt ... Sofort habe er den Chefarzt angefleht, ihm Verbindung mit seinem Regimentskommandeur zu verschaffen ... alsbald sei sein Stellvertreter gekommen, und der habe ihm mitgeteilt, daß vom Generalgouvernement bereits seit längerem ein Ersuchen gekommen sei, jugendliche Franktireurs nur nach Verständigung mit dem Gouvernement abzuurteilen ... Also sei alles geschehen, was möglich sei, und er, der Schreiber, bedaure nur aufs lebhafteste, daß das Schicksal ihn um das Glück gebracht habe, sich Mademoiselle Küß dienstbar zu erweisen.

„Mit der Bitte, mich Ihrem verehrten Herrn Papa angelegentlichst empfehlen zu wollen, und mit der Versicherung meiner beständigen Ergebenheit

Hermann Eggermann"

Das war alles ... kein vertrautes Wort, nicht die leiseste Andeutung einer persönlicheren, einer tiefern Empfindung ...

„Chère mademoiselle . . .“ das war alles . . . Sehr brav und sehr korrekt . . . So viel Haltung und Selbstachtung wie Schonung und Respekt . . . und doch . . . Cécile entbehrte etwas — entbehrte es schmerzlich . . . und fragte sich wieder einmal, ob ein Franzose nicht doch, bei gleich noblem, gemessenem Charakter, nicht doch ein Wort, nicht doch einen Satz gefunden hätte, der der Empfängerin seine . . . heutigen Empfindungen verraten, wenigstens angedeutet hätte . . .

Hart waren sie, diese Deutschen . . . gegen sich und andre . . .

Hermann hieß er . . . ach, auch als Mann blieb der Deutsche wohl immer ein Herr . . .

Und noch immer im Lazarett . . . kaum vom Fieber genesen . . . und so hart . . . so stark . . .

Nein . . . das hätte Adrien . . . ihr Adrien nicht fertig gebracht . . . gottlob . . . Auch er ein Mann, ein Held . . . doch wie hatte sein Brief geduftet und gezittert von Zärtlichkeit . . . nach der Aufzählung all der Greuel, durch die er hindurchgeschritten, wie zart und anschmiegend hatten die paar kurzen Liebesworte sich an ihr Herz gelegt . . .

Und so waren Céciles Gedanken schließlich doch bei dem Thema angelangt, das der Vater vorausgesetzt hatte . . .

Auf einmal schlug die Klingel an. Halb zehn Uhr nachts? ein Patient?! oder am Ende gar — irgendein Unglück . . . Himmel, wie nervös man doch war . . .

Vater und Tochter waren aufgefahren . . . sahen sich in die Augen, stumm, regungslos . . .

Drunten die Stimme der alten Joséphine . . . und . . . sonderbar! eine fremde . . . jugendliche . . . Frauenstimme . . .

Und schon stand die alte Joséphine in der Tür:

„Mademoiselle, eine junge Dame, die Sie zu sprechen wünscht . . .“

„Eine . . . junge Dame?“

„Eine Deutsche, Mademoiselle . . . Lehmann nennt sie sich . . . darf ich sie fortschicken?“

„Lehmann?“ Cécile fühlte einen siedenden Schreck. Ihre Kniekehlen wurden weich und schmerzten.

„Lehmann?“ fragte der Professor. „Himmel — vielleicht eine Tochter des Conseiller Lehmann vom Generalgouvernement? weißt du, Cécile, jener Herr, der uns damals nachts —“

„Ich weiß, Papa ... in mein Zimmer die junge Dame, Joséphine — Sie sind doch einverstanden, Papa?"

„Gewiß, Kind ... empfang' sie ... das kann ja nur eins bedeuten ..."

Mit fliegenden Fingern machte Cécile Licht in ihrem Stübchen, das seit ein paar Tagen in altem Glanze prangte — nur daß Bett und Schreibtisch genaue Nachbildungen der alten kostbaren Stücke waren.

Ein junges Mädchen in schlichtem grauem Seidenfähnchen stand an der Tür, drüber ein glattes blaues Alpakajäckchen, einen winzigen, runden Filzhut schräg auf dem starken dunklen, zum Chignon aufgetürmten Haar befestigt. Neben ihr mit wichtigem Gesicht die straffe Gestalt einer einheimischen Dienstmagd.

„Guten Abend, Mademoiselle," sagte das junge Mädchen ganz ruhig in tadellos klingendem Französisch und mit einer für ihr Alter merkwürdig tiefen Stimme. „Ich heiße Helene Lehmann und bin von meinem Vater beauftragt, Ihnen Nachricht von Ihrem Bruder zu bringen."

Cécile, die ihr kühlstes, unnahbarstes Gesicht aufgesetzt hatte, fühlte, wie alles an ihr lose wurde, als müsse sie in sich zusammensinken.

„O ... das ist ... sehr gütig ..." Und auf einmal war alle Haltung hin, und die Elsässerin stürzte der Preußin entgegen, umklammerte ihre Arme:

„Er lebt, mein Bruder?"

„Er lebt, Mademoiselle, und ist in Sicherheit ..."

„O mein Gott, mein Gott ..." Und nun stürzten die Tränen, und der reife, duftende Körper sank in den hagern jungen Armen der Fremden zusammen ...

Da stand Professor Küß in der Tür ... er hatte es nicht ausgehalten ... hatte die letzten Worte gehört:

„Erzählen Sie, Mademoiselle, ich beschwöre Sie ..."

Mit kräftigem Griff hatte die Fremde Cécile unter den Schultern gefaßt und zu einem Stuhl geleitet. Der Professor rückte dem Gast einen zweiten Sitz hin und ließ sich selbst auf das Bett seines Kindes sinken. Zwei Augenpaare starrten die Preußin an ... verzehrendes Flehen glomm darin und ungläubige Hoffnung ...

Und in dem Raume, den vor wenig Wochen eine deutsche

Kugel verwüstet, inmitten der ehrwürdigen und reizenden Empiremöbel von 1805, erzählte Helene Lehmann, was sie aus des Vaters Munde wußte ... erzählte klug und wohlgeordnet: das Wesentliche voran: der junge Küß sei als Franktireur bei einem verwegenen Handstreich gefangen genommen worden, befinde sich in Haft und werde wahrscheinlich nicht ohne Strafe davonkommen, sein Leben sei aber nach ihres Vaters Ansicht nicht in Gefahr ...

Dann erst, nach diesem trostvollen Vorbericht, kam sie auf die Einzelheiten – erzählte, daß ihr Vater auf die erste Kunde von dem verhängnisvollen Ereignis selbst an Ort und Stelle gewesen, den jungen Küß gesehen und gesprochen habe ... daß also alle Nachrichten absolut zuverlässig seien ...

Regungslos hatten die zwei Menschen dem Bericht des jungen fremden Kindes gelauscht ... nun kamen langsam die Zwischenfragen, die Ausrufe der Erleichterung, der Hoffnung des Dankes ...

„Mademoiselle ... Ihr Vater, Sie selbst überschütten uns mit Wohltaten ... ich weiß nicht, wie wir uns Ihnen dankbar erweisen sollen ..."

Die Fremde überhörte das und versicherte, daß der Vater die Angelegenheit aufs sorgfältigste im Auge behalten und Herrn Professor über alles Wissenswerte unterrichten werde. Schließlich bat sie um Verzeihung, daß sie so spät abends noch gestört habe – aber Papa habe gemeint ...

„O Mademoiselle Lehmann! – Sie ahnen nicht, wieviel Gutes Sie uns getan haben ..." stammelte die Elsässerin.

Und schon brach die Besucherin auf. „Meine Angehörigen erwarten mich daheim unterm Christbaum – ach so, das kennen Sie nicht, Monsieur et Mademoiselle – das ist unsre deutsche Sitte ... also gute Nacht und fröhliche Weihnachten!"

Kaum vermochte der Professor einen Dank zu stammeln ... Er würde den Herrn Conseiller morgen in seinem Bureau aufsuchen, um ihm persönlich zu danken ... Er hatte „in seiner Wohnung" sagen wollen und hatte es dann doch nicht herausgebracht. Aber Helene hatte verstanden ... und um einen Schatten kühler, höher aufgerichtet, empfahl sie sich – korrekt und herb, eine richtige kleine Preußendame ...

Cécile klingelte der alten Joséphine, damit diese die in der

Küche harrende Begleiterin herbeirufe und dem Gast die Treppe hinunter und zur Tür leuchte.

Und dann flog sie doch auf einmal hinter ihr drein:

„Sagen Sie mir Ihren Vornamen ...“ bat sie. „Cécile heiße ich.“

„Helene ...“ sagte die Preußin.

„Gute Nacht, Helene ...“ sagte Cécile. Und dann faßte sie auf einmal das schmale straffe Gesicht des jungen Mädchens und küßte es mit den heißen feuchten Lippen der Elsässerin auf den herben schmalen nordischen Mund.

„Gute Nacht, Helene ... und tausend, tausend Dank ...“

„Gute Nacht, Mademoiselle ...“

— Die kleine Abkühlung des vorletzten Augenblicks — der letzte hatte ihn wieder gut gemacht.

Und Helene ging neben dem wippenden Gang der Elsässerin mit ihren jungen festen Schritten die stille Rue du Dôme entlang. Und ihr war's, als klängen in ihr Sinnen hinein die Weihnachtsglocken der fernen Heimat ...

Doch nein: das waren die Münsterglocken, die nun auf einmal in der tiefen Stille der heiligen Nacht hoch über den Dächern ihre feierliche Ladung anstimmten. Wie seltsam das war, das nie zuvor Erlebte: die Glockenstimme da droben, mitten in der Nacht ... Langhinhallend wogte der Klang wie ein Gruß aus erträumten, erahnten Welten hoch über dem Drang und Graus des Erdentals ...

Stumm im Schreiten legte Helene die Hände ineinander.

„Mutter“, sagte sie leise, „Mutter ...“

*

XIV.

Professor Küß und sein Mädchen waren aus der Kirche zurückgekehrt. Dann aber hatten sie noch stundenlang bei der üblichen Weihnachtsnäscherei, Lebkuchen und „Schnapskirschen", ihr „reveillon" gehalten — beisammengesessen und geredet und geredet. Mein Gott, welche Nachricht, welches Schicksal!

Durfte man aufatmen? Brauchte man wenigstens um das Leben des tollen Jungen nicht länger zu zittern? Der fremde Beamte, dessen Hand so tief und rettend in das Geschick des Hauses Küß eingegriffen, hatte tröstliche und beruhigende Nachricht geschickt. Durfte man ihr vertrauen?

Es war klar: nach Kriegsrecht hatte Louis den Kopf verwirkt. Franktireur und schon als solcher außerhalb des Gesetzes stehend, wäre er unfehlbar auf kürzestem Wege hingerichtet worden, hätte man ihn auch nur mit der Waffe in der Hand irgendwo gefangen genommen. Und nun war er Teilnehmer eines frevelhaften, verbrecherischen Handstreichs, der zwar in der Hauptsache mißlungen war, immerhin aber um ein Haar vier deutschen Soldaten das Leben gekostet hätte! Ja, war es überhaupt möglich, daß die Deutschen da — Gnade vor Recht ergehen ließen?

„Eins wird mir immer rätselhafter, je länger ich darüber nachdenke," sagte der Professor und tat einen tiefen Zug von dem Tee, den ihm Cécile noch in später Nachtstunde bereitet, „wie kommt es, daß dieses Straßburger Generalgouvernement, daß Herr Conseiller Lehmann überhaupt etwas von der ganzen Sache erfahren hat? Das Belagerungskorps von Belfort hat doch mit dem Generalgouvernement des Elsaß keinesfalls etwas

zu tun — steht doch jedenfalls nur unter Herrn von Moltke, und der sitzt in Versailles?"

Und glückselig errötend mußte Cécile berichten, was der Vater bis diesen Augenblick noch nicht erfahren hatte: den Besuch des Lyzeumsdirektors, die Züchtigung seines Sohnes — wie Vater Küß auf einmal seinen Jungen verstand und ihm nachträglich verzieh! — dann ihren eigenen Besuch bei Lehmann ... und sein Versprechen, einzugreifen und dafür Sorge zu tragen, daß dem Bruder, wenn irgend möglich, Schlimmstes erspart bliebe...

Emile Küß war sprachlos. Sein kleines Mädchen, dies schmachtende Bräutchen, das nach dem Schicksal seines Verlobten und der Fürsorge für den alten müden Papa keine andere Sorge gehabt zu haben schien, als die um sein von der bösen Granate zerstörtes Zimmerchen — was hatte das in aller Heimlichkeit getan wie viel Angst und Qual dem Vater erspart, wie tapfer und überlegsam gehandelt!

In tiefer Rührung zog der Professor sein Kind in die Arme. „Wenn er wirklich mit dem Leben davonkommt, unser armer Prachtjunge ... dann bist du, meine kleine Cécile, du seine Retterin!"

„Aber Papa? ich? was hab' ich denn getan? Dieser Herr Lehmann, der allein hat's gemacht ... der Vater dieser merkwürdigen ... resoluten ... und dabei eigentlich wunderschönen Helene, fanden Sie sie nicht schön, Papa?

„Nun — schön, mein Kind, fand ich sie eigentlich nicht — sehr eigenartig, ja, so ganz anders als du und — unsre jungen Mädchen hier im Elsaß ... An — Schönheit meine ich, könnte sie nicht mit euch konkurrieren ... am wenigsten mit einer gewissen ... allerdings ganz besonders reizenden ..."

„Papa! mir den Hof zu machen, das muß ich Ihnen direkt verbieten ... Sie scheinen es heut abend geradezu darauf anzulegen, mich zu verwöhnen und eitel zu machen."

„Ach Gott, laß mich doch, Kind ... es ist so lange her, daß wir eine andre Stunde als tief, tief traurige erlebt haben ... so viel Hoffnung ist uns heute gekommen, so viel ... Güte haben wir erfahren ..."

„Ja ... es sind wirklich gute Menschen ... die Tochter ... und der Vater ... ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie rasch und energisch er zu handeln gewußt hat ..."

„Hm ... ein Teil dieser Hilfsbereitschaft wird ja wohl auf das Konto der Politik zu buchen sein ... ich bin nun mal der Maire von Straßburg, und es mußte diesem Herrn Lehmann und ... den Fremden überhaupt dran liegen, sich mir gefällig zu erweisen ... und zu vermeiden, daß meinem Sohn etwas Schlimmes zustieß ... das hätte natürlich sehr böses Blut gemacht in Straßburg und im ganzen Lande ..."

„Ach pfui, Papa, das ist häßlich von Ihnen! Wie kann man hinter so viel Güte und Aufmerksamkeit — Politik und Egoismus wittern?"

„Wenn du mal sechsundfünfzig bist, Cécile, siehst du auch so scharf wie ich ... aber das mindert meinen Dank in keiner Weise — nur bemühe ich mich, meine Situation und — die meines Jungen zu durchschauen. Nein — ich habe jetzt auch keine Sorge mehr für Louis' Leben ... Sie werden sich hüten... Man wird ihn zu einem Jahre Gefängnis verurteilen und bei irgendeiner feierlichen Gelegenheit, mir zu Ehren, begnadigen...

„Seien Sie nicht zu sicher, Papa — gehen Sie jedenfalls morgen so früh als möglich zu Herrn Lehmann ... wir kennen sie doch noch nicht genug, diese Deutschen ..."

„Aber selbstverständlich, Kind, selbstverständlich ... Und nun laß uns schlafen gehen ... ach, ich glaube, heut nacht werde ich endlich einmal gut ruhen nach langer Zeit ... er lebt, Cécile, unser Junge lebt ... lebt ... hahaha, daß man das nun weiß, ganz sicher weiß ... und du, Mädchen, du hast's gemacht, ja du, du, meine, meine Cécilotte!"

— — — — — — — — — — — — — — —

In der Frühe des ersten Weihnachtsfeiertages ließ Herr Oberregierungsrat Lehmann sich bei Exzellenz Bismarck-Bohlen melden, um über den Erfolg seiner Reise Bericht zu erstatten.

„Nun, mein Lieber, klappt die Sache?"

„Exzellenz — es wird nicht so ganz einfach abgehen ..."

Und Herr Lehmann berichtete seinem Chef.

„Der Regimentskommandeur macht Schwierigkeiten, Exzellenz. Es sei Grundsatz altpreußischer Rechtspflege, zumal im Felde: ohne Ansehung der Person zu urteilen. Und daß die zwei Schlingel die Kugel oder noch besser den Strang verdient hätten, darüber bestehe für ihn nicht der leiseste Zweifel ..."

„Auch für mich nicht!" lachte Herr von Bismarck. „Und der

Oberst braucht ja nicht auszubaden, was seine Grundsatztreue hier in Straßburg und im ganzen Elsaß anrichten würde! Die Burschen müssen geschont werden, müssen! Sie sind minderjährig, noch nicht voll strafmündig — auf die Karre muß man's laden!"

„Hab' ich natürlich dem Oberst vorgestellt — ist ein ostpreußischer Starrkopf ... Es seien schon viele Dutzende junger Burschen füsiliert worden um minderer Vergehen willen — wolle man den zweien Kopf und Kragen lassen, so werde es morgen bei den Herren Franktireurs Mode werden, alle halsgefährlichen Sachen durch Minderjährige ausführen zu lassen ..."

„Wahr, wahr! Verfluchte Situation ..." Nervös trommelte die wohlgepflegte Diplomatenhand des Herrn von Bismarck mit einem elfenbeinernen Brieföffner auf dem Aktenstück: „Angelegenheit Louis Napoléon Küß" ... „Schlimmstenfalls muß man Immediatbericht machen und an die Gnade Seiner Majestät appellieren ..."

„Das heißt: den Herrn Maire selber zu einem Appell an die Allerhöchste Gnade veranlassen, meinen Exzellenz, nicht wahr?" erlaubte sich der Oberregierungsrat zu verbessern. „Es ist vielleicht gar nicht so ungeschickt, diese ganze Geschichte ... Dieser Herr Küß ist ein in der Form sehr urbaner und umgänglicher Mann, in der Sache aber auch eine Tête carrée, wie die Franzosen die Elsässer bisher genannt haben. Es kann vielleicht nicht schaden, wenn er rechtzeitig bitte schön sagen lernt ..."

„Vollkommen einverstanden, lieber Kollege."

„Also gestatten Exzellenz, daß ich die Sache in diesem Sinne behandle, insbesondre, wenn der Maire mich aufsuchen sollte — ich vermute, er wird heut in aller Frühe zu mir kommen — diesem selbst gegenüber? Kriegsgerichtliche Verurteilung Ihres Sohnes zum Tode, die Forderung der Gerechtigkeit und auch der wahrscheinliche Ausgang ... Generalgouvernement wird indessen um Aufschub der Exekution einkommen, um Ihnen, Herr Maire, Frist zur Anrufung der königlichen Gnade zu geben — etwa in dieser Weise?"

„Ganz Ihrer Ansicht. Jede Gelegenheit, den Häuptern dieser widerspenstigen Bevölkerung den steifen Nacken ein wenig zu biegen, muß wahrgenommen werden ... und dieser Fall liegt ja eklatant zu unsern Gunsten ..."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Mit dem Gefühl, seine Sache ausgezeichnet gemacht zu haben, verabschiedete sich der Oberregierungsrat von seinem Chef und durchschritt leise pfeifend die Flucht der ehemals Herzoglich Darmstädtischen Prunkgemächer bis zu seinem Bureau.

Ob ich dem Chef nicht eigentlich auch hätte erzählen müssen, daß ich mir gestern abend schon eine private, tröstliche und beruhigende Mitteilung an den Maire erlaubt habe? Ach was, das kann ich gegebenenfalls ja verantworten ...

Richtig: im Vorzimmer saß bereits der Maire ... in Zylinder und Redingote, zusammengeschnurrt wie ein Häuflein Elend... Armer Mann ... werde ihn nicht zu unsanft anfassen ... schon seiner reizenden – seiner allerliebsten Tochter wegen ...

„Bitte, Herr Maire ... in mein Zimmer, wenn's gefällig ist ... ich hatte Sie erwartet."

Mit ausgestreckten Händen kam der alte gebrochene Mann dem an Lebensalter nur um zehn Jahre, dem Eindruck nach um fünfundzwanzig jüngeren, straffen, siegessicheren entgegen. „Mein Herr – ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen danken soll..."

„O bitte, Herr Maire, ich tat nur meine Pflicht ... und zu danken wird noch Zeit genug sein, wenn die ganze Sache völlig geklärt ist."

„Um Gottes willen, mein Herr, haben Sie am Ende doch noch ... irgendwelche Besorgnisse?"

Grell im Lichte des sonnenhellen Winterfeiertages saß nun der Professor dem preußischen Beamten gegenüber, auf der Rückseite des mit Stößen von Akten und Büchern bedeckten Diplomatentisches. Gott, wie verfallen und verwüstet er aussieht, dachte Otto Lehmann. Erbarmen ... Schonung ... sonst fällt er mir hier im Bureau um ...

„Ich habe mir's nicht versagen können, Herr Maire, Ihnen gestern abend noch eine unbedingt beruhigende Vormeldung zu senden ... und hab's durch meine Tochter getan, weil das, was ich persönlich heute noch zuzufügen habe – sich vielleicht besser zur Erörterung am hellen Tage eignet. Herr Küß, Sie sind ein erfahrener Mann. Sie werden sich selber sagen müssen, daß Ihr Sohn sich des Anteils an einem sehr schweren Verbrechen schuldig gemacht hat ... er ist siebzehn Jahre alt, und gar mancher gleichaltrige und sogar jüngere Bursche hat weit

leichtere Vergehen ... mit dem Leben büßen müssen. Das ist der Krieg ... Sie werden das begreifen, nicht wahr?"

Ein Blick des tiefsten Jammers und Entsetzens brach aus des Professors krampfhaft zuckenden Augen. Stumm nickend bejahte er.

„Was auf der anderen Seite zu Ihres Sohnes Gunsten spricht, das brauche ich Ihnen nicht auseinanderzusetzen: der Einfluß des berüchtigten Chefs der Bande — der ja glücklicherweise bei dieser Gelegenheit zur Strecke gebracht worden ist — also Anstiftung, Verführung — das Mißlingen gerade des Teils der Unternehmung, deren Ausführung in Händen Ihres Sohnes lag ... Trotzdem — es ist sehr ernsthaft mit der Möglichkeit zu rechnen, daß das Kriegsgericht — auf die äußerste Strafe erkennt ..."

„Mein Herr ..." stammelte der alte Mann, und seine zitternden Finger tasteten an dem hagern Hals in den viel zu weit gewordenen Kragen hinein, als schnüre der ihn zusammen ... „mein Herr ... Sie foltern einen Vater ..."

„Ich sage Ihnen, was Sie wissen müssen, um ... handeln zu können ... Ich habe mit den beteiligten Offizieren gesprochen: sie sind der Ansicht, daß ein ... Todesurteil schwerlich zu vermeiden sein wird ... Es wäre längst erlassen und ... vollstreckt ... ohne meine, seinerzeit durch den Besuch Ihres Fräulein Tochter veranlaßten Vorbeugungsmaßregeln."

Herr Küß sank immer tiefer in sich zusammen. Seine welken Hände tasteten jetzt am Aufschlag seines schwarzen Überrocks entlang, in dessen Knopfloch die Rosette der Legion saß, wie ein dicker Blutstropfen ... jetzt griff die Linke hastig nach dem Herzen ... Aus dem sich langsam öffnenden und wieder langsam schließenden Munde kam nur ein mattes Ächzen.

Otto Lehmann hatte einen bittren Geschmack auf der Zunge. Es war doch wohl nur menschlich, nicht wahr, daß man ein gewisses Gefühl des Behagens empfand in dem Gedanken, als Vertreter der siegreichen Macht, der Überwinderin, der ... Stärkeren einem Führer der Besiegten, der ... Annektierten gegenüberzustehen ... aber es war zugleich grenzenlos ekelhaft, war moralischer Henkersdienst ...

„Ich habe soeben mit Seiner Exzellenz dem Herrn Generalgouverneur Rücksprache genommen, Herr Maire: er hat mir

versprochen, alles daranzusetzen, um ... in diesem äußersten Falle ... von dem Gerichtsherrn einen Aufschub der Vollstreckung zu erlangen ... damit Ihrem Sohne und Ihnen Zeit übrigbleibt ... die Gnade des Allerhöchsten Kriegsherrn anzuflehen."

Emile Küß hatte keinen Stolz mehr in diesem Augenblick. Nichts sprach in ihm als die Verzweiflung des Vaterherzens. Und die klammerte sich an das Rettungsseil, das sein Peiniger ihm hingeworfen ... Gnade ... das Wort allein drang in sein Innerstes und ließ ihn jäh aufschluchzen in bebender Hoffnung... Gnade — das also ... das gab's doch vielleicht ...

„Alles, was Sie wollen, mein Herr ... soll ich nach Belfort fahren? oder besser direkt nach Versailles? soll ich mich Ihrem König zu Füßen werfen? ich tu's, ich tu's für meinen Jungen, für meinen armen, mißhandelten, verblendeten Louis!"

In Otto Lehmanns Seele versank und verflog der letzte Rest von Siegergefühl vor dem tiefen Mitleid mit dem gequälten Menschen da vor ihm. „Herr Maire," sagte er mit der größten Wärme, „ich habe nicht den leisesten Zweifel, daß Seine Majestät einem Gnadengesuche, das Ihre und Ihres Sohnes Unterschrift trüge, ohne weiteres entsprechen und ... die äußerste Strafe erlassen und mindestens eine wesentlich mildere Ahndung festsetzen wird — mit Rücksicht auf Ihre großen Verdienste um den Ausgleich zwischen der Bevölkerung dieser Stadt und dem neuen Regiment. Also gehen Sie ruhig nach Hause, und warten Sie meine weiteren Mitteilungen ab. Ich garantiere Ihnen mit meiner Person: man wird Ihren Sohn nicht — es wird Ihrem Sohne ... nichts Entscheidendes geschehen, ehe Sie Gelegenheit gehabt haben, vor den Thron Seiner Majestät unsres Allerhöchsten Kriegsherrn zu treten."

Wankend, mit den Blicken eines Irren, erhob sich Emile Küß. „Ich ... habe nicht Kraft mehr zum Dank, mein Herr ... ich bin in Ihren Händen ... ich muß mich Ihrem Herzen anvertrauen."

„Grüßen Sie mir Ihr tapfres Töchterchen, Herr Maire! Sie hat viel für Sie getan — vieles allein getragen, um Ihnen Qual und Sorge zu ersparen. Üben Sie nun Vergeltung ... und verschweigen Sie der jungen Dame unsre heutige Unterredung ..."

„Davon dürfen Sie überzeugt sein!" sagte Herr Küß und richtete sich ein wenig auf. „Es ist genug, daß mein altes Herz diese Überlast des Grames trägt ... was ich ihrer Jugend fernhalten kann — an mir soll's nicht fehlen ..."

Er legte langsam seine eiskalte, bebende Hand in die ruhige, harte des Fremden, sah ihm einen Moment fest ins Auge, als suche er auf dem Grunde seiner Seele irgend etwas zu lesen — einen Hintergedanken, ein unausgesprochenes Ziel ... Doch Otto Lehmann ertrug des alten Mannes durchbohrenden Blick ... und da schüttelte Herr Küß ihm mit beiden Händen, drei-, viermal — die Rechte. Es war, als wollte er noch etwas sagen ... doch dann richtete er die gebeugte Gestalt mit letzter Willenskraft empor ... und ging.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Als Emile Küß und Cécile vom Hochamt aus dem Münster zurückkamen, flog ihnen im Hausflur, die schwere braune Holztreppe hinab, ein junges, zierliches Mädchen entgegen.

„Cécile!"

„Philomène — du? ist's möglich, du hier?"

Die Cousinen umarmten sich, lachend und weinend.

„Ja, und ich auch!" klang's von droben in wuchtigem Baß. Und Onkel Jeans massive Gestalt in einem eleganten englischen Phantasieanzug schob sich bedächtig die Stiege hinunter. „Also heraus, Kinder, was ist's mit unserm Louis? Ich hab' sie nicht mehr halten können, die Kleine da ..."

Die Mülhäuserin barg heißglühend ihr tiefbrünettes Kindergesichtchen an Céciles Brust.

„Kommt in mein Zimmer," bat der Professor, „ihr sollt alles wissen ..."

Philomène schrie laut auf, als sie erfuhr, welch furchtbare Gefahr über ihres Vetters Haupte schwebte.

„Papa ... um Gottes willen helfen Sie, Papa ..."

„Ich, Kind? Wenn Onkel Emile machtlos ist?"

Der Professor berichtete über seine Aussprache mit dem preußischen Verwaltungsbeamten.

„Und du bringst es fertig, Bruder, noch hier in Straßburg sitzen zu bleiben, während nur ein paar Stunden Eisenbahn- und Wagenfahrt dich von dem Kerker deines Sohnes trennen — und von seinen Henkern?!"

„Ich habe meinen Posten — auf dem muß ich aushalten," erklärte Emile Küß fest. „In Zeiten wie diese müssen die Privatinteressen vor dem Dienst zurücktreten."

„Es scheint, du hast von den Preußen gelernt," sagte Jean ein wenig bitter. „So viel Selbstaufopferung grenzt an Barbarei — nimm mir's nicht übel ... Also komm, Philomène, mach dich fertig — mit dem nächsten Zuge fahren wir zwei nach Mülhausen zurück, ich bestelle telegraphisch den Schlitten an die Bahn, verlange gleichzeitig einen Güterwagen, um Gefährt und Gespann zu verfrachten; in Dannemarie, wo die Bahnverbindung endigt, laden wir aus und fahren gleich im Schlitten weiter nach Belfort."

„Nun, nun, nur ruhig Blut, Jean!" beschwichtigte der Professor. „Ihr könnt mit uns essen, der nächste Zug geht um halb vier ... Aber ich bin dir sehr, sehr dankbar, wenn du fahren willst ..."

Die kleine Philomène brachte kaum einen Bissen herunter. In allem eigenen Kummer mußte Cécile über den Jammer der Sechzehnjährigen lächeln: Sie war zu rührend und zu reizend in der naiven Unmittelbarkeit und Selbstverständlichkeit, mit der sie ihre kindliche Schwärmerei für den Vetter offenbarte!

Während der Mahlzeit fand der Professor doch die nötige Ruhe, seinen Bruder über die Lage in Mülhausen zu befragen. Jean Küß konnte berichten, daß die Zustände sich wenigstens nicht verschlimmert hätten. Die Staatsaufträge, welche der Generalgouverneur versprochen hätte, seien für einige Hauptzweige der Mülhäuser Industrie eingetroffen: Die Textilbranche habe größere Bestellungen in wollenen Decken und baumwollenen Unterzeugen für die Truppen bekommen, und das mächtige Eisengießereiwerk, die Société Alsacienne des Constructions Mécaniques, habe einen Posten Lokomotiven für die künftige Verwaltung der elsässischen und lothringischen Eisenbahnen in Auftrag genommen ...

„So zwingt uns die Not, Bruder, unser eigenes Todesurteil mit zu unterzeichnen ... Aber wer weiß ... vielleicht haben sie sich doch noch verrechnet, unsere Zwingherren ..." setzte er leiser hinzu. „Kann ich dich nach Tisch noch einen Moment in deinem Konsultationszimmer unter vier Augen sprechen, Bru-

der? Ich habe dir Neues zu erzählen, was dir Freude machen wird ..."

— Die Herren waren allein. „Also höre, Emile: Ich habe über die Schweiz folgendes in Erfahrung gebracht: Vor einer Woche etwa ist Gambetta in Bourges mit dem General Bourbaki zusammengetroffen und hat mit ihm einen neuen Plan verabredet — einen Plan, so unerhört kühn und genial, daß er ... vielleicht rettend werden kann. Der General soll, anstatt wiederum von Süden aus gegen die Belagerungsarmee um Paris vorzustoßen, die ganze Hauptmacht der Deutschen mit 150000 Mann und 400 Geschützen nach Südosten umgehen ... hier steht ihm nichts als das schwache Korps des Generals Werder gegenüber — das soll er über den Haufen rennen, Belfort entsetzen und in unaufhaltsamem Vordringen über Mülhausen das Elsaß durchqueren, Straßburg befreien und den Krieg in den völlig ungeschützten Süden Deutschlands hinübertragen ... Was sagst du, Bruder?!"

Der Professor saß einen Augenblick sprachlos. „Himmel, mein Alter ... das ist so ungeheuerlich kühn und ... erhaben ... das ist ein Gedanke, des großen Napoleon würdig ..."

„Ja — ich habe das gleiche Gefühl ... hier zum erstenmal in diesem ganzen Kriege meine ich auf unserer Seite nicht nur Herz zu spüren ... daran hat's, weiß der Himmel, nie gefehlt ... sondern Kopf und Faust ..."

„Kopf — unzweifelhaft," meinte der Arzt. „Ob auch Faust? das kann nur die Ausführung lehren ... Bourbaki? ein guter Name, ein Mann von hundertfach bewährter Tatkraft ... aber kein junger Mann mehr —"

„Die Deutschen werden von lauter Greisen geführt ..."

„Da hast du recht ... aber französische Nerven verbrauchen sich schneller als deutsche ... doch ... hoffen wir ... Freilich, wenn ich bedenke, was das alles für unser schwergeprüftes Elsaß bedeutet ... für Straßburg ... überleg' doch, Jean: alles finge noch einmal von vorne an ..."

„Es kann unsere nationale Rettung bedeuten ... es kann uns unser schon halb verlorenes Vaterland wieder schenken — dafür ist kein Preis zu hoch!" sagte der Großindustrielle fest. „Und das ist auch die Stimmung, die unser Volk beherrscht. Seit Gambetta die Massenerhebung proklamiert hat, sind täglich

Hunderte waffenfähiger Männer aus dem Sundgau bei Basel über die schweizerische Grenze gegangen. In Basel haben sie vom französischen Gesandten Fahrschein und Geld zur Weiterbeförderung nach Lyon und Genf bekommen ... bis wir die preußische Besatzung bekommen haben, hat sich das alles in Mülhausen selber abgewickelt. Später ist die Sache dann von Basel aus betrieben worden und dauert noch immer fort."

„Ihr habt gut reden, ihr im Oberelsaß — ihr habt noch nichts durchgemacht ... wir aber ... ich selber ... sieh mich doch an!"

„Mach Schluß, alter Junge, mach Schluß! Leg' die Mairie nieder — kein Mensch wird dir's verargen — jeder deiner Kollegen, ach was, jeder Mensch, der zwei Augen im Kopfe hat, wird dir's bescheinigen, daß du dich bis über den Rand deiner Kräfte geopfert hast ... packt auf, heute noch, und kommt mit uns nach Mülhausen! Meine Antoinette pflegt dich gesund, und daß die kleine Philomène da draußen nur dafür leben wird, dich zu verwöhnen — na, du brauchst ihr ja nur in die Augen zu sehen! Erhalte dich uns allen — erhalte dich für das Glück deiner Kinder!"

„Ich kann nicht, Jean. Ich kann nicht. Nenn's Verrücktheit, nenn's Raserei — ich kann nicht. Fürs Vaterland sterben — dazu war ich zu alt, als es losging. Für meine Vaterstadt sterben — wenn's sein muß, ich bin dazu bereit ..."

Stumm umarmte der Mülhäuser den Bruder.

Du Held, dachte er, du Elsässer, du Franzose du, würdig, wie keiner, dich so zu nennen ...

„Also genug von diesem Thema!" sagte der Arzt. „Nun erzähl mir noch weiter von unserer neuen Hoffnung: weißt du Genaueres?"

„Einiges wenige immerhin. Bourbaki ist im Begriff, drei Armeekorps in Besançon zu konzentrieren. Dort wird von Lyon her ein viertes, im Süden neugebildetes zu ihm stoßen ... Die Truppenbewegungen, die Eisenbahntransporte sind schon seit einer Woche im Gange ... Wenn der Winter sich nicht gar zu hart anläßt, kann er in zwei bis drei Tagen vor Belfort stehen ..."

„Es ist nicht vorzustellen, Jean ... ach, und hoffen wir nicht zu früh ... die Enttäuschung würde furchtbar sein ..."

Der Mülhäuser zog die Uhr. „Es wird Zeit für uns, Emile ... heut abend sind wir bei deinem Jungen ..."

„Wie? du willst ... das Kind mitnehmen?"

„Glaubst du, daß ich gefragt werde? Sie würde sich an das Wagengestell hängen ..."

„Ach, Jean ... zu sehen wirst du ihn ja schwerlich bekommen ... Wenn's dennoch glücken sollte — dann grüß' ihn mir, meinen Jungen ... und sag' ihm ... sag' ihm ... was auch immer kommen möge — sein Vater ... sei stolz auf ihn!"

*

XV.

Um halb vier waren Jean Küß und seine Philomène von Straßburg abgefahren. Als sie kurz vor sechs am Bahnhof in Mülhausen ankamen, erwartete Madame Antoinette Küß, in Pelz und Seide knisternd, mit ihren drei Jungen und dem Nesthäkchen Valentine den Papa am Bahnhof.

„Ist der Schlitten da, Mama? Philomène und ich, wir müssen gleich weiter nach Belfort."

„Nach Belfort? Sind Sie von Sinnen, Jean? Sie wollen in die feindlichen Kanonen hinein?"

„Kein Moment zu verlieren ... in zehn Minuten geht der Zug nach Dannemarie ..."

Der preußische Bahnhofsvorsteher in seiner roten Dienstmütze trat höflich salutierend an den allbekannten Fabrikherrn heran und meldete, der Eisenbahnwagen für das Fuhrwerk stehe bereit — ob Herr Küß die Verladung des Schlittens und der Rappen befehle? Der Vorsteher war nun schon zwei Monate im Elsaß und hatte bereits herausbekommen, daß nach Landesbrauch der Wunsch eines „Notabeln" so gut wie ein Befehl sei. Und er war bemüht, „sich zu assimilieren" ...

„Selbstverständlich, Inspecteur, verladen Sie, verladen Sie..."

Mit strammem Salut, wie vor einem Vorgesetzten, entfernte sich der Beamte, und Herr Küß hatte ein verächtliches Lächeln auf den Lippen. Diese verhungerten Preußen, so großschnäuzig sie sich haben konnten — vor dem Reichtum und dem Einfluß katzbuckelten sie eben auch ... ihren Kasernenhofton ließen sie nur an den gens médiocres aus ...

„Nun bitte ich mir aber endlich Aufklärung aus, mein lieber

Jean ..." Madame, eine temperamentvolle Südfranzösin aus Lyon, konnte sehr energisch werden.

„Philomène mag Ihnen erzählen, teuerste Antoinette ... ich muß Billetts besorgen und das Verladen des Gefährts beaufsichtigen ..."

Und weg war er. In tiefster Entrüstung interpellierte Mama ihre Älteste, und dem Weinen nicht fern, mußte Philomène ihren Gram und Kummer um den geliebten Vetter berichten.

„Und nun will Papa Hals über Kopf bei Nacht und Nebel ins feindliche Lager, und dich Gelbschnabel will er womöglich gar mitnehmen?"

Mit stummem, schmerzentstelltem Gesichtchen nickte die Kleine Bejahung.

„Das kommt davon, wenn man solche Kindereien begünstigt!" zürnte Mama. „Mag dein Papa immerhin Kopf und Kragen riskieren — du bleibst hier!"

Da warf sich Philomène mitten auf dem Bahnsteig der gestrengen Mutter zu Füßen. „Machen Sie mit mir, was Sie wollen, Mama — aber das dürfen Sie mir nicht antun ... liebste, beste Mama, wenn Sie mich je geliebt haben — lassen Sie mich mit!" Sie wühlte ihr glühendes Gesicht tief in den kostbaren Pelz der Mutter hinein und schluchzte herzbrechend auf.

— Und als fünf Minuten später der Zug anzog, saß sie richtig neben Papa in der ersten Klasse und fiel ihm jubelnd um den Hals:

„Ach, bester, liebster Papa — nun hab' ich keine Sorge mehr um ihn — Sie sind da — Sie werden ihn mir retten!"

— Die Eisenbahn war nur bis Dannemarie in Betrieb. Der Viadukt, der zwischen diesem Dorfe und dem benachbarten Valdieu ein Bachtal überschritt, war gesprengt und hatte noch nicht wieder hergestellt werden können. So blieb nichts übrig, als die 32 Kilometer bis Belfort im Schlitten zurückzulegen.

„Eigentlich doch ein wahnsinniger Plan, Kind ... wir sind kurz nach sieben in Dannemarie, haben dann noch vier Stunden Wagenfahrt und kommen nach elf vor Belfort an ... ich habe keine Ahnung, was dann werden wird — wo das Hauptquartier ist ... und wie man uns überhaupt aufnehmen wird ... Jedenfalls wird alles schlafen, wenn wir kommen ..."

„Ach bitte, bitte, seien Sie still, Papa ... wären wir morgen

früh abgefahren, hätten wir den ganzen Vormittag verloren ... und es geht doch ums Leben, Papa ..."

„Morgen ist doch noch Feiertag, Kind — die Preußen werden doch am Feiertag kein Kriegsgericht abhalten ..."

„Papa, diese Ketzer ... sie sind zu allem fähig ... hören Sie nicht — sie schießen sogar am heiligen Weihnachtstage ..."

In der Tat ... durch die geschlossenen Coupéfenster klangen nun, vom Westwind herübergetragen, die ersten dumpfen Schläge des langsam weitergrollenden Bombardements herüber.

Jean Küß sann im stillen darüber nach, wie lange es noch dauern könne, bis die Armee Bourbakis aus dem Vogesenloch herausquellen und dem Unfug da hinten ein Ende machen würde ... Und im stillen mußte er seinem Kinde recht geben. Schon seit dem zwanzigsten waren die Truppenbewegungen von Bourges ostwärts im Gang ... Die Beförderung mußte wohl im Schneckentempo vor sich gehen, sonst hätte man in dieser Zeit über den Rhein sein müssen ... Und vielleicht waren die Kavallerien der Vorhut schon im Anmarsch auf Belfort ... Vielleicht hatten die Preußen schon Wind von der Unternehmung ... und ob sie angesichts einer nahen Katastrophe mit dem Leben zweier jungen Franktireurs noch lange fackeln würden ... das war immerhin ernstlich zu bezweifeln. Und er hatte sich's in den Kopf gesetzt, den Neffen zu retten ... Das war er ihm schon schuldig, seinem kleinen Liebling da ...

— Das Ausladen in Dannemarie ging sehr flott vonstatten, dank der bequemen Rampe, welche die deutschen Pioniere für das Ausladen des Artilleriematerials gebaut hatten. Aber nun gab's ein ernstes Hindernis: der Bahnhofskommandant, ein badischer Landwehrhauptmann, erklärte, ein Zivilgefährt könne er in die Belagerungszone nicht hineinlassen. Nach langem Parlamentieren erklärte er sich bereit, gab aber zwei Mann Bedeckung mit, riesige Kerle in badischen Käppis, ungeschlachten schwarzen Kapuzenmänteln und das Bajonett auf dem Gewehr ... Der eine nahm neben François auf dem Bock Platz, der andere kam ... gräßlich! in den Schlitten selber auf den Rücksitz ... Da saß er stumm und regungslos, und man merkte seine Gegenwart nur an dem Glimmen der Zigarre, die Herr Küß ihm in den Mund gesteckt, und an den ungeheuren Rauchwolken, die er den Reisenden ins Gesicht qualmte.

Es wurde eine ganz erträgliche Fahrt. Die hart gefrorene Chaussee gestattete ein flottes Tempo. François hatte Pelze und Decken mitgebracht und seinen Herrn und das Fräulein warm eingepackt. Bald sank ein wohltätiger Halbschlummer auf die Reisenden nieder. Alles blieb still, auch das Bombardement war eingeschlafen, seit die Reisenden den Zug verlassen hatten.

Plötzlich schraken die Fahrenden unsanft aus ihrem Schlummer. Ein grimmiges: „Halt! Wer da!" war dem Gefährt entgegen geklungen.

François, ein Deutschschweizer, übernahm im Verein mit den badischen Begleitmannschaften die Verständigung. Man war bereits am Eingang von Foussemagne, einem Dorf an der Chaussee, noch fünf Kilometer von der Festung, und es war zehn Uhr nachts. Die Badener stiegen aus, der Unteroffizierposten gab einen Mann als Begleitung mit, und von den drei Bewaffneten eskortiert, glitt der Schlitten im Schritt ins Dorf bis vors Wachtlokal. Der wachthabende Unteroffizier erklärte, er müsse erst den Befehl des Ortskommandanten einholen. Zum Glück sei es Feiertag, und die Herren Offiziere würden wahrscheinlich noch im „Aigle d'Or" beim Wein zusammensitzen ... Richtig, im Dorfwirtshause glänzten die Fenster noch erhellt. Bald strömte ein Dutzend feindlicher Offiziere auf die Straße, erhitzt, rauchend, sehr verblüfft und amüsiert, als aus dem Deckenwust im Schlitten das feiste Gesicht eines kostbar bepelzten Zivilisten und eines — Himmeldonnerwetter nich noch mal! — sehr reizenden Backfischchens auftauchte ... Sofort wurden die Herren sehr höflich und nett ... aber der Ortsälteste, ein Oberst mit mächtigem grauen Vollbart, riet dringend, die Reise nicht fortzusetzen. Nach Bavilliers sei zur Nachtzeit erstens überhaupt nicht durchzukommen, zweitens halte er sich auch nicht für berechtigt, den Durchlaß zu gestatten ... die Herrschaften würden sich schon ins Hauptquartier des Kommandanten des Belagerungskorps, Exzellenz von Tresckow, bemühen müssen ... Dies befinde sich in Fontaine am Rhein-Rhone-Kanal — und das sei noch eine Fahrt von vier Kilometern auf vergletscherten Landwegen ... Monsieur und Mademoiselle möchten doch lieber aussteigen und den Herren bei der Vertilgung des Weihnachtspunsches behilflich sein — auch für Quartier werde Rat geschafft werden.

Herr Küß war geneigt zu kapitulieren — aber ein Blick in das vor verhaltenem Jammer zuckende Gesichtchen seiner kleinen Philomène machte ihn wankend.

In diesem Moment trat einer der Herren, der eben erst mit umgehängtem Mantel aus dem Gasthause getreten war und sich erstaunt bei seinen Kameraden nach den näheren Umständen des außergewöhnlichen Falles erkundigt hatte, dicht an den Schlitten heran — ein großer, schlanker, hochgewachsener Mann, dessen weißblondes Haar und struppiger Vollbart im Schein der Wirtshausfenster hell aufblinkten. Den linken Arm trug er in einer schwarzen Binde, mit der Rechten salutierte er sehr höflich an seiner Feldmütze.

„Verzeihung, Monsieur und Mademoiselle — ich weiß nicht, ob Sie, mein Herr, sich meiner noch entsinnen — ich habe den Vorzug gehabt, einige Wochen im Hause Ihres Herrn Bruders in Straßburg im Quartier zu liegen . . . Premierleutnant Eggermann . . ."

„Ah . . ." machte Jean Küß unverbindlich. Natürlich entsann er sich: aber es war nicht nötig, sich das anmerken zu lassen. Übrigens, wie war's denn abgelaufen? ach ja — man war mit der Einquartierung zufrieden gewesen.

„Herr Küß, ich würde glücklich sein, mich für die viele Güte, die ich im Hause ihres Herrn Bruders genossen habe, ein wenig erkenntlich zeigen zu dürfen. Und das glaube ich zu können, indem ich Ihnen den dringenden Rat gebe: nehmen Sie den Vorschlag an, den der Herr Oberst Ihnen gemacht hat. Bleiben Sie über Nacht hier. Sie haben mindestens noch eine Stunde einer entsetzlichen Fahrt vor sich — es ist sehr fraglich, ob in dem dicht belegten Fontaine, wo drei hohe Stäbe liegen, noch ein Winkelchen für Sie beide und auch nur ein offener Schuppen für Ihre Pferde aufzutreiben sein würde — ganz abgesehen davon, daß sie das ganze Kantonnement im tiefsten Schlafe vorfinden würden — Glücks genug für Sie, daß Sie hier noch hilfsbereite Menschen aufgefunden haben — lassen Sie sich diesen erfreulichen Zufall nicht entgehen! Und morgen früh werde ich mir ein Vergnügen daraus machen, mich von meinem Herrn Kommandeur beurlauben zu lassen und Ihren Führer zu spielen!"

Philomène flehte umsonst — Herr Küß sah ein: der Herr

hatte recht . . . Und nach zwei Minuten saßen die beiden Reisenden in der niederen Wirtsstube, zu Füßen eines mit Buntpapier festlich ausgezierten Weihnachtsbaumes, auf dem man schnell ein paar frische Lichter aufgesteckt und entzündet hatte, und inmitten einer Tafelrunde von einem Dutzend preußischer Offiziere bei wohltätig erwärmendem Punsch . . .

Die Situation war verblüffend. Und Jean Küß brauchte eine Weile, um ihrer Herr zu werden . . .

Um so geschwinder hatte sich die zierliche Philomène hineingefunden. Sie war der Mutter Ebendild, und neben der alemannischen Derbheit ihres Vaters stellte sie das Bild einer Vollblutfranzösin dar. Mit belustigender Neugier ließ sie ihre blitzblanken schwarzen Augen im Kreise dieser breitschultrigen, wangenbraunen, wetterharten, igelbärtigen Männer in ihren verschlissenen, geflickten Waffenröcken mit den vormals roten, jetzt schmutzigbraunen Kragen und Ärmelaufschlägen umherspazieren, amüsierte sich königlich über ihre krampfhaften Bestrebungen, ihre bereits stattlich angewachsenen Räusche zu bemeistern . . .

Taktvoll bezwangen die Herren ihre offenbare Neugierde nach dem Zweck und Ziel der abenteuerlichen Reise, welche diese unverhofften Weihnachtsgäste in ihren Kreis geschneit hatte. Aber Herr Küß war selber viel zu gespannt, die Meinungseiner Wirte über die Aussichten seines Unternehmens zu erfahren, als daß er sich hätte enthalten können, zu erzählen.

Zu seinem Schrecken bemerkte er, daß die Gesichter der Herren sich in Verlegenheit und Abwehr verdüsterten . . .

„Ah," sagte der Oberst, welcher der Zecherrunde präsidierte, und der wie alle ein stark deutsch akzentuiertes, aber flüssiges Französisch sprach . . . „das ist d i e Geschichte . . . Sie brauchen uns gar nicht weiter zu erzählen — wir sind bereits im Bilde . . . Ja, hören Sie mal, verehrter Herr, da hat Ihr junger leichtsinniger Strick von — Neffen, nicht wahr? sich allerdings in eine böse Sache hineingesetzt . . . Franktireur muß baumeln, wenn er erwischt wird — das ist seit langem feststehende Praxis."

Bei diesem Wort schrie die kleine Französin so heftig auf, daß alle Herren zusammenfuhren.

Jean Küß zog sein Kind an seine Brust:

„Sie bangt sich so um des Vetters Leben, meine arme kleine

Philomène — die zwei sind Spielkameraden von Jugend an ..."

„Ich bin untröstlich, Mademoiselle ..." sagte der Oberst betreten. „Ich bitte tausendmal um Entschuldigung ... ich hatte gar nicht bedacht, wie nahe Sie dem jungen ... Herrn verwandt sind ..."

Es sind doch Barbaren, dachte Jean Küß ...

„Beruhigen Sie sich, Mademoiselle", sagte Leutnant Eggermann. „Ich bin erst heute morgen aus dem Lazarett in La Chapelle entlassen worden, und der Oberstleutnant Maschke, mein Kommandeur, der mit mir zusammen Ihres Herrn Onkels Quartiergast war, liegt noch darinnen. Ich werde ihm morgen früh sofort telegraphisch berichten, und wir beide werden es an Fürsprache bei Exzellenz nicht fehlen lassen ... Immerhin — die Sache steht ernst, das werden Sie selber begreifen."

„Deswegen sind wir ja hier, meine Herren", sagte der Fabrikant. „Mein Bruder hat sich im Übermaß seines Pflichteifers nicht entschließen können, seinen Posten als Maire von Straßburg zu verlassen — so habe denn ich mich aufgemacht ... Es ist mir aber bekannt und dürfte auch Ihnen schon kundgeworden sein, daß auch Ihre Zivilverwaltung in Straßburg sich lebhaft für den Fall meines Neffen interessiert ... und den größten Wert darauf legen würde, den Sohn eines so hochverdienten Mannes vor dem Äußersten bewahrt zu sehen."

Die Herren schwiegen ... doch Jean Küß meinte ihre Gedanken von ihrer Stirn lesen zu können: Die Zivilverwaltung — was versteht die Zivilverwaltung von unserer militärischen Situation? Was hat sie sich in unsere kriegsgerichtliche Rechtsprechung hineinzumengen?

Es war diese latente Rivalität zwischen Militär- und Zivilbehörden, die Jean Küß schon mehrfach als eine Eigentümlichkeit der Eindringlinge beobachtet zu haben meinte ... Und sein Mut sank immer tiefer ...

„Verzeihen Sie meine Anmaßung, meine Herren ... ich sollte meinen, das deutsche Heer könnte nicht in Gefahr kommen, wenn man den Sohn einer elsässischen Patrizierfamilie, deren Haupt aufs eifrigste bestrebt ist, geordnete Zustände zwischen der einheimischen Bevölkerung und — Ihren Landsleuten, meine Herren, herbeizuführen ..."

„Gewiß, gewiß," sagte der Oberst, „aber ... die Gerechtigkeit? wo bleibt die Gerechtigkeit?"

„O meine Herren — wir sind im Kriege ... da sind die Grundsätze des Rechts doch wohl ausgeschaltet ... ich könnte Sie ja sonst auch fragen, mit welchem Rechte ... Verzeihung, mir liegt nichts ferner, als Sie kränken zu wollen, ich frage auch rein akademisch und halb im Scherz — mit welchem Rechte Sie hier sitzen — auf französischem Grund und Boden?"

Die Gesichter der Herren waren erstarrt.

„Aber Papa!" flüsterte das angstzitternde Mädchen dem Vater zu. „Schweigen Sie — ich flehe Sie an!"

Herr Eggermann fühlte sich als Schützer der Elsässer und sagte mit gezwungen leichtem Ton: „Ich finde es sehr interessant, meine Herren, einmal die Ansicht eines Altelsässers über die — bevorstehende Annexion zu hören. Nehmen wir diese Gelegenheit doch dankbar wahr!"

Die Gesichter der Offiziere verloren um ein weniges den gespannten Ausdruck. „In der Tat," meinte der Oberst, „das ist ein Gesichtspunkt, unter dem wir diese ... überraschende Wendung des Gesprächs vielleicht akzeptieren können. Zuvor aber empfehle ich einen Umtrunk ... Auf was wollen wir trinken?"

„Auf einen baldigen, für alle Teile ehrenhaften und ersprießlichen Frieden!" sagte Jean Küß sehr höflich. Und „Bravo! bravo!" scholl's ringsum, und die Gläser mit dem dampfenden Getränk klangen zusammen. Die Situation schien gerettet ...

„So, Fähnrich — frische Füllung!"

„Erlauben Sie mir, Mademoiselle Küß," sagte Herr Eggermann, „auf Ihre Hoffnungen zu trinken ..."

„O wie gut Sie sind, mein Herr ..."

„— und zugleich auf das Wohl der liebenswürdigen Schwester Ihres Schützlings — Ihrer Cousine Mademoiselle Cécile Küß ... Wie geht's ihr?"

„O ganz gut, mein Herr — ich habe sie heute mittag in Straßburg gesprochen ... sie hat mir sehr viel Schönes von Ihnen erzählt, Monsieur Eggermann ..."

Der Leutnant konnte es nicht hindern, daß ein tiefes Rot aus dem fahlen Gelb seiner Wangen in die schneeweiße Stirn stieg. Und die zierliche Philomène beobachtete das mit dem frühreifen weiblichen Instinkt ihrer Rasse ... wie sie am Mittag

schon in der Erzählung ihrer Cousine eine ... verwunderliche Wärme bei der Erwähnung des blonden Feindes und Hausgenossen von mehreren Wochen konstatiert hatte ...

„Sie haben mich gefragt, meine Herren," sagte Jean Küß sehr ruhig und verbindlich, „und ich will Ihnen meine Ansicht sagen mit einer Offenheit — die Sie als Männer und Soldaten zu schätzen wissen werden. Ihre Regierung hat uns schon vor Monaten kundgegeben, daß wir aufgehört haben — oder doch demnächst von Rechts wegen aufhören werden, Franzosen zu sein..."

„Das sind Sie ja nie gewesen, verehrter Herr!" rief ein blondbärtiger, reckenhafter bebrillter Offizier von der anderen Seite des runden Tisches herüber. „Man braucht Sie doch nur anzusehen, um zu wissen, daß Sie Alemanne, daß Sie Vollblut-Germane sind ..."

„Der Rasse nach werde ich das wohl sein," meinte der Großindustrielle, „und auch mein deutscher Name beweist das. Aber sehen Sie sich meine Tochter an — können Sie sich die als Deutsche vorstellen? Ihre Mutter ist Lyonerin ... und wenigstens bei diesem Kinde hat ihre Rasse durchgeschlagen. Und so ist's überall im Elsaß: die zwei Jahrhunderte inniger politischer Zusammengehörigkeit und wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Wechselwirkung haben ein enges Netz verwandtschaftlicher Beziehungen zwischen uns und unserem französischen Vaterlande gewoben, das viel stärker ist als unsere ursprüngliche Stammesverwandtschaft mit Ihnen ... Und dieses Netz kann kein Machtwort des Siegers, kein Staatsvertrag mit der erzwungenen Zustimmung des niedergeworfenen Landes zerreißen — ich setze dabei immer voraus, was ich nicht hoffe und nicht glauben kann, daß Frankreich sich zu einer solchen Zerstückelung, zu einer solchen Preisgabe dreier wertvoller Departements bereitfinden lassen sollte, solange noch ein französischer Schütze eine Kugel im Lauf hat ..."

„Ohne Ihren — — nationalen Gefühlen zu nahe treten zu wollen —" sagte der Oberst, „da überschätzen Sie doch wohl die Widerstandskraft Ihres — Ihres Vaterlandes ... Frankreich ist erledigt ... Seine Feldheere liegen am Boden ... und in dieser Stunde fallen die ersten deutschen Bomben in die Ville lumière ..."

Jean Küß erblaßte. „Also wirklich ... auch davor ..." schreckt

man nicht zurück, wollte er sagen, aber er bezwang sich. Und ein tröstlicher Gedanke schoß ihm durchs Hirn: Offenbar hatten diese guten Leute keine Ahnung von dem furchtbaren Verhängnis, das sich — ebenfalls in dieser Nachtstunde — gegen ihr behagliches Belagerungsidyll heranwälzte ...

„Ja, ja, die Sache geht ihrem Ende zu!" sagte der bebrillte blondbärtige Recke. „Sie werden gut tun, sich langsam auf einen — Wechsel Ihrer Nationalität einzustellen — sich damit abzufinden, daß Ihr Vaterland in Zukunft nicht mehr Frankreich, sondern Deutschland heißen wird."

„Deutschland?!" sagte der Fabrikant und richtete sich ein wenig auf. „Meine Herren — Sie können uns unser altes Vaterland nehmen — uns ein neues aufoktroyieren — das werden Sie niemals fertigbringen. Seien Sie gerecht, meine Herren, und versetzen Sie sich in unsere Lage! Ist denn das Vaterland etwas, das man aus- und anziehen kann, wechseln wie einen Rock oder ein Hemd? Oder ist es nicht ein Teil von uns selbst, wie Haut und Herz?! Könnten Sie sich vorstellen, man würde Sie zwingen, sich nicht mehr als Preußen, sondern — als Russen meinetwegen zu fühlen? Sie würden einfach nicht mittun ... Sie würden wissen, daß niemand, daß keine Macht der Erde Sie dazu zwingen kann!"

Die Offiziere saßen einen Augenblick stumm, unter dem Eindruck des Ernstes und der Leidenschaft dieser Worte. Dann sagte der Bebrillte: „Aber das ist ja ein ganz anderer Fall, der mit den Russen. Der Russe — ist Slawe, ist von uns durch Welten getrennt. Ihr Elsässer aber seid ja gar keine Franzosen, ihr bildet es euch bloß ein ... Ihr seid Germanen, und darum seid ihr Deutsche ..."

„Oho! und die Holländer, die Deutschschweizer, die Skandinavier? sind das keine Germanen? und sind das Deutsche? und fällt es denen ein, sich als Deutsche zu fühlen?"

„Schlimm genug, daß sie's nicht tun! Und ich bin gewiß, sie werden es eines Tages noch lernen! O ja, mein Herr — die Weltgeschichte fängt jetzt ganz von neuem an — das Germanentum ist erwacht, es beginnt sich zu sammeln! Allmutter Germania zieht a l l e ihre Kinder an ihr Herz! auch die entlaufenen, die widerwilligen! Mit euch Elsässern machen wir den Anfang — die andern kommen später dran!"

Es lag ein bardenhafter Glanz, eine prophetische Hoheit auf dem verwetterten, bärtigen Gesicht des Recken im verschlissenen Waffenrock.

„Sie vergessen, mein Herr, daß man zur Liebe niemanden zwingen kann! Sie können unser Elsaß, Sie können Lothringen mit Gewalt an das neue Reich angliedern, das Sie zu errichten im Begriff stehen ... diese geographische Germanisierung — man erzählt sich im Elsaß, sie sei in den Karten des Berliner Generalstabes mit einer grünen Linie schon seit Jahren eingezeichnet! — die können Sie mit der Waffe erzwingen, auf Grund erzwungener Friedensverträge staatsrechtlich durchführen ... unsere Gefühle, unsere Empfindungen stehen jenseits der Gewalt. Um uns zu Deutschen zu machen, dazu wäre vonnöten, daß wir selber Deutsche werden wollen — und ich sage Ihnen: Wir Elsässer, wir wollen nicht! Wir werden niemals wollen!"

„Nun, mein verehrter Herr," sagte der Oberst und strich nervös die Spitzen seines grauen Schnurrbarts in die Höhe, „dann bitte ich Sie überzeugt zu sein, daß Deutschland die Mittel in der Hand hat, Ihren Willen zu brechen!"

„Das kann keine Macht der Erde!" erklärte Jean Küß fest. „Ja, mein Kind," sagte er und streichelte zärtlich die weiche Hand, die Philomène angstvoll mahnend auf seinen Arm gelegt, „ich kann dir nicht helfen ... diese Herren haben mich gefragt, und ich muß antworten, wie ich empfinde. Ich habe viel zu viel Vertrauen zu der Gerechtigkeitsliebe und Ritterlichkeit dieser Herren, als daß ich fürchten sollte, sie möchten diese meine freimütigen Worte meinen unglücklichen, verführten Neffen im Kriegsgericht entgelten lassen ... Keine Macht der Erde, sage ich, kann mein Herz, mein Gefühl, meine Liebe, meine unwandelbare Treue von meinem Vaterlande Frankreich abwenden, dem meine Vorfahren und ich selber unsere Sitten und unsere Sprache, unsere Kultur, unsere soziale Stellung und unseren Reichtum verdanken. Wer das erzwingen will, den werden wir zurückweisen als einen brutalen Vergewaltiger, werden ihn hassen als unseren ewigen Feind, und wenn er zehnmal, nach dem Wortlaut unterzeichneter, versiegelter und ratifizierter Staatsverträge, unser Landsmann, unser Mitbürger ist!"

„Es ist zum Totlachen!" schrie der Blondbärtige und hieb mit

der geballten Faust auf den Tisch, daß die Punschgläser tanzten. „Da sitzt ein Herr in unserer Mitte, dem man um sechs Ecken herum den Deutschen ansieht — und spricht so steifnackig wie nur ein richtiger Schwob aus dem Schwarzwald drüben von unwandelbarer Treue zum Vaterland — und er meint nicht Deutschland — er meint Frankreich!! Ja wissen Sie denn gar nicht, mein Herr, daß Sie nicht nur wie ein Deutscher aussehen — daß Sie auch so reden, so denken, so fühlen wie ein Deutscher?! Nur daß dieser unselige Wahn in Ihnen drin steckt, den zwei Jahrhunderte welscher Knechtschaft Ihnen ins Blut geimpft haben! Und das schwöre ich Ihnen: Wir werden nicht ruhen und nicht rasten, bis dieser Wahn von euch weicht — bis die Binde von euren Augen fällt, die das welsche Wesen euch umgebunden hat! Denn wenn Sie und wir nicht eines Blutes — wenn wir nicht Brüder sind — dann ist alles, was Menschen von Geburt aus zum Zusammengehen und Zusammenwirken bestimmt — dann ist Familie, Blutsverwandtschaft, Stammesverwandtschaft — das alles ist dann Wahn und Trug! Dann gibt es keine geheimen, allwaltenden Mächte mehr in der Tiefe unserer Natur, im Untergrunde des Menschenlebens — dann entscheidet nur der Zufall, der uns zusammenwürfelt oder auseinanderjagt, der Zufall und — der Nutzen, der gemeine Alltagsvorteil! Dann mag's heißen: ubi bene, ibi patria — hier geht es mir gut, hier gehör' ich hin! Dann pfeif' ich auf das Mysterium, auf das Ideal — dann regiert der Profit die Welt!"

Leutnant Eggermann griff ein und sagte: „Meine Herren, ich habe das Gefühl: Diese unerwartet ernste Debatte, die in unser deutsches Weihnachtsfest hineingeplatzt ist wie eine Granate in einen bombensicheren Unterstand — die hat uns alle innig bewegt und wird noch lange in uns fortklingen. Und gewiß erfüllt uns alle das feierliche Gefühl, daß es die letzten und höchsten Fragen des Menschenlebens sind, die heute in unsern Seelen Sprache gewonnen haben — und wenn die Geister scheinbar unversöhnlich aufeinandergeprallt sind, dann liegt das nur daran, daß uns allen diese Fragen so heilig sind ... daß wir ihre scheinbare Unlösbarkeit als tragischen Konflikt so tief empfinden. Aber wir haben ein wenig vergessen, daß sich in unserer Mitte eine zwar noch jugendliche Dame, aber doch eben eine Dame befindet. Meine Herren — das ist für uns rauhe

Krieger ein so seltenes und beglückendes Ereignis, daß es undankbar wäre, wollten wir nicht in unseren Gesprächen darauf ein wenig Rücksicht nehmen. Ich bitte Sie, meine Herren, Ihre Gläser neu zu füllen und sie auf das Wohl von Mademoiselle — pardon, Mademoiselle, Ihren Vornamen weiß ich noch nicht — so, danke tausendmal! also auf das Wohl von Mademoiselle Philomène Küß zu leeren!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der zweite Feiertag, der „Stephanstag", schwebte still dahin über die wunderschöne Stadt. Die Kirchen waren zu jedem Gottesdienst bis zum Brechen gefüllt. Alle verlangten sie nach dem Troste der Religion — die Einheimischen wie die Eingewanderten, Freund und Feind. Und vom Lande war die Bauernschaft in hellen Scharen zur Stadt geströmt. Die Straßen strotzten von bunten und feierlichen Volkstrachten aus naher und ferner Umgegend. Was aber sich dem Auge des Fremden allbeherrschend aufdrängte, das war die „Schlupfkappe", das weltbekannte Hauptstück jener Tracht, die zwar nur in einem begrenzten Teile des Elsaß zu Hause war, doch so ins Auge fiel, daß sie seit Jahrhunderten ein Symbol des Elsässertums geworden war ... In zahllosen Exemplaren durchwimmelte dies stolze Gebäude aus hochgetürmten Seidenbandschleifen die alten Gassen, zu deren Architektur es so wunderbar paßte, wie von einem Meister hineinkomponiert ... Das Schwarz der Schleifen herrschte vor. In zwei verschiedenen Haupttypen war's vertreten: die Bänder reichten entweder bis zur Schulter oder bis zur Hüfte der Trägerin ... Helene Lehmann kannte längst die Bedeutung dieses Unterschiedes. Sie hatte mit Großmama, Vater und Geschwistern den Festtagsgottesdienst in der Thomaskirche besucht. Nun machte die Familie eine Studienpromenade durch die fast fröhlich belebten Straßen, und Helene kramte ihre Weisheit aus: die mit den schulterlangen Schleifen, das seien Protestantinnen, während die hüftlange Schleife das Kennzeichen katholischen Bekenntnisses sei. Wo aber gar bunte Bandschleifen auftauchten, weiße, rote, geblümte — da könne man schon von weitem mit Bestimmtheit die Katholikin erkennen ...

Auch sonst war Helene eine gute Führerin. Sie kannte die ganze Stadt bereits in- und auswendig, wußte von den Haupt-

gebäuden tausend interessante Dinge zu erzählen ... Aber auch keine Nebengasse war zu eng, zu finster, als daß Helene nicht doch darinnen irgendeine architektonische Sehenswürdigkeit entdeckt hätte — eine holzgeschnitzte Renaissance-Fassade, ein besonders ulkig in die Gasse überhängendes Obergeschoß, einen malerischen Durchblick, die kecke Überschneidung eines Torbogens ...

Als die Familie eben am Gutenbergplatz vor dem Hotel du Commerce stand, dem ehemaligen Rathause, dem mächtigsten profanen Denkmal von Straßburgs mittelalterlicher Bürgerherrlichkeit, und einem Vortrage des gelehrten Töchterleins lauschte — stolz lächelnd der Vater, kopfschüttelnd die Großmama, andachtsvoll die Jungens — da trat ein stattlicher Offizier mit wehendem grauem Schnurrbart auf die Gruppe zu.

„Ach, mein verehrter Herr Oberregierungsrat — endlich habe ich mal wieder die Freude, Ihnen zu begegnen — darf ich bitten, mich den werten Ihrigen bekannt zu machen?"

„Gestattest du, verehrte Mama — Herr General von Kageneck — meine Schwiegermutter Exzellenz Brennecke — meine Tochter Helene — und das sind meine Rekruten ..."

Der General schlug einen Festtagsschoppen in der Taverne vor — „— is zwar 'n Wackeslokal, und man kann eigentlich in Uniform nicht recht hingehen, aber es is nu mal 's nächste ..." und bald saß man vor einem Schoppen Bier inmitten einer dichten Menge Einheimischer, welche die „Schwowe" mit haßerfüllten und mißtrauischen Blicken betrachteten. Für einen Augenblick verstummte ringsum jedes Gespräch. Dann begann alles, wie auf Verabredung, mit einem Male mehr oder weniger elegant Französisch zu sprechen.

„Na, wie sieht's auf dem Kriegsschauplatz aus, Herr General?" fragte der Oberregierungsrat. „Unsereiner kommt vor lauter Aktenkram gar nicht dazu, sich zu informieren ..."

„Auch sozusagen Festtagsruhe, meine Herrschaften ... Gambettas Riesenarmeen sind auseinandergeprescht wie die Hammelherden ... nur da oben im Norden, bei Amiens, ist noch was im Gange: aber Goeben ist da, der wird schon fertig werden."

„Und Paris?"

„Hält noch immer fest ... kaum glaublich — hätte nie für

möglich gehalten, daß dies verrottete Sündenbabel so viel Mumm entwickeln würde ... Aber das geht nun auch seinem Ende zu: Moltke will endlich bumm bumm! machen!"

„Was? das Bombardement? Also wirklich, Herr General?"

„Faktum, meine Herrschaften! Hat wahrhaftig lange genug gedauert ... Na, und was das zu bedeuten hat — wir hier in Straßburg können uns davon 'n Jemälde machen, nicht wahr, Exzellenz?"

„Aber was noch viel wichtiger ist," sagte der Oberregierungsrat, „und da sitze ich nun näher an der Quelle und kann Ihnen Genauestes berichten: die Verhandlungen über die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches sind zum glücklichen Ende gediehen — und vielleicht schon zu Anfang des neuen Jahres wird unser alter herrlicher Preußenkönig Deutschlands Kaiser werden! Ja, Kinder, ich hab' euch bis jetzt noch nichts davon erzählt, und ihr braucht's auch noch nicht weiterzusagen: Bald gibt's ein neues Deutsches Reich — ein Kaiserreich!"

„Mein Himmel ..." sagte die Exzellenz, „und dann würde Berlin Reichshauptstadt?! und unser gutes bescheidenes Potsdam bekäme sein Teil mit von all dem Glanz?"

„Ganz zweifellos, Exzellenz!"

„Unfaßbar, Herr von Kageneck! Ach, daß mein Seliger das nicht mehr mit erlebt hat ... — stand so gut mit Herrn von Bismarck ... was hätte er alles noch werden können!"

„Ja, bald haben wir das Rennen gemacht!" sagte der General. „Dieser ekelhafte Kerl, der Gambetta, scheint erledigt — jetzt noch feste Eisen nach Paris hineingeschmissen — dann werden sie wohl genug haben, die Herrn Rotbuchsen! Und dann — dann fängt die Welt von vorne an — ganz von vorne!"

„Und — die da?" meinte Frau Brennecke und wies mit den Augen auf die Masse der Elsässer im Lokal. „Was wird mit denen da?"

„Na, die werden eben eingesackt!" lachte der alte Reitersmann. „Und dann wird germanisiert, aber feste! Hohe Zeit! Bande erlaubt sich die tollsten Frechheiten! Denken Sie nur, meine gnädigste Exzellenz: schon mehr als einmal ist's mir passiert, daß ich in Uniform über die Straße ging, und Damen — Damen, meine gnädigste Exzellenz! — die mir begegneten, sind vom Trottoir heruntergegangen und haben einen großen

Bogen um mich herum gemacht! Als ob meine roten Streifen abfärbten, hahaha! Da muß die Polizei eingreifen, verdammt nich noch mal! Na, das is ja dann Ihre Sache, mein verehrter Oberregierungsrat! Ich denke, ihr werdet bis jetzt ganz nett fertig mit der Gesellschaft?"

„Na, geschuftet haben wir wenigstens genügend!" lachte Herr Lehmann.

„Ja, das muß wahr sein, Herr General!" sagte Helene eifrig. „Sehen Sie ihn sich nur an, meinen armen Papa! Als er in Potsdam von uns Abschied nahm, hatte er kein graues Haar — und heute?" Und zärtlich fuhr das schlanke Mädchen dem Vater über das gelichtete und stark verblichene Haar.

„Ja, das Chaos beginnt sich zu klären!" fuhr Lehmann fort. „Wir haben die Landesteile, deren Annexion in Aussicht genommen ist, bereits ganz neu organisiert. Eigentlich sind es ja drei ganz getrennte Gebietsteile, die wir übernommen haben, und auch innerlich haben sie wenig miteinander gemein. Die Departements, ‚Haut-Rhin' wie die Franzosen das Oberelsaß getauft haben, und ‚Bas-Rhin' oder Unterelsaß haben wir vorläufig nur in Oberrhein und Niederrhein verdeutscht. Aus den Arrondissements Metz, Thionville, Saargemünd, Château-Salins und Saarburg haben wir ein drittes Departement ‚Mosel' gebildet. Diese drei Departements haben deutsche Präfekten, ihre Unterabteilungen, die Arrondissements, deutsche Unterpräfekten bekommen. Für jedes Departement ist ein Steuerdirektor bestellt und eine Departementshauptkasse errichtet worden. Die Erhebung der indirekten Steuern ist einem Steuerkommissar, die forstliche Aufsicht über die sehr wichtige Verwaltung der ungeheuren Vogesenwälder einem Forstkonservator übertragen worden. Hier in Straßburg hat die norddeutsche Bundespostverwaltung eine deutsche Oberpostdirektion errichtet und organisiert. Auch der Eisenbahnbetrieb wird nach und nach an die deutschen Verwaltungen angegliedert."

„Hören Se auf, hören Se auf, Oberregierungsrat!" Der General hielt sich die Ohren zu. „Mir brummt der Kopp! Das is zu viel für'n schlichten Soldaten!"

„Ja, und doch sind das nur ein paar große Grundzüge der Riesenarbeit, die unser Zivilkommissariat geleistet hat! Wenn ich aber erst versuchen wollte, Ihnen ein Bild dessen zu geben,

was das alles bedeutet an großzügig kraftvollen Leitgedanken und Generalvorschriften einerseits und an peinlich sorgfältiger, unermüdlicher Kleinarbeit andererseits — da würden Sie noch ganz anders schwindlig werden, Herr General! Tja, da muß man selber drin stecken in dem ganzen Ameisengekribbel! Ich kann Ihnen versichern, wir alle, die wir auf Befehl unserer vorgesetzten Behörden aus unserem heimischen Arbeitsfrieden herausgerissen und in diesen Augiasstall hier hineingesteckt worden sind — wir haben manchmal die Stunde unserer Geburt verflucht!"

„Ich glaub's", lachte der General. „Na, dafür muß es aber auch ein ganz wundervolles Gefühl sein, in diese niedergebrochenen Lande nach und nach die gewohnte preußische Ordnung einziehen zu sehen! Ja, die preußische Ordnung! Denn wenn auch Beamte aus allen verbündeten Staaten hier unten am Werke sind — die Leitung hat doch unser guter alter Preußengeist — der aus des Heiligen Römischen Reiches Streusandbüchse in zweihundert Jahren Deutschlands Vormacht geschaffen hat!"

„Was haben Sie eigentlich für einen Eindruck von der Stimmung der Bevölkerung, Herr von Kageneck?" fragte Frau Brennecke.

„Im ganzen, finde ich, kann man nicht klagen", sagte der General. „Se fühlen doch alle, daß Ordnung in die Bude kommt — daß gearbeitet wird ... Na, und das brauchen se schließlich für den Augenblick nötiger als alles andere, und das empfinden se auch als Wohltat. Wär's übrigens anders — der Deibel sollte se holen! Ne — das muß uns der Neid lassen: Wir schuften uns alle ab, um bloß den ganzen Apparat hier unten wieder zum Funktionieren zu bringen! Na, und er funktioniert ja auch! — Sagen Sie übrigens, Verehrtester, haben Sie mal von unserm alten Reisekameraden, dem Schulmeister, wie hieß er noch — richtig, Westernhagen, Bernhard Westernhagen — haben Sie von dem mal was gehört oder gesehen?"

„Ein bißchen", lächelte Lehmann. „Aber da müssen Sie meine Jungens fragen: die stehen unter seiner Fuchtel."

„Na, ihr Junkerlein, wie sieht's denn aus in eurer Gehirnkaserne?"

„Och," sagte Hans, der Quartaner, „soweit ganz ordentlich —

nur daß wir uns nich dürfen mit den Hiesigen hauen, das is schade."

„Hahaha! Also das dürft ihr nicht? Na ich sollte meinen, das wäre euer Glück — denn ihr seid doch gewiß in der Minderzahl?"

„Das schon," sagte Jung-Otto, „aber die Bande hat kein' Mumm ... was sagst du, Hans?"

„Ne," meinte Hans, „wenn se nich zehn gegen einen sind, denn ziehen se gleich Leine."

„Woher wißt ihr denn das, ihr Schlingels?" meinte der General. „Ich denke, ihr dürft nicht mit ihnen raufen?"

„Auf'm Schulhof tun wir's auch nich", meinte Otto treuherzig. „Aber auf'm Nachhauseweg, wenn's keiner sieht, da gibt's manchmal Keile, Herr General — au backe!"

Die Herren lachten. Großmama Exzellenz markierte sittliche Entrüstung und bange Sorge, aber vaterstolz sagte Otto Lehmann der Ältere: „Kann nichts helfen, Jung's, ihr müßt euch hier durchbeißen. Das wird aller Eingewanderten Los sein — noch auf Jahrzehnte, fürcht' ich."

„Ah bah!" machte der alte Soldat. „Wenn hier genügend mit der eisernen Faust dreingefahren wird, dann haben wir in sechs Monaten Ruhe und Ordnung wie in den altbrandenburgischen Provinzen."

„Ja, Herr General, wenn diese annektierten Lande preußisch würden, dann vielleicht ... aber ob die süddeutschen Staaten schon Assimilationskraft genug für diese Aufgabe besitzen?"

„Wieso — meinen Sie, die bekommen auch was mit von der Beute?"

„Ich — habe vorläufig noch keine Ahnung, wie man sich an höchster Stelle die Zukunft der einzuverleibenden Gebietsteile denkt. Vor allem wird Sorge zu tragen sein, daß aus der Siegesbeute nicht — ein Zankapfel werde."

„Ja, gewiß, Sie haben recht, Herr Oberregierungsrat — ich kann mir auch noch nicht recht vorstellen, was werden soll."

„Wenn ich mir eine ganz private Meinungsäußerung gestatten darf," sagte der Verwaltungsbeamte, „so würde ich folgende Lösung als ideal empfinden: Wir Preußen kriegen Lothringen mit Metz, Baden Unterelsaß mit Straßburg, Bayern ein Stück der an die Rheinpfalz angrenzenden Teile, die völkisch und wirtschaftlich ohnehin zu ihr gehören, und Württemberg bekommt

das Oberelsaß einschließlich Belfort und seinen alten Besitz Montbéliard, vormals Mömpelgard."

„Ausgeschlossen! ausgeschlossen!" rief der General lebhaft. „Na ja, so kann eben nur ein Zivilist sprechen — verzeihen Sie! Diese neuen Provinzen müssen zu einer einzigen riesigen Festung ausgebaut werden — als Grenzwall, als Glacis, als wehrhafte Mark des neuen Reiches gegen den alten Erbfeind da hinten! Wir haben ihn niedergeworfen — was wird er anders sinnen und trachten als Rache? Vergeltung? Nein, mein Teuerster — das alles muß in eine feste Hand, unter straffe militärische Verwaltung! Das muß, muß preußisch werden!"

„Das werden unsere süddeutschen Verbündeten niemals zulassen!"

„Nun, dann muß irgendeine andere Form gefunden werden, damit der ganze Kitt zusammenbleibt und in einer einzigen starken Faust. Na, in der Beziehung verlaß ich mich auf Bismarck. Ich hab' zwar manches gegen diesen ehemaligen Infanteriereserveleutnant, der sich heute ein Vergnügen daraus macht, als Reitergeneral frisiert herumzustolzieren ... aber von der Politik versteht er immerhin einiges, das muß der Neid ihm lassen ..."

*

XVI.

Es war eine wunderliche Fahrt, als am Morgen des zweiten Feiertages die Mülhäuser in Begleitung des blonden Landwehr-Premierleutnants gen Norden fuhren — auf kahler Bergeshöhe hoch über dem Tal des St. Nicolasbaches. Auf den schneebedeckten Hügeln lag die strahlende Wintersonne des zweiten Feiertages. Klar gezeichnet stiegen die ernsten Wipfel der Vogesen im Norden, des Jura im Süden ins leuchtende Blau. Aus allen Dörfern der Nähe und Ferne drang das Gebimmel der Kirchenglocken herüber, die zum Hochamt luden ... Und im Westen dröhnte, jetzt erschreckend laut, jetzt durch die Zwischenhöhen ein wenig gedämpft, der Hall der Beschießung herüber ... Der Feiertag existierte nicht für das grimmige Handwerk der Stürmer und der Verteidiger ... Einmal tauchte auch, zwischen bewaldeten Bergrücken, das malerische Bild der trutzigen Feste für einen kurzen Augenblick zur Linken auf — über ihr kreuzten sich die kühn geschwungenen Bahnen munterer kleiner Rauchwölkchen ... Und der Elsässer Herz zog sich zusammen bei der jähen und flüchtigen Vision dieses letzten Bollwerks des Elsaß, das noch ungebrochen ausharrte ...

Jean Küß war tief in Gedanken und schweigsam. Um so lebhafter plauderten die jungen Leute, und die kleine Schwarze empfand ein stolzes Vergnügen, die Befangenheit und das schlecht verhohlene Interesse des blonden Feindes zu beobachten, mit dem er ihre Erzählungen von ihrer Cousine verfolgte. Sie machte sich den grausamen Spaß, ihrem liebenswürdigen Führer in allen Tonarten von Herrn Adrien Delaroche vorzuschwärmen ...

Um elf Uhr glitt der Schlitten in das Dorf Fontaine hinein und hielt wenige Minuten später vor einem stattlichen Bauernhofe — dem Hauptquartier des Generalleutnants von Treskow, Kommandeurs des Belagerungskorps. Herr Eggermann bat die Herrschaften, ruhig im Schlitten sitzen zu bleiben: er werde die Verhandlung mit dem Kommandeur führen. Eine Viertelstunde Harrens inmitten neugieriger Dorfjugend und bunten militärischen Treibens. Ordonnanzen trabten heran auf dampfenden Gäulen, Offiziere kamen, geschäftig oder schlendernd, säbelklirrend. In langen, schwarzbemäntelten Zügen kamen Mannschaften vom Gottesdienst zurück, rissen auf Befehl ihrer Führer die Knochen mit strammem „Augen rechts!" zusammen, wenn sie an einem Offizier vorüber kamen ... Das waren den Mülhäusern seit dem Einrücken ihrer eigenen Besatzung vertraute Dinge, doch hier, im Feldlager, unterm fernen Dröhnen der Kanonade, bekam alles noch einen härteren Unterton von grimmigem Ernst und eiserner Folgerichtigkeit ... Ab und zu tauchte an den Fenstern des Oberstocks der Kopf eines Offiziers auf und spähte einen Moment neugierig prüfend auf das harrende Gefährt und seine Insassen herab ...

Endlich kam der Führer zurück. Sein Gesichtsausdruck war sehr ernst.

„Steht's schlimm?" fragte Jean Küß entsetzt.

„Nein — alles gut ..."

„Aber Sie sehen so erregt aus, Herr Eggermann?"

„Doch nicht wegen Ihrer Sache ... die läuft ganz nach Wunsch."

Hm — dachte Jean Küß — ob die Herren da drinnen heute schon Wind von Bourbakis Annäherung bekommen haben?! Zweifellos, das muß es sein ...

„Wenden Sie, Kutscher, aber nicht zurück nach Süden, sondern hinter dem letzten Hause rechtsum nach der Brücke! Ich dirigiere Sie dann weiter."

„Nun — was sagt Ihr Kommandeur?"

„Sie werden Ihren Neffen sehen, Herr Küß — ich habe die schriftliche Erlaubnis in der Tasche ..."

Sehr bewegt dankten die Mülhäuser, Philomène mit leisem Reuegefühl ... Aber man hatte ja noch Zeit, gut zu machen ... Er war so reizend, der Prussien ...

„Und — was wird werden?"

„Exzellenz war über die ganze Angelegenheit bereits aufs genaueste informiert. Schon vor Wochen ist von Straßburg ein Ersuchen des Generalgouvernements gekommen, das auf die Flucht Ihres Neffen aufmerksam gemacht hat. Und am Morgen nach ... nach der Festnahme des jungen Herrn ist ein Herr vom Gouvernement herübergekommen, hat den Kommandeur aufgesucht und auch Ihren Neffen gesprochen."

Jean Küß fühlte sich innerlich sehr befriedigt. Hm, sie wußten also doch, wer die Küß' waren ... sie wußten, welche Rücksicht die Behörden traditionsgemäß einer der ersten Familien der elsässischen Bourgeoisie schuldig waren ...

„Nun, und was sagt der Herr Kommandeur?"

„Er erklärt: Nach Kriegsbrauch sei der Kommandant des Kantonnements, gegen das sich das Attentat Ihres Neffen gerichtet habe, an sich berechtigt gewesen, die bei Ausführung ihres Anschlages ertappten Nichtsoldaten ohne weiteres zum Tode befördern zu lassen. Ein förmliches Feldgericht brauche in solchen Fällen überhaupt nicht stattzufinden. Daß man von diesem feststehenden Brauche im Falle der beiden Durchbrenner Abstand genommen habe, sei bereits ein großes Entgegenkommen gegenüber dem Wunsche des Generalgouvernements in Straßburg. Nun wird morgen früh das Feldgericht also tatsächlich stattfinden, und wenn Sie einverstanden sind — erkläre ich mich bereit, die Verteidigung Ihres Neffen und seines Gefährten zu übernehmen."

Jean Küß: „Sie überschütten uns mit Güte, Monsieur Eggermann ... ich kann Ihnen nicht mehr danken ..."

Philomène dankte nur mit den Augen ... aber das verstand sie.

„Das Urteil des Feldgerichts, wie es auch immer ausfallen möge, bedarf der Bestätigung des Kommandeurs des Belagerungskorps, also Seiner Exzellenz. Ein Rechtsmittel gegen ein im Felde ergangenes Urteil ist indessen nicht zulässig."

„Und — der Appell an die Gnade Ihres Königs?"

„— steht dem Verurteilten zu ... und Exzellenz hat bestimmt versprochen, daß Ihnen hierzu ... vor der etwaigen Vollstreckung ... eine ausreichende Frist gelassen werden wird."

„Herr Eggermann — ich verlange nichts mehr als dies. Ihre

Güte hat uns mehr erreichen lassen, als unsere kühnste Hoffnung uns träumen ließ ..."

Nun konnte Philomène nicht mehr anders: Sie nahm die starke Hand in dem schneeweißen, doch über und über gestopften und geflickten Wildlederhandschuh zwischen das feine pelzgefütterte Glacé, das ihre zierlichen Pfötchen überzog, und drückte sie, daß ihre Finger schmerzten.

Und weiter ging die Fahrt. Der Premierleutnant war im Anfang der Weiterfahrt sehr zerstreut — offenbar beschäftigt durch irgendeine Nachricht, die er beim Kommandeur erfahren hatte. Es muß die Sache mit Bourbaki sein, dachte Jean Küß immer wieder ...

Schließlich aber raffte Herr Eggermann sich zusammen, und man plauderte so vergnügt, als die Erregung der Herzen es irgend zuließ.

Auch Jean Küß wurde munter — die jungen Leute schließlich geradezu ausgelassen. Philomène fragte den Preußen, ob er schon oft verliebt gewesen.

„Mademoiselle, ich bin zweiunddreißig Jahre alt! Also können Sie sich wohl denken ... Na, Sie sind erst fünfzehn, nicht wahr?"

„O bitte, sechzehn!"

„Tausendmal pardon! Wenn ich Sie nun ein gleiches fragen wollte?"

„Dann müßte ich Ihnen antworten —" die Kleine machte plötzlich ein bitterernstes Gesicht: „ja — sogar schon zweimal ... erstens in meinen Vetter Louis —"

„Na, das hab' ich allerdings auch schon bemerkt!" lachte der Offizier. „Und zweitens?"

„Und zweitens in Sie, Monsieur Eggermann", sagte das Kind aus tiefster Seele.

„Ei der Tausend — sehr erfreut zu hören ..." sagte der lange Soldat und wurde rot wie ein Schulbub.

„So, nun ist's aber genug des Unsinns, Kinder!" lachte Papa Jean — „o pardon, Herr Eggermann!"

— Es war eine wundervolle Fahrt. Immer leuchtender entfaltete sich der sonnendurchgoldete Wintertag. In tiefem Frieden lagen die schneeverwehten Täler, die braun umwaldeten Höhen, über deren finstere Säume das reine Weiß der fernen Hochgipfel grüßte. Die kleineren Dörfer waren von Einquar-

tierung frei und zeigten das Bild feiertäglichen Friedens – in den größeren erging sich die Besatzung ... Die spärlichen Dorfschönen waren von dichten Gruppen bärtiger Schwarzmäntel umringt, die ihnen verzweifelt radebrechend hofierten ... Nur aus der Ferne grollten, allmählich sich nähernd, die dröhnenden Kanonenschläge, alle drei bis vier Minuten ein Schuß ... Die grausame Zerstörungsarbeit ging langsam, doch unerbittlich ihren Weg.

Erst um zwei Uhr nachmittags langte man in Bavilliers an. Der Schlitten fuhr dicht unter einem Gehölz vorbei, in dem eine deutsche Batterie stecken mußte ... denn mit einem Male ertönte darin ein Krach, daß das Mädchen laut aufschrie und sich entsetzt die Ohren zuhielt: zugleich stieg aus dem braunen Dickicht ein ungeheurer weißer Wolkenturm in die Höhe, der sich langsam zur Seite neigte und in Dunst auflöste.

„Ich vermute nach der Beschreibung," sagte der Führer, „daß dies die Batterie ist, auf die Ihr Neffe es abgesehen hatte ..."

Bald befahl Herr Eggermann dem Kutscher halt. Man befand sich vor dem Quartier des Ortskommandanten, Obersten von Berndorff. Die Herren, hieß es, seien im „Kasino" beim Mittagessen.

Auch hier vermittelte Herr Eggermann. Und wieder warteten die Mülhäuser auf offener Dorfstraße, von der Neugier der Bauern und Soldaten umringt ...

Endlich kam der Deutsche. „Kommen Sie, Herr Küß – wir dürfen zu ihm."

„Und ich –?" fragte Philomène, dem Weinen nahe.

Herr Eggermann zuckte die Achseln. „Der Oberst erlaubt's nicht ..."

– Vor einem Pferdestall in einer schmalen Seitengasse stand ein Posten mit aufgepflanztem Bajonett. Eggermann wies ihm einen Zettel und schloß auf. Der Stall war ausgeräumt. Im Halbdunkel schoß ein junger, breitschultriger, doch abgemagerter Gesell in die Höhe, in schmutzige Fetzen gekleidet, das Haar verwildert, das Kinn von braunem Flaum umwuchert ... die Hände mit einem Strick auf den Rücken geschnürt ...

„Louis!" Dem harten Mann schossen jählings die Tränen in die Augen.

„Onkel ... Jean ..." Der junge Mensch glotzte den Besucher an wie eine Vision.

Stumm stand der Offizier an der Tür, die er sachte geschlossen.

„Kind, Kind, was für Geschichten ..." Der Mann im Nerzpelz umschlang den strolchhaften Burschen, preßte ihn zwei-, dreimal stürmisch an die breite Brust, küßte ihn auf die beiden schmutzstarrenden Wangen.

Es war, als sei Louis in den drei Tagen Dunkelhaft wie erfroren und verblödet. Er schwieg, und seine Augen hatten den Ausdruck eines gequälten, verprügelten Tieres.

„Junge, nun sprich doch! Wie ergeht dir's? Hast du Wünsche? Fühlst du dich wohl? Kann ich irgend etwas für dich tun?"

Auf einmal brach der Junge los. „Ja — das können Sie! Gehen Sie fort! Gehen Sie fort und lassen Sie mich in Frieden, Onkel! Warum sind Sie gekommen? Ich gehöre nicht mehr zu euch — ich bin ein Franktireur, ihr dürft nichts mehr mit mir zu tun haben! Ich habe mich prügeln lassen müssen von den Fremden, nun mögen sie mich auch erschießen oder an den ersten besten Baum knüpfen — was liegt daran? Einer mehr oder weniger! Gehen Sie zu den Ihren, vergessen Sie, daß Sie einmal einen Neffen Louis gehabt haben!"

„Mein Kind, mein Kind!" rief der Fabrikant erschüttert und drückte den zähen, abgehagerten Körper des Neffen fester an sich, „verstock dich nicht in Trotz und Haß! Ich bin hier, dich zu retten — ich und dieser Herr da, der sich meiner in der aufopferndsten Weise angenommen hat, und der dich verteidigen wird vor dem Feldgericht! Alle Behörden sind deinetwegen in Bewegung, um eine Form zu finden, dich zu retten!"

„Ich will nicht gerettet werden!" knirschte Louis. „Ich mag nicht wieder zu euch! Wenn die Preußen mich nicht erschießen — zu euch komm' ich doch nicht zurück! Ich will nicht wieder unter die Fuchtel — will nicht mehr ein zahmer Schulbub sein in einer preußischen Gehirndressieranstalt! Als freier Elsässer will ich sterben! Und setzt ihr's durch, und lassen die Feinde da mich los — ich lauf' immer wieder fort, nach Frankreich, in die Legion ... aber einen Preußen macht ihr nie und nimmer aus mir!!"

„Louis, Louis, um Gottes willen, du bist krank, du bist nicht bei Sinnen!" Onkel Jean wischte sich den Schweiß von der Stirn. Er mußte an seine Jugend denken — so war sein Bruder

auch gewesen als Knabe, so phantastisch und pathetisch, so war er schließlich, wenn auch in milderen Formen, noch heut ... ein Idealist, ein Schwärmer mit seiner unvernünftigen Idee, sich zwischen den Deutschen und den Straßburgern zerreiben zu lassen — während er selber, Jean, sich bewußt war, niemals etwas Unvernünftiges getan ... immer nur das Praktische und Vorteilhafte im Auge gehabt zu haben ... „Denk' an dein Schwesterchen daheim, das sich die Augen ausweint um dich, das von einer Behörde zur anderen gelaufen ist, um dich zu retten — denk' an deinen armen Vater!"

„Ich habe keinen Vater mehr ... wer kein Vaterland hat, der hat auch keinen Vater ... sie haben mir alles genommen, die da —" und er rüttelte mit leidenschaftlicher Drohung, mühsam, an dem Strick, der seine Hände hinterm Kreuz zusammenschnürte ... „ein Stück Holz haben sie aus mir gemacht, auf dem man herumprügeln darf und herumtrampeln ..."

„Junge, Junge, das geht nicht, das kann nicht so weitergehen! Morgen früh stehst du vor deinen Richtern — vor dem Feldgericht — und daß du das überhaupt darfst, daß sie dich nicht einfach niedergeknallt haben wie einen tollen Hund, bei dem wahnsinnigen Streich, in den du dich hast hineinziehen lassen — das ist schon Glück und Großmut genug!"

„Ich will keine Großmut! Ich weiß, daß ich nach Kriegsrecht den Tod verdient hab'! Den Tod in Schimpf und Schande! Den sollen sie mir geben, den will ich haben — nichts weiter!"

Jean Küß war fassungslos. Eine geschäftliche Transaktion nach seinen Wünschen leiten — vernünftige, gescheite, scharfsichtige Männer beherrschen und ihnen seinen Willen aufzuzwingen — das war er gewohnt, darauf verstand er sich — den Ausbrüchen des Gefühls, des Temperaments gegenüber war er ohnmächtig — nicht nur bei Madame Antoinette ...

Leutnant Eggermann, der bisher ruhig und mit tiefer Bewegung an der Tür gelauscht hatte, trat auf Céciles Bruder zu und sagte: „Mein junger Feind, erlauben Sie mir ein paar Worte! Schon vor drei Tagen hat ein Herr aus Straßburg Sie aufgesucht, und aus seinem Munde müssen Sie wissen, daß die deutschen Behörden sich aufs lebhafteste für Ihr Schicksal interessieren. Es geschieht das zu Ehren Ihres ausgezeichneten Vaters, zu Ehren des alten Mannes, der in diesen schweren Zeiten

mit einer Tapferkeit auf seinem Posten aushält, die vorbildlich für uns alle ist — und an der auch Sie, junger Mann, sich ein Muster nehmen könnten."

„Ah — jetzt versteh ich auf einmal eure zärtliche Sorge für mich!" lachte Louis grell auf. „Ihr traut euch nicht, mich niederzuschießen, weil euch das Unbequemlichkeiten bei meinen Landsleuten machen könnte! Und da soll ich hübsch brav sein, damit ihr einen Vorwand findet, mich laufen zu lassen? Nein, ihr Herren, da habt ihr falsch gerechnet. Den Gefallen tu ich euch nicht!"

Herr Eggermann richtete sich ein wenig auf, trat dicht an den Gefangenen heran, stand in seiner ganzen schlanken Männlichkeit neben dem untersetzten Knaben. „So, Louis Küß, nun hören Sie das letzte Wort eines Mannes, der es gut mit Ihnen meint — nicht Ihretwegen, denn Sie scheinen ein halsstarriger und verbohrter Trotzkopf zu sein — sondern Ihres verehrten Papas und Ihrer liebenswürdigen Schwester willen: Die verbündeten deutschen Staaten haben halb Straßburg in Trümmer geschossen — sind dabei — hören Sie's? — Belforts trotziges Haupt zu beugen, bombardieren in dieser Stunde Paris, das sich die Hauptstadt der Welt nennt — bilden Sie sich wirklich ein, daß der Tod eines größenwahnsinnigen Bürschchens, wie Sie eins zu sein scheinen, für den Weg unserer Waffen und unseres Willens mehr Bedeutung haben könnte als ein Federchen, das man in die Luft bläst?! Und wenn wir nach Monaten der Gewalt und des Waffenzwanges versuchen, uns der Milde und Versöhnung zuzuwenden, und wenn wir Ihnen die Ehre erweisen, bei Ihnen den Anfang machen zu wollen — wenn Sie da durch läppiges Aufbegehren und durch kindischen Trotz unsere gute Absicht vereiteln — so sollen Sie es wenigstens mit dem Bewußtsein tun, daß Sie nicht handeln wie ein Held, sondern wie ein unreifer Lümmel, dem nicht die Kugel oder der Strang gebühren, sondern der Stock! Und wer weiß, ob ich nicht als Ihr Verteidiger vor dem Feldgericht den Antrag stellen werde, Ihnen in Anbetracht Ihrer notorischen Unreife statt der Todesstrafe eine wohlgemessene Tracht Prügel zu verabreichen — und Sie dann laufen zu lassen, wohin Sie laufen mögen!!"

Das hatte gesessen. Schaum vor dem Munde, ducknackig stand Louis Küß — seine braunen Augen senkten sich vor den blauen

seines Bändigers – es sah aus, als hätte er die angedrohte Züchtigung bereits empfangen. Der Knabe hatte den Mann gefühlt.

„Was ... was wollen Sie denn eigentlich von mir?" keuchte er heiser.

Sprachlos, mit wankenden Knien hatte Onkel Jean den jähen Ausbruch dieses heiteren, fast zu liebenswürdigen und dienstbeflissenen Mannes mit angehört. Und eine erste dumpfe Ahnung stieg in ihm auf, als ob sich hier und rings um ihn herum ein Unabwendbares vollziehe – ein Naturereignis ... eine weltgeschichtliche Umlagerung ... das Grundgesetz alles Weltenlaufs: der Sieg des Stärkeren ...

„Ich will," sagte der Offizier, „daß Sie in sich gehen und einsehen, daß Sie sich in jugendlicher Unbesonnenheit, in einer krampfhaften Steigerung Ihres Ehrgefühls dazu haben hinreißen lassen, sich in eine Gesellschaft zu begeben, die Ihrer Herkunft, Ihres Namens, Ihrer Bildung unwürdig war. Daß Sie sich durch den Einfluß dieser schimpflichen Umgebung zur Beteiligung an einer Handlung haben bestimmen lassen, die alles andere war als eine Heldentat: vielmehr eine feige und gemeine Niedertracht, ein schmutziges und verächtliches Bubenstück ... Ich will, daß Sie dem großen Gott da droben danken lernen für die gnädige Fügung, daß wenigstens der Teil des abscheulichen Unternehmens, der in Ihre Hand gelegt war, gescheitert ist. Sie sollen sich aber klar machen, daß dieses Unternehmen um ein Haar vier deutschen Männern, Ihren ehrlichen und ritterlichen Feinden, braven Soldaten und fleißigen Familienvätern, das Leben gekostet hätte. Ich will, daß Sie vor Scham in die Erde sinken in dem Bewußtsein, daß diese Blutschuld Ihre junge Seele mit belastet. Wenn Sie sich das alles klar gemacht haben, dann werden Sie von selber die Haltung und die Worte finden, die Ihnen in Ihrer Situation morgen vor Ihren Richtern gebühren. Sie werden sich dann nicht in einer theatralischen und kindischen Heldenpose gefallen, sondern Ihrem Namen und Ihrer Erziehung Ehre machen als ein junger Mensch, der eine Unbesonnenheit und ihre furchtbar verhängnisvollen Folgen tapfer einsieht, ehrlich bereut und in Ergebung zu sühnen bereit ist. Das, mein armer junger Feind, das will ich von Ihnen."

Immer tiefer war des jungen Menschen Haupt auf die heftig

keuchende Brust gesunken. So seine Tat all des romantischen Glanzes entkleidet zu sehen, den seine erregte Phantasie ihr angelogen — dies war das wahre Gericht. Und tief, tief unter dem Wust von Phrasen und Verblendung, die sie verschüttet, regte sich Louis' Menschenseele: die schaute das Begangene in diesem Augenblick zum erstenmal in seiner hüllenlosen Niedrigkeit. Und das brach seinen Trotz und seinen Haß.

Aber reden konnte er nicht. Ein paar große Tränen rannen langsam über seine lederbraunen, flaumumsproßten Wangen und zogen durch den Schmutz der Verwilderung zwei helle Rinnen. Seine rücklingsgefesselten Hände konnten sie nicht wegwischen.

„Kommen Sie, Herr Küß!" sagte Leutnant Eggermann. „Ich glaube, es ist genug geredet. Wir können den jungen Mann nun der Auseinandersetzung mit seinem Gewissen überlassen. Guten Abend, mein Junge — auf Wiedersehen morgen früh vor dem Feldgericht!"

„Darf ich noch ein Wort mit meinem Neffen reden?" sagte Jean Küß mit einer seltsamen Hochachtung, ja fast Ergebenheit im Ton. Und als Herr Eggermann salutierend die Hand an den Mützenschirm gelegt, trat er ganz nahe an den Gefangenen heran:

„Louis ... Philomène wartet draußen — darf ich ihr einen Gruß bestellen?"

„Philom ..."

Das warf den stämmigen Burschen um. Sein Kinn sank wider die Brust, und plötzlich schüttelte ihn ein Schluchzen, das aus den unentweihten Tiefen seiner Knabenseele kam. Haltlos sank seine straffe Gestalt in den schmutzigen Lumpen an des Oheims breite Brust, und die heißen Tränen stürzten in Bächen über das glänzende Vlies des kostbaren Nerzpelzes.

Herr Eggermann war still vor die Türe getreten und wartete draußen auf den Fabrikanten. Der kam nach zwei Minuten, mit geröteten Augen, ganz still. Der Leutnant verschloß die Stallung, dankte mit kurzer Handbewegung für das Honneur des Postens, und beide Männer schritten stumm das schon umdämmerte Gäßchen entlang, der Dorfstraße zu.

„Herr Eggermann," sagte Jean Küß nach einigen Minuten des Schweigens, „meine Philomène hat Ihnen heute morgen eine Liebeserklärung gemacht — erlauben Sie mir, daß ich die meinige anschließe!"

XVII.

Seit der starke Schneefall der letzten Dezemberwoche die Stadt mit dicker, wattiger Decke überlagert hatte, war Helene Lehmann in einen wahren Schönheitsrausch versunken. Jede freie Stunde benutzte sie, um die Straßen zu durchschlendern und den tausendfachen neuen Zauber zu genießen, mit dem der Schnee die alte Stadt verwandelt hatte. Auf den Brücken hielt es sie oft ganze Viertelstunden lang fest. Dann stand sie wie gebannt, sah die schollentreibenden, braungrünen Fluten der Ill wider die festen Pfeiler drängen, schaute die zackigen Giebelfronten der Stadt entlang, als wolle sie jedes einzelne Haus in ihr Gedächtnis eingraben ... Das Schönste aber war der Blick auf die pompöse Fassade des gelben Rohanschlosses, dessen warmer Stein nun noch goldiger aufleuchtete neben dem grellen Weiß der Schneesäume, die seine feierlich prächtigen Linien nachzeichneten ... Und drüber lagerte sich der breite Rücken des Münsters, von dessen steilem First die Last des Schnees abgeglitten war ... Und vorn stieg das Massiv der Münstertürme empor, in seinem zarten Braunrot: jedes feinste Glied der Architektur trat nun schärfer hervor durch die weißen Tupfen, die der Schnee ihm aufgetuscht ... Und leicht wie im Traum schwang sich über das alles die spitzenzarte Turmpyramide, ein ätherleichtes Gewebe aus rosa und weißem Liniengekräusel bis droben zur nun längst wieder gerade gerichteten Kreuzblume ...

Was fragte die Entrückte nach dem Kampf der Völker und Herzen? Sie schaute ... und aus der Traumesheimlichkeit ihrer Kindertage rang sich sacht ein Wundersames los — ein Er-

wachen, ein Erahnen einer Bestimmung, noch dunkelgestaltig und namenlos, doch unsäglich beglückend.

Wie eine heimlich Verliebte umschloß sie diese Seligkeit. Ihr letztes Geheimnis konnte sie niemandem anvertrauen. Dem korrekten Vater, das ahnte sie, lag diese Welt des Schauens unendlich fern. Die Großmama —!? ach du lieber Himmel! Sie hätte die Hände gerungen, hätte ihr Enkelkind im Zigeunertum verkommen gesehen ... Und die Einzige, die das junge Herz verstanden, mindestens erfühlt hätte — die lag in der fernen Heimat unterm Kirchhofrasen ...

Als Helene nach solchem einsamen Schlenderglück am Abend des 27. Dezember heim kam, fand sie Vater und Großmutter nicht in der Wohnstube, und die verstörten Gesichter der Jungen ließen auf etwas Außergewöhnliches schließen. Sie klopfte an Papas Arbeitszimmer ...

„Herein! ach du bist's, Helene — na komm nur, bist groß genug, um unsere Sorgen zu teilen ..."

Papa und Großmama saßen an Vaters Sekretär über Karten gebückt. Helene setzte sich auf die Lehne des Schreibsessels und lauschte.

„Also Kind, die Sache ist die: Wir müssen uns auf die Möglichkeit eines verhängnisvollen Umschwunges einrichten! Eine große französische Armee, man spricht von hunderttausend Mann und mehr — soll von Besançon, eine Festung im Tale des Doubs — schau her! — auf Belfort — hier! — im Anmarsch sein. Nichts als das schwache Korps unseres Werder ist zur Verfügung, sie vom Vordringen ins Elsaß, nach Süddeutschland abzuhalten ..."

Noch sei das alles tiefes Geheimnis ... aber schon habe das Generalgouvernement allerhand Maßregeln angeordnet, die der Bevölkerung nicht lange verborgen bleiben könnten. An Wiederherstellung der Befestigungen sei natürlich nicht zu denken — man müsse sich für den schlimmsten Fall auf schleunige Abreise einrichten. Also Großmama und Helene möchten heute abend, wenn die Bärbel schlafen gegangen sei, unauffällig zu packen anfangen ...

Das war ein unsanftes Erwachen aus der Traumeswelt des Schauens ...

Erst spät kam Helene in die Kissen und lag dann noch lange

sinnend in ihrem winzigen Stübchen. Mußte das alles eigentlich sein? Was für ein Sinn lag darin, daß die Menschen sich diese herrliche Welt, dies unsäglich reiche Leben vergifteten und entweihten mit Mord und Graus und Gier?!

Doch — es mußte wohl so sein ... Es gab Unrecht in der Welt, und darum mußte es eine Sühne geben ...

Die Wirrnis, die diese Stadt zerklüftete — das war ein Zustand, der nicht dauern konnte. Noch sprach das Volk von Straßburg die Sprache der deutschen Gaue — wer von den Eingewanderten wußte das besser als sie, die sie mit diesen ehrlichen und warmblütigen Menschen so schnell heimisch und vertraut geworden war? mit den Hökerfrauen auf dem Gemüsemarkt und mit den Waschweibern drunten in diesen schnurrigen Waschschiffen auf der Ill — mit den blauäugigen, braunlockigen Kindern der Bürgersleute und mit den derben Gerbergesellen in Klein-Frankreich? Das waren doch alles Deutsche — nicht anders als die Potsdamer! Süddeutsche, gut, ein etwas anderer Schlag — aber doch nie und nimmermehr — Franzosen! — Und die Bauersleute, die an Markttagen die Gassen überschwemmten und die gleiche trauliche Mundart schwätzten wie die Städter, nur noch etwas kräftiger und inniger ...

Aber da waren die anderen, die Feinen, die Gebildeten ... ihre Mitschülerinnen aus dem Enseignement ... die fühlten sich ganz als Französinnen, bildeten sich wunders wieviel ein auf die Pariser Toiletten, mit denen ihre Eltern sie behingen — merkwürdige Erziehungsgrundsätze! dachte die schlanke Potsdamerin, die in ihrem Herzen eine ganze kleine Athenerin, in ihrer Tracht und in ihren Lebensansprüchen aber eine richtige Spartanerin war ...

Das war ein Riß, eine Spaltung, ein Wirrwarr und eine Sinnwidrigkeit — die nicht von Dauer sein konnte ...

Und waren wir nicht in vollem Recht, daß wir sie uns wiedergeholt hatten, diese alte Stadt, in der die Steine von Deutschlands mittelalterlicher Herrlichkeit predigten und jubilierten?

Nein — es war alles recht, was geschehen war und wenn noch Hunderttausend kämen in Wehr und Waffen — Werder war da — er hatte Straßburg bezwungen, er würde auch mit diesem Bourbaki fertig werden ...

Held Werder! — das war Helenens letzter dämmernder Gedanke.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Professor und sein Mädchen hatten den ganzen zweiten Feiertag in einer Nervenfolter der Erwartung verlebt. Es mußte — mußte doch irgendein Telegramm von Bruder Jean kommen!

Es kam keins. Und wenn man sich die Sache ruhig überlegte, so gab es ja tausend Erklärungen — nun, die Wahrscheinlichkeit überwog eigentlich, daß man keine Nachricht bekommen könne, keine erwarten dürfe ... Wenn die beiden kühnen Ausflügler ihr Ziel erreicht haben — wenn sie wirklich in die Belagerungszone, in die unmittelbare Nachbarschaft des trotzig ausharrenden Felsennestes vorgedrungen waren — dann waren sie doch wahrscheinlich von jeder Berührung mit dem Telegraphennetz des Landes abgeschnitten ...

Schließlich war alles Grübeln zwecklos — Geduld das einzige, was übrigblieb.

Auch am Festtage verlangten Beruf und Amt die allmählich immer deutlicher versagenden Kräfte des Professors. Im Sprechzimmer drängte sich die Klientel, und von der Mairie kamen immerfort Anfragen und Papiere ...

Erst spät am Nachmittage gab es ein wenig Ruhe, und Herr Küß suchte diesen heute durchaus unerwünschten und unmöglichen Zustand zu überwinden, indem er sich selber Arbeit machte. Ein Stoß unerledigter Privatkorrespondenz war längst auf die Feiertage vertröstet worden, und mit Hilfe der getreuen Sekretärin Cécile nahm der Professor ihn gegen Abend bei Lampe und Zigarre in Angriff.

Beim Öffnen eines amtlichen, mit einer Siegelmarke verschlossenen Schriftstücks rief Papa Küß aus:

„Endlich, Cécile! endlich erinnert man sich unserer Ruinen im Faubourg!"

Es war ein Schreiben der Kommission zur Abschätzung der Bombardementschäden. Es war in deutscher Sprache abgefaßt, aber des Professors Kenntnisse im Deutschen hatten sich, wenigstens soweit es sich um Entzifferung amtlicher Urkunden handelte, im täglichen Verkehr mit den deutschen Behörden allmählich soweit gehoben, daß er den Inhalt der heutigen Zuschrift ohne allzu große Mühe enträtseln konnte.

„Hier wird ‚Herr Professor Doktor Küß‘ auf morgen früh zehn Uhr zu einer Verhandlung über den Wert seiner niedergelegten Häuser an Ort und Stelle eingeladen!“ erläuterte er seiner Tochter.

„Daß ich der Maire dieser Stadt bin, davon scheint die Kommission keine Ahnung zu haben ... Na, es wird nachgerade Zeit! Die Wiederherstellung der öffentlichen Gebäude hat man schleunigst in Angriff genommen, die Straßen hat man gesäubert und neu gepflastert — um die privaten Schäden hat man sich bisher verdammt wenig gekümmert.“

Cécile war dank den Herren Lehmann und Eggermann zur Zeit in einigermaßen deutschfreundlicher Stimmung. Begütigend sagte sie:

„Vergessen Sie nicht, Papa, es ist eine Riesenarbeit ... Hätten Sie von Ihrer amtlichen Eigenschaft auch noch zu Ihrem Vorteil Gebrauch gemacht, sich gemeldet und bevorzugte Erledigung Ihrer Sache beansprucht — alles wäre sicher längst geordnet! Das geht doch gewiß in irgendeiner Reihenfolge — die Tanten Eberle sind längst zu Protokoll vernommen worden!“

„Du weißt, Kind, das kann ich nicht. — Vorteile auf Grund meines Amtes fordern ... Und übrigens muß ich selber zugeben, ich habe die Häuserangelegenheit ganz aus den Augen verloren ...“

„Natürlich, Sie haben sich immerzu für die Allgemeinheit geopfert und an Ihr eigenes Interesse nicht gedacht ...“

„Ach Gott, Kind, die Sorge um unsern Jungen — ist das kein eigenes Interesse?“ —

Auch der Morgen des 27. brachte keine Spur einer Nachricht. Und tief bekümmert begab sich der Professor um die festgesetzte Stunde zum Faubourg des Pierres.

Es war in der Tat so, wie der Professor gesagt hatte: an allen öffentlichen Gebäuden wurde fieberhaft gearbeitet: so prangte das Palais de Justice schon wieder völlig im alten Glanze, und seine Übergabe an die Justizbehörden des neuen Regime stand in naher Aussicht. Aber die Ruinen der Privathäuser starrten, drei Monate nach Aufhebung der Belagerung, noch immer unberührt in die sonnenduftige Morgenluft, von der milden Hand des Winters mit zierlichen Garnituren weißen Spitzenwerks eingesäumt. Freilich, wenn man gerecht sein

wollte: noch war der Krieg ja gar nicht zu Ende ... im Gegenteil, er schien noch einmal ganz von vorn anfangen zu wollen... es war eigentlich kaum zu verlangen, daß die Deutschen schon Entschädigung an Private zahlten, bevor ... bevor die Annexion rechtswirksam geworden, durch die Friedensverträge besiegelt war ...

Als der Arzt sich der kläglichen Reihe kahler, fensterlos und rauchgeschwärzt aufragender Mauerfronten näherte, welche die Trümmer seines in dreißigjähriger treuer Berufsarbeit erworbenen Vermögens darstellten, sah er eine Gruppe von Herren um einen Photographen versammelt, der im Begriff schien, Aufnahmen der Fassaden zu machen. Er trat an die Herren heran und fragte, selbstverständlich auf französisch:

„Verzeihung, meine Herren — habe ich die Ehre, die Mitglieder der Abschätzungskommission vor meinem Eigentum zu begrüßen? Doktor Küß ist mein Name."

Die Herren zogen die Hüte. Einer von ihnen, es schien der Sprecher der Kommission zu sein, trat nachlässig vor, machte eine kurze ruckartige Bewegung mit dem Kopfe und schnarrte drei Silben, die offenbar seinen Namen darstellten und die der Arzt wie Ennemann oder Dennemann verstand. Es war ein feister Herr in einem hellkarierten dicken Winterpaletot, über dem er einen runden Pelzkragen lose umgelegt trug. Dieser Herr richtete in herablassendem Tone auf deutsch eine Frage an den Ankömmling.

„Verzeihung, mein Herr," sagte Küß sehr höflich auf französisch, „ich bin der deutschen Sprache leider nicht mächtig."

Der Herr im Pelzkragen auf deutsch:

„Ach was — Sie werden schon können, Sie wollen nur nicht."

„Ich verstehe Sie nicht, mein Herr."

„Ach was, Sie verstehen mich ganz gut. Man muß euch dickfellige Elsässer nur durchschauen — ihr seid eine ganz heuchlerische Gesellschaft."

Emile Küß verstand tatsächlich kein Wort von des Deutschen knarrender Rede. Was er aber sehr wohl verstand, das war die Haltung des Gelbkarierten, sein Ton von absichtlicher Geringschätzung, beleidigender Nichtachtung.

„Mein Herr," sagte er in ruhiger Abwehr, „ich weiß nicht, ob Sie Französisch verstehen. Trotzdem bleibt mir, bei meiner

vollkommenen Unkenntnis der deutschen Sprache, nichts anderes übrig, als Ihnen in meiner Muttersprache noch einmal zu versichern, daß ich Sie nicht verstehe. Ich bin zu einer amtlichen Verhandlung hierher geladen — wenn Sie der Beauftragte der Abschätzungskommission sind und ernsthaft die Absicht haben, mit mir zu konferieren, so muß ich Sie schon ersuchen, sich der französischen Sprache zu bedienen. Andernfalls wird mir nichts anderes übrigbleiben, als mich zu entfernen."

„Très bien! Très bien!" schnarrte der Beamte. „O ich kann auch französisch sprechen, wenn Sie absolut nicht anders wollen!" Sein Französisch war ganz geläufig, seine Aussprache die typische des Deutschen, der sich die fremde Sprache durch Selbstunterricht angeeignet hat. „Aber ist es nicht einfach ein Skandal? Da schindet man sich ab für diese Straßburger, um ihnen aus Gnade und Barmherzigkeit zum Ersatz des Schadens zu verhelfen, den sie sich durch ihre eigene Halsstarrigkeit eingebrockt haben."

„Aus Gnade und Barmherzigkeit, mein Herr?"

„Aber stark, mein Herr! Oder bilden Sie sich vielleicht ein, Sie hätten einen Rechtsanspruch? Na gegen wen vielleicht? Gegen uns? Hahaha! Doch wohl höchstens gegen Ihren Exkaiser, der die ganze Schweinerei angerichtet hat! Na und ob Sie von dem viel herausholen werden? Der sitzt auf Wilhelmshöhe und schlemmt auf unsere Rechnung! Und wenn ihn noch keiner zum Offenbarungseid vorgeladen hat, dann ist's nur, weil keiner von seinen zahllosen Gläubigern die Kosten riskiert!" Triumphierend sah er seine Umgebung an, und die Sekretäre spendeten pflichtschuldigst das eingeforderte beifällige Lachen über den glänzenden Humor des Vorgesetzten.

„Also, wenn wir uns überhaupt um euch bemühen, so ist das Gnade! Gnade und Barmherzigkeit! Für die ihr uns auf den Knien danken solltet! Und statt dessen zwingen einen die Herren, auf deutschem Boden französisch zu sprechen!"

„Auf deutschem Boden, mein Herr?"

„Allerdings, mein Herr! Zweifeln Sie daran?"

Herr Küß zuckte leicht die Achseln. „Wie wär's, mein Herr, wenn wir zur Sache kämen?"

Nach dieser Einleitung verliefen die Verhandlungen über den Wert der eingeäscherten Häuser in ähnlichem Stil. Der Pro-

fessor hatte, solcher Geschäfte kundig, seine Eigentumstitel mitgebracht und konnte von jedem der Häuser urkundlich nachweisen, wann und zu welchem Preise er es erworben. Aber von diesen Urkunden wollte Herr Ennemann, oder wie er hieß, nichts wissen.

„Was geht uns das an, was für Phantasiepreise Sie den Vorbesitzern Anno Tobak bezahlt haben? Wir schätzen den wirklichen Wert der Häuser ab, aus unserer eigenen Sachkenntnis heraus, und damit ist die Angelegenheit für uns erledigt!"

„Und mein Mietausfall? Wer bezahlt mir den?"

„Na, möchten Sie vielleicht auch noch ein kleines Extrahonorar dafür einheimsen, daß Sie uns freundlichst gestattet haben, Ihre Häuser als Zielscheibe zu benutzen? Bilden Sie sich überhaupt nur ja nicht ein, daß Sie nun ohne weiteres bar Geld zu sehen bekommen! Wir stellen den Zustand der Trümmerhaufen da fest, und dann dürfen Sie unsretwegen die zerschossenen Kästen wieder aufbauen!"

„Wie kann ich aufbauen, wenn Sie mir kein Geld anweisen?"

„Na dann lassen Sie's in Gottes Namen bleiben!"

— Aufgelöst in Grimm und Bitterkeit ging Emile Küß ins Amt. Warum habe ich dem Burschen nicht gesagt, daß ich der Maire von Straßburg bin? Er schien's nicht zu wissen — hätte sonst vielleicht doch andere Saiten aufgezogen ... Aber das bring' ich nun einmal nicht fertig ... Und es war ja auch ganz interessant, einmal eine erste Probe der Tonart zu erleben, in der man uns künftighin regieren zu wollen scheint ...

Schließlich fühlte sich der Professor durch den Ärger und den Schimpf, den ihm der Deutsche angetan, ordentlich erleichtert. Er hatte in den letzten Tagen soviel Entgegenkommen und Gefälligkeiten von deutscher Seite beanspruchen müssen und auch empfangen, daß er seinen Haß und Abscheu vor ihnen täglich mehr sich verflüchtigen gefühlt hatte. Nun war er wieder im Bilde. Das alles war nur Politik gewesen — nur Berechnung. Nicht dem Mitleide der Sieger hatte er das alles zu danken ... sondern seiner Stellung. Wie sie zu den anderen waren — die von drüben — das erfuhr er ja täglich und stündlich aus den Klagen seiner Mitbürger. Mochte es ein paar feine, noble Naturen geben unter den Eindringlingen — sie waren doch nun einmal die Feinde, die Vergewaltiger seines Vaterlandes, seiner

Heimat — und er durfte sie hassen mit dem ganzen ingrimmigen Haß eines guten Franzosen ...

Als er diesen Nachmittag nach Hause kam, reichte ihm Cécile ein Telegramm entgegen; es war aus einem Orte namens Fontaine datiert und lautete:

„Feldgericht verurteilte heute Ihren Sohn und dessen Kameraden zu einem Jahr Gefängnis. Milderung dieser Strafe im Gnadenwege nicht ausgeschlossen. Eggermann."

Vater und Tochter sahen sich einen Moment stumm an.

„Papa — warum sagen Sie denn gar nichts, Papa? Er ist ja doch gerettet — gerettet! unser Louis ..."

„Gerettet?" sagte der Vater langsam. „Ja, sein Leben ist gerettet ... aber es ist auch zerbrochen ... Gefängnis, Cécile! Ein Jahr Gefängnis! Und wenn er aus dem Gefängnis herauskommt — was dann?! Was soll dann aus ihm werden?"

„Aber die Gnade, Papa! Der König von Preußen wird barmherzig sein — Ihretwegen wird er ihm die Strafe erlassen oder mildern ..."

„Nein, Cécile ... nein! Ich werde nicht bitten ... und Louis erst recht nicht, wie ich ihn kenne. Sie sollen mit meinem armen Jungen machen, was sie verantworten können. Ich wehre mich nicht — aber ich bettle auch nicht mehr länger. Ich habe mich genug vor ihnen erniedrigt, um meines Sohnes Leben zu retten. Ich kann nicht mehr. Meine Knie, mein Nacken sind vom langen Betteln steif geworden. Ich will ihre Gnade nicht. Sie haben die Macht — sie mögen sie brauchen."

„Ich verstehe Sie nicht, Papa — was hat Ihre Stimmung so verändert?"

Und der Vater erzählte seinen Zusammenstoß mit diesem Herrn ... na, wie hieß er noch?

„Ich finde, Sie sind ungerecht, Papa. Ich versteh's ... Sie haben zu viel durchgemacht ... Aber ein einziger unanständiger Mensch ..."

„Ach nein, Cécile, das ist es nicht. Ich habe täglich die Klagen der Bevölkerung anzuhören ... Gewiß, man hat uns viele ausgezeichnete Beamte hergeschickt, die glänzend und selbstlos arbeiten. Aber je mehr die Einwanderung fortschreitet, je mehr die französischen und einheimischen Beamten verschwinden und

durch deutsche ersetzt werden, je mehr macht sich ein Zuzug minderwertiger Elemente bemerkbar ... Schließlich ist das ja auch zu erklären. Ein deutscher Beamter, der sich in seinen heimischen Verhältnissen wohl fühlt, bei seinen Vorgesetzten gut angeschrieben ist, durch angenehme gesellschaftliche und Familienbeziehungen mit der Heimat eng verwachsen ist, wird sich nicht so leicht freiwillig in die okkupierten Gebiete melden, wo ungewohnte Zustände, die Kriegsgefahr, eine ungemein erhöhte Arbeitslast und ein sehr schlechtes Verhältnis zur Bevölkerung auf ihn warten."

Cécile, die den Papa beim Mittagessen stets mit hingebungsvoller Sorgfalt bediente, schenkte ihm ein frisches Glas ein und sagte:

„Aber die deutschen Behörden werden doch ein Interesse daran haben, ihre tüchtigsten Beamten zu uns zu schicken, und werden sie dann einfach kommandieren und nicht lange fragen, ob's ihnen paßt."

„In der Theorie mag das zutreffen, Cécile", sagte der Professor, der mit nervöser Hast aß und trank. „In der Praxis liegt die Sache so, daß ein Vorgesetzter, der von seinem Ministerium beauftragt wird, einen besonders tüchtigen Beamten für unsere neue Verwaltung abzugeben, sich wohl hüten wird, gerade die Leute wegzuschicken, mit denen er besonders gut eingearbeitet ist. Es ist nur menschlich, daß er bei dieser erwünschten Gelegenheit diesen oder jenen Beamten wegzuloben sucht, der vielleicht sehr tüchtig sein mag, dessen Charakter aber zu wünschen übrig läßt, oder dessen Umgangsformen schwierig sind. Eine Versetzung nach Metz oder Straßburg wird heute in Deutschland vielleicht als eine Auszeichnung, ganz gewiß aber als eine sehr große Verdrießlichkeit und Unbequemlichkeit, als ein schwerer Schicksalsschlag empfunden. In dieser Stimmung kommt der Beamte hier an, findet sich vor tausend Schwierigkeiten, schon durch die sprachlichen Verhältnisse — dazu fühlt er die Verpflichtung, uns gegenüber den Vertreter des Siegervolkes, den Herrn und Eroberer herauszubeißen — darf man sich wundern, wenn sein Auftreten unsere Landsleute verletzt und brüskierten, vielleicht ohne jede böse Absicht auf seiner Seite?"

Die alte Joséphine brachte ein neues Telegramm: der Professor riß es auf, in jener zitternden Erregung, die in solchen

Zeiten als natürliche Reflexwirkung jeder Eilbotschaft sich einstellte. Auch diese Depesche stammte aus diesem Fontaine:

„Louis Leben gerettet ein Jahr Gefängnis heimkehre Mülhausen wo notwendig."

„Heimkehre Mülhausen wo notwendig?" meinte der Professor. „Das kann ich mir nur so erklären, daß man in Mülhausen jeden Augenblick mit dem Anmarsch Bourbakis rechnen zu müssen glaubt . . ."

„Bourbakis?!" fragte Cécile in höchster Verwunderung. Und nun lüftete der Vater vor seiner Vertrauten das Geheimnis der neuen Hoffnung, welche der Bruder ihm eröffnet . . .

„O Himmel, Papa . . . wenn das Wahrheit ist . . . dann dürfte ich ja fast glauben, Adrien . . . Adrien müßte mit bei diesem Heere sein, das da unten anrückt . . ."

„Das . . . liegt durchaus im Bereich der Möglichkeit . . ." meinte der Vater. „Wenn der Himmel uns deinen Verlobten bis heute erhalten hat, dann wüßte ich nicht, wo er sein sollte als bei der Armee Bourbakis . . . Der General hat ganz gewiß alle Streitkräfte um sich geschart, die zu Anfang Dezember nach dem Fall von Orléans gen Süden zurückgedrängt und zersplittert worden sind . . . Freilich — es könnte auch sein, daß er den schrecklichen Rückzug des Generals Chanzy nach Vendôme mitgemacht hätte. Dieser Teil der Loire-Armee soll sich bei Le Mans sammeln, weit westlich von Paris. Aber möglich wäre es natürlich, daß Adrien in diesem Augenblick zwischen dem Doubs und Belfort stände . . . und mein kleines Mädchen mag sich immerhin mit dieser angenehmen Vorstellung über die schweren Tage des Harrens zwischen Hoffnung und Furcht hinüberhelfen, die uns Armen wieder einmal bevorstehen . . ."

Sie kamen, die Tage des Harrens, und sie wurden lang, bitter und schauerlich. Ein Schneefall, wie er seit vielen Wintern nicht mehr erlebt worden war, überschüttete die Stadt mit knietiefen Massen kompakter, knirschender, hartkörniger Kristalle. Die Temperatur sank auf fünfzehn, bald auf zwanzig Grad. Ein dichter Nebel überlagerte die ganze Rheinebene. Schlimm . . . schlimm . . .

Aus Mülhausen kam ein ausführlicher Bericht des Onkels. Er schilderte die Folterqual des Harrens, die Vater und Tochter

in einer Bauernschenke des Ortes Bavilliers durchlitten, während das Feldgericht wenige Häuser weiter im Quartier des Ortskommandanten verhandelt habe. Endlich sei Herr Leutnant Eggermann mit der erlösenden Kunde gekommen. Er sei es auch gewesen, der Louis' Verteidigung vor dem Feldgericht geführt ... Und mehr noch: seinem Einflusse sei es zu danken, daß Louis, der sich vorher verstockt und verbissen gezeigt, vor seinen Richtern sich ebenso wie sein verwundeter Gefährte sehr verständig benommen und eine klare Erkenntnis der verbrecherischen Tat, an der er sich beteiligt, und eine reuige, dabei aber tapfere und würdige Haltung an den Tag gelegt habe ...

„Wir alle haben Veranlassung," hieß es am Schluß der Erzählung, „diesem ausgezeichneten und gütigen Manne unsern wärmsten Dank darzubringen. Nächst dem Eingreifen des Straßburger Generalgouvernements ist es Herrn Eggermann zu danken, daß Louis mit dem Leben davonkommt. Meine kleine Philomène ist so in den schlanken blonden Preußen vernarrt, daß ich für deinen Sohn ordentlich eifersüchtig auf ihn war. Sie hat ihm in meiner Gegenwart eine stürmische Liebeserklärung gemacht."

Am Schluß des Briefes berichtete Jean, Louis und sein Schicksalsgenosse würden demnächst bei Gelegenheit nach Deutschland abgeschoben, um ihre Strafe in einem deutschen Festungsgefängnis abzusitzen. Die Offiziere ließen dem Vater des Verurteilten anraten, sofort ein Gnadengesuch an den König von Preußen anzufertigen und an das Kommando des Belagerungskorps vor Belfort abzusenden, das sich seit dem 28. in Bouroche befinde. Die Richter des Feldgerichts sowohl als auch der Kommandeur, Generalleutnant von Treskow, hätten sich auf Grund des ausgezeichneten Eindrucks, den die jungen Leute gemacht hätten, bereit erklärt, das Gnadengesuch an ihren König zu unterstützen ... Bruder Emile möge sich nun auch mit dem Vater des jungen Mathieu Hickel in Verbindung setzen und diesen zur Unterzeichnung des Gnadengesuchs veranlassen. .

„Was die militärische Angelegenheit betrifft, von der ich dir erzählte, so hatte ich den Eindruck, daß die Offiziere, die ich sprach, von ihr bereits eine Ahnung hätten. In Mülhausen ist schon alles unterrichtet. Die Aufregung und Spannung ist un-

beschreiblich. Ich fürchte nur, daß der Winter, der plötzlich mit furchtbarer Strenge eingesetzt hat, ihre Ausführung stark beeinträchtigen wird."

„Papa — Sie werden es abschicken, nicht wahr, das Gnadengesuch? Ach, das ist ja selbstverständlich! und Sie haben das nur so dahergesagt ... im ersten Ärger über diesen — diesen frechen Kerl von neulich! Nicht wahr, Papa? Bedenken Sie, es ist für Ihren einzigen Sohn!"

— Papa hatte schon die Tür in der Hand. „Sofort, sofort, Cécile ... und Jean soll sich fertig machen, einen Schlitten besorgen und sofort nach Obernai hinausfahren zum alten Hickel ..."

Tief aufatmend befolgte Cécile des Vaters Befehle. Und dann war sie allein — und wieder fühlte sich ihr armes, vielgeprüftes junges Herz in tolle Wirbel hineingerissen. Es schien, der Name Eggermann — Hermann Eggermann solle immer wieder aufs neue sich in ihr Innerstes drängen. Ein ärgerlicher Neid, den sie selbst als kindisch verlachte, nagte an ihrer Seele: immer wieder mußte sie lesen, was Onkel Jean von der kleinen Philomène schrieb ... Die hatte ihn sehen, mit ihm zusammensein dürfen ... hatte ihm ... lächerlich! — Liebeserklärungen machen dürfen ... Und dann erschrak sie selber über diese heftigen Empfindungen, denen sie keinen Namen zu geben wußte — denn ... Eifersucht ... durfte man sie ja doch nicht nennen ... haha! auf ein — Kind, auf ein Püppchen war man doch nicht eifersüchtig ... und dann ... dazu hätte ja gehört, daß sie diesen Hermann Eggermann, den Preußen, den Feind — — Ach Unsinn!

Und wieder flüchtete sich das Mädchen in seiner Herzenswirrnis zum Bilde des Mannes, dem sie gehörte ... Ach ihr Heiligen alle — durfte denn so etwas sein?! Durften zwei Menschen, die sich einander zugelobt hatten — durften sie so lange, so endlos weit getrennt sein? Durfte so viel Grauen und Qual sich zwischen sie wälzen — Monate und aber Monate hindurch?!

Wenn es nun aber wahr wäre? Wenn er wirklich, da hinten in den weltverlorenen Einöden zwischen Doubs und Ognon, in Gegenden, von denen sie bisher niemals auch nur den Namen gehört — wenn er da herumschweifte an der Spitze seines Regiments?!

Und wenn sich nun die verzweifelte Hoffnung erfüllte, die sich täglich deutlicher entfaltete am nebelverhangenen Bilde der nächsten Zukunft — diese Hoffnung, die sich nachgerade ganz Straßburgs, die, schüchtern erst, dann immer bestimmter, sich aller Gespräche, aller Gedanken bemächtigte? Die man auf der Straße in den Gesichtern der Landeskinder leuchten sah, deren Gegenbild man in den Mienen der Unterdrücker als bange Sorge und beklommene Erwartung brüten sah?

Wenn sie sich erfüllte ... und wenn er dann eines Tages vor seiner Braut stände — als Sieger, als Befreier, als Held ...

Ach, wie sollte sie vor ihn treten, wie ihm in die Augen sehen? War sie denn noch die alte — war sie dieselbe noch, die er einst im Park von Versailles — die er hier, hier, in diesen vertrauten Räumen — ach, und gar ein paar Minuten lang, die man der unvermeidlichen chaperonnée tückisch abgelistet — in ein paar Minuten voll mühsam zurückgedämmter, ahnungsvoll schauerlich-süßer Zärtlichkeit gar in ihrem Mädchenkämmerchen in seinen Armen gehalten hatte? Das junge, anschmiegende, in seliger Hingebung zerfließende Kind vom Frühjahr?

Nein — das war sie längst nicht mehr ... Eine ganz, ganz andere war sie geworden im Sturm und Graus der erlebnisschweren Zeit, die sie seit seinem Besuch in Straßburg erlebt — ohne ihn, ganz fern von ihm, unerhörten Schicksalen hingegeben wie er ... Sie erkannte sich selbst nicht mehr wieder, wenn sie des lebensfremden, unerweckten Geschöpfchens gedachte, das sie damals gewesen war ...

Und weniger noch begriff sie sich selber, wie sie nun geworden war ... Wenn sie auf dem Bilde die regelmäßigen, schönheitsbewußten Züge des Mannes in Römerhelm und Roßhaarbusch ansah, von dessen küraßumpanzerter Schulter der weiße Mantel pompös niederfloß — dann fühlte sie ganz deutlich, daß immer noch der alte Schauer der Hingebung und schmachtenden Zärtlichkeit sie durchrieselte, der damals, wenn sie in seinen Armen lag, ihr ganzes Wesen aufgelöst hatte bis zum völligen Zerfließen und Vergehen ...

Und doch: ein Anderes lebte nun in ihr, ein Neues, dem sie keinen Namen wußte, das zu deuten sie eine geheime Angst empfand ... Ein Gefühl, das ihr als etwas Edleres, Höheres und Kostbareres erschien im Vergleich zu der fast nur physischen,

leiblichen Hingabe jenes ersten Glückstaumels ... Die unbewußte Achtung, die sie beim ersten Anblick jenes Mannes empfunden hatte, in dem sie nun — neben jenem würdigen und pflichteifrigen Beamten, dessen Hilfsbereitschaft sie so viel zu danken hatte — in dem sie nun den Retter ihres Bruders verehren mußte ... Hatte er so viel für Louis getan — es mußte wirklich viel, sehr viel gewesen sein, aus Onkel Jeans Zeilen, aus Philomènes „Liebeserklärungen" ging das deutlich genug hervor — hatte er das alles nur aus allgemeiner Menschenliebe, aus Mitleid für einen jungen, irregeleiteten fremden Knaben getan — oder —?! Ach, es war ja töricht und undankbar, so auch nur zu fragen ... Für sie hatte er's getan, um ihretwillen, immer, immer nur mit dem Gedanken an sie ...

Daß er, außer jenem knappen Telegramm, nichts von sich hören ließ — was wollte das besagen? Er wußte ja, daß die Familie des Verurteilten und selbst schon Begnadigten durch den Verwandten, der an Ort und Stelle gewesen, genau unterrichtet sein mußte ... Und diese noble Zurückhaltung entsprach so ganz seinem Wesen, allem, was sie an dem fremden Manne verehrte ...

Und du — du selber, Cécile?

Das wunderbar Seltsame, das Beirrende und Verstörende war da: Sie trug das Bild zweier Männer in der Seele ... und sie wußte nicht, wer ihr der Wertere sei ...

Es war eine Vorstellung von schauriger und doch geheimnisvoll erregender Macht: daß diese zwei Männer je einem der beiden verbissen miteinander ringenden Völker angehörten ... daß sie vielleicht, vielleicht gar nun nicht fern von Straßburg einander gegenüberstanden, ohne sich zu kennen, ohne einer vom andern zu wissen ...

Ja, Cécile hatte Momente, in denen sie die beiden zu sehen meinte, wie sie einander gegenübertraten zu persönlichem Ringen: An der Spitze seines Regiments ritt der eine, der Franzose, zur mörderischen Attacke gegen eine Front deutscher Infanterie, die des Ansturms harrte, Kolben an der Wange ... und in ihrer Mitte steht, hochaufgerichtet, ein schlanker, blonder Offizier, nun hebt er den Säbel, nun tönt von seinen Lippen das grelle Kommando: „Feuer!" Und nun ein Krachen, als

stürzte der Himmel ein, ein Qualm, der alles umhüllt — und nichts mehr . . .

Und Cécile schauderte bei dieser Vision, wie die Hindin schaudert, wenn im herbstlichen Bergwald zwei Hirsche sich mit grimmem Kampfgeschrei die geduckten Gestänge entgegenstemmen . . .

Dann riß sie wohl mit einem leisen, bitteren Gelächter sich selber aus diesen erhitzenden Träumereien . . . Wenn er geahnt hätte — er, der aufrechte, schlichte Mann ohne Pose und Phrase, geahnt hätte, daß ein törichtes Mädchen in dem Verzweiflungsringen zweier Völker nichts mehr weiter sah denn einen Werbekampf zweier Männer um — haha! um ihre kindische kleine Person . . .

Pfui, Cécile!

Und sie schämte sich wirklich, tief und reuevoll — nicht vor Adrien, der diese Mädchenphantasien wahrscheinlich geschmeichelt belächelt hätte . . . sondern vor dem andern . . . vor dem Feind.

*

XVIII.

Straßburg hoffte. Und wenn es hoffte, so muckte es auf.

Abermals, wie in den ersten Tagen der levée en masse, wurde die Stimmung zwischen den fremden Regierern und den einheimischen Regierten schier unerträglich. Nur mit äußerster Anspannung konnten die Besten und Gelassensten unter den Fremden ihre Nervosität so weit bändigen, um sich durch die tückische und hämische Opposition der Bürgerschaft nicht zu Roheit und gehässiger Schikane hinreißen zu lassen ... Die Durchschnittlichen, die Gewöhnlichen hatten längst jede Selbstzucht verloren und schnauzten und knuteten den geheimen Widerstand der „Besiegten" mit rohem Herrenwort, mit brutaler Faust zu Boden. Der Haß der Unterdrückten schwoll zu Riesenhöhe, und kaum eine Nacht verging, daß nicht beim Generalgouvernement Meldungen einliefen über Zusammenstöße zwischen Militär und Zivil in Kneipen und auf Tanzböden ...

Während so die Einheimischen jeden Tag die Ankunft der roten Hosen vor Straßburgs Toren erwarteten, war bei den obersten Spitzen der deutschen Behörden eine gewisse Beruhigung eingetreten. Sie, welche die besten Informationen hatten, wußten schon, daß Bourbakis Unternehmung unter ungünstigen Sternen zu stehen schien. Wenigstens kam er nicht vom Fleck ... Man hatte schon zu Weihnachten die erste Witterung von seiner Unternehmung bekommen, wußte man schon seit einer Woche, daß eine Konzentration um Besançon beabsichtigt und im Gange war — wie erklärte sich's, daß zu Neujahr noch kein ernsterer Zusammenstoß seiner Armee mit Werder oder gar mit dem Belagerungskorps um Belfort bekannt geworden war? Freilich, man brauchte ja nur auf die Straße zu sehen, um zu begreifen ... Wenn der Schnee schon hier, in der warmen Rheinebene, mitten in der Stadt sich zu Kniehöhe auftürmte — wie mochte es in den rauhen Tälern diesseits und jenseits des

Vogesenloches, wie auf den pfadlosen Bergplateaus der Côte d'or aussehen?

Nun, und was für Truppenmaterial konnte er in Händen haben? Schon Gambettas erster Ansturm hatte bewiesen, daß den Heeren der Republik Ausbildung, Zusammenhang und Führung gefehlt hatten ... Und nun — letztes Aufgebot? Das alles wirkte doch sehr beruhigend ...

„Na," sagte der General von Kageneck am Stabsoffizierstisch im „Tannenzapfen", „ich fühle mich jetzt wieder einigermaßen auf der Höhe der Situation. Im Anfang ließ sich die Sache ja mulmig an: Die Idee mit dem Vorstoß nach Süddeutschland war glänzend ... aber se schaffen's nich — ne, se schaffen's nich! Sonst müßten se längst über den Rhein sein! Und wenn so 'ne Riesenunternehmung schon schlapp angesetzt is — wie soll die Ausführung werden? Ich glaube, der brave Werder holt sich noch 'n zweiten Lorberkranz ... Skandal, daß man nich selber mehr dabei sein kann!"

Aber freilich, wenn einem alle Knochen vor Gicht knackten ... dann mußte man schließlich noch froh sein, daß man hinter seinem Schoppen saß und nicht bei zwanzig Grad Celsius draußen im Schneegebirg auf Bourbaki warten mußte ...

Und im Hause Lehmann hatten Großmama und Helene die heimlich und in bitteren Sorgen gepackten Koffer ebenso heimlich und unter Späßen wieder ausgepackt ... bei dem Tempo des französischen Vorrückens war es jedenfalls zum Packen noch immer Zeit, wenn die Nachricht kam, daß die Belagerung von Belfort aufgehoben sei ...

Statt dessen konnte am Morgen des neunten Januar die „Straßburger" melden, die Belagerer Belforts hätten am achten das Dorf Danjoutin, das unmittelbar unter den Kanonen der Bergfeste lag, durch einen kecken Handstreich genommen und damit die Belagerten eines großen Teils des Vorterrains beraubt ... „Nundedié!" flüsterten die Bürger einander zu, „meineidi herzhaft gehn sie druf, die Schwowe! Jetz han iie g'heert, daß d'r Bourbaki kummt — hopla, glich schlaawe sie noch emol so fescht uf Belfort!"

Freilich schon am Morgen des zehnten erfuhr die Bevölkerung der Stadt, daß man in der Umgegend der belagerten Festung Kanonendonner von Westen vernommen habe ... Es

war kaum anders möglich, als daß nun in wenig Stunden Belfort entsetzt sein müsse, die Riesenmassen der Armee Bourbakis sich durch das geöffnete Vogesenloch ins Rheintal ergießen müßten...

Und aufschauernd im Fieber der Sehnsucht harrte das Elsaß seinen Befreiern entgegen.

Ein seltsames Doppelleben führten in diesen Tagen alle die Bürger, welche mit den fremden Behörden amtlich zusammenzuwirken hatten. Äußerlich wickelte sich der Verkehr der feindlichen Parteien in der denkbar verbindlichsten und korrektesten Form ab. Ja, man behandelte einander gerade in Erwartung des nahen Umschwungs mit einer Höflichkeit, die auf seiten der Fremden eine Note von mühsam beherrschter Nervosität, der Einheimischen von hämischer Ironie hatte. Und während man miteinander die täglichen Fragen des kommunalen und Verwaltungslebens verhandelte, belauerte jeder die Mienen des andern: hatten sie Angst, die Fremden? Wußten sie vielleicht noch genauer als wir selber, wie's stand da hinten in der kritischen Ecke? Und die Deutschen waren auch nie sicher, ob nicht die Elsässer doch noch heimliche, bessere Verbindungen mit dem Schauplatze der herandräuenden Entscheidung hatten ...

Keiner litt unter dieser äußersten Überspannung des Lebens so sehr wie Emile Küß. Seiner geraden und aufrichtigen Natur widerstand dies Versteckspiel, dies wechselseitige Umlauern und Umschnüffeln, diese ewigen Zweideutigkeiten und Hinterhältigkeiten bis zur Unerträglichkeit. Und wiederum erwog er immer und immer aufs neue den Gedanken des Rücktritts — und verwarf ihn dann doch jedesmal. Denn ohne Selbstüberhebung durfte er sich sagen, daß kein anderer in der Stadt gerade diesen gefährlichsten und verantwortungsvollsten Posten auch nur annähernd so ausgefüllt hätte wie er selber. Alle seine Kollegen im Magistrat sah er von Leidenschaft bis zum Platzen gefüllt, in ständigen Reibungen und unerquicklichsten persönlichen Auseinandersetzungen mit ihren neuen Herren ... Und schließlich konnte man das alles ja so gut verstehen — wußte man doch, was es einen selbst kostete: die tieferschütterten Nerven täglich und stündlich zu beherrschen, zu zügeln und dann wieder anzuspannen bis zum Zerreißen, wenn die Arbeit drängte ...

Und sie drängte ... Der grimmige Winter hob das Elend der ärmeren Bevölkerung, der zahllosen Familien, die noch

immer obdachlos in Massenquartieren hausten, auf eine niemals zuvor geahnte Höhe. Welch ein Glück, daß die Liebesgaben von außen so reichlich strömten! — aus der benachbarten und befreundeten Schweiz — vor allem aber aus allen deutschen Gauen! Es war, als wolle das deutsche Volk an Straßburgs Bürgerschaft gutmachen, was es mit den Waffen in der Hand ihr Übles zugefügt — so massenhaft war der Andrang der Gelder und Vorräte, der Kleidungsstücke und Kohlensendungen, die jeder Güterzug aus dem Norden heranführte ... Dennoch, das Elend war so riesengroß, daß alle reiche Hilfe nur zulangte für die Deckung des allerdringendsten Bedarfs ... In diesen Tagen traf auch ein mit dem Genehmigungsvermerk des Kommandeurs des Belagerungskorps versehenes Schreiben von Louis bei Vater Küß ein.

Louis schrieb sehr gut, gescheit und brav. Er bat den Vater und die Schwester wegen seiner Flucht und wegen der Sorge, die er seinen Lieben gemacht, um Verzeihung. Er berichtete, er und Mathieu seien jetzt zusammen in Haft, und es sei ihnen angekündigt worden, sie würden in einiger Zeit nach Deutschland transportiert werden, um ihre Strafe anzutreten. Wenn der Vater ihn noch einmal sehen wolle, möge er nach Bavilliers kommen. Sofort war Emile Küß fest entschlossen, zu seinem Jungen zu eilen. Alles wurde in fieberhafter Hast vorbereitet... aber als er sich vom Generalgouvernement den Erlaubnisschein zum Passieren der deutschen Vorposten erbat, schlug Herr von Bismarck-Bohlen ihn rundweg ab.

„Ihre Familiensorgen in Ehren, mein werter Herr Maire — aber ich kann Sie jetzt auch nicht auf zwei Tage entbehren ..."

Ein Doppelleben hatte auch Cécile geführt in diesen verhaltenen Tagen der Fieberspannung. Wohl hatte sie als gute Straßburgerin und Haustochter den pflichtschuldigen Anteil genommen am Hangen und Bangen des Vaters, der Vaterstadt. Aber ihre Frauenseele hatte tief, tief da drunten ganz etwas anderes erlebt. Sie war weit draußen gewesen, fern von Straßburg, fern von der Rue du Dôme. Über eisige, sturmdurchfegte Hochebenen war sie geirrt und durch tiefverschneite Täler und hatte gesucht.

Gesucht? Auch hier gedoppelt war ihr Fühlen gewesen, bald drüben bei Bourbakis träge sich heranwälzenden Armeen und

bald hüben beim zäh verbissenen Kauern und Lauern der Belagerungsarmee um die trutzige Felsenfeste Belfort. Aber was sie da drüben auf der Seite jener Kämpfer gesucht hatte, die für ihr Vaterland Frankreich stritten, das war etwas Unwirkliches, etwas phantastisch Verschwommenes gewesen. Das Leben, die Wahrheit bedeutete für sie nur das Bild jenes Mannes, der hüben stand auf der Feindesseite ... Der war eine Wirklichkeit, war *die* Wirklichkeit ... der hatte mit starker Manneshand rettend eingegriffen in ihres Bruders Leben, in ihr eigenes Leben, und alles war gut geworden, wo er erschienen war.

Und fern, fern war er ... nur wenige Meilen waren's bis dorthin, wo die Badener und die Preußen die letzte Schutzwehr des ringenden Vaterlandes Frankreich umlagerten. Und doch, welch eine Ewigkeit hing dazwischen! Welch ein Abgrund, ein unüberbrückbarer!

Ein unüberbrückbarer? Ihre Träume überflogen ihn schwalbenleicht, und täglich erneute sich der Vorsatz, noch einmal alle Zurückhaltung, alle Scheu hinter sich zu werfen und zu schreiben — den Dank, von dem ihr Herz überschwoll, zu ihm zu senden ...

Und eines dunklen Spätnachmittags, als draußen dichter Schneefall die Welt verengte und alles Leben tief nach innen scheuchte — da saß sie plötzlich an ihrem weißlackierten Empireschreibtisch, und mit der steilen Federhaltung eines Backfisches kritzelte sie, fiebrisch glühend, Zeile um Zeile, bis zwölf Seiten gefüllt waren. Dann sprang sie auf, stürzte ans Fenster und starrte lange zum Hof hinaus in den lautlos rieselnden Schnee, von tausend wirren Drängen beängstet. Sie wagte es nicht, noch einmal zu lesen, was sie da auf die knisternden Elfenbeinpapierbogen niedergestammelt. Mit einer raschen Bewegung falzte sie die Bogen zusammen, schob sie mit einem Ruck in den Umschlag und malte dann mit ängstlicher Sorgfalt die vorschriftsmäßige deutsche Adresse, die sie in jener Nacht dem bebrillten Preußenleutnant in der Wachtstube der Aubette abgefordert hatte.

Dann kamen ihr aufs neue die Bedenken, die Ängste. Was hatte man ihm denn nun bloß geschrieben, dem langen preußischen Premierleutnant? Nun, es wird wohl von Louis die Rede gewesen sein, von ihrem grenzenlosen Dank, von seinem guten und verständigen Briefe, von Papas Plan, zu ihm zu reisen, und vom Verbot des Herrn von Bismarck. Ja gewiß,

davon wird die Rede gewesen sein. Aber hat nicht noch mehr in dem Brief gestanden? Nicht etwa, was niemals sein durfte, geschweige denn gar ausgesprochen werden?

Cécile wußte es nicht — ihr war nur grenzenlos wirr und bang, und wie eine Erlösung war's, als die alte Joséphine zum Abendessen bat. Da warf sie den Brief schnell in das Seitenschränkchen des Schreibtisches und stürzte hinaus in die Helle, in die Gemeinsamkeit.

Wieder einmal war der Vater nicht zu Hause, und sie bat Joséphine, ihr beim Essen Gesellschaft zu leisten. Die Alte hatte ein Leben mit dem Hause Küß geteilt und dort nach der überlieferten Art wohlerzogener elsässischer Dienstboten niemals die scharfe Linie der Zurückhaltung zu überschreiten sich erkühnt. Es kostete Mühe, bis sie sich zu ihrer jungen Herrin an den Tisch setzte. Mit halbem Ohr nur hörte Cécile hin, was die Getreue erzählte. Von all den wirren Gerüchten, die durch die Stadt schwirrten, zusammengeronnen aus hundert unkontrollierbaren Quellen, Mögliches und baren Unsinn mischend. Belfort sei bereits entsetzt, aber Bourbaki werde nicht nach Straßburg kommen, sondern stehe in Mülhausen und sei im Begriff, Mord und Brand über den Rhein hinaus ins Badener, ins Württemberger Land zu tragen ... Und wieder tauchte aus den schattenhaften Visionen, mit denen die erträumte Kriegsfahrt des neuen Melac die Seele der Lauscherin erfüllte, das Bild eines Reiterobersten auf, der an der Spitze säbelschwingender Dragoner wie ein Würgengel des Krieges durch die deutschen Gaue raste. Aber fremd, unheimlich fremd war dies Bild ihrem Herzen.

Zäh wie geschmolzenes Blei tropften die Stunden des Abends der Wiedervereinsamten vorüber. Und nun entsann sie sich des Briefes, der doch nicht geschrieben war, um im Schränkchen des weißen Schreibtisches versteckt zu bleiben. Auf einmal sprang sie auf und suchte die Nummer des deutschen Amtsblattes heraus, welche den neuen Fahrplan für die nunmehr gänzlich von den deutschen Behörden in Betrieb genommenen Bahnen des Elsaß gebracht hatte. Nein — heut abend ging kein Zug mehr gen Mülhausen, wohl aber andern Morgens um fünf. Also schnell, schnell fort mit dem Brief!

In der Küche duselten, des Herrn harrend, Jean und die Mädchen schlaftrunken vor sich hin.

„Machen Sie sich fertig, Jean, Sie müssen mich noch zur Bahn begleiten!"

Ausgestorben lagen die Straßen. Im Nu waren Céciles Pelz und Jeans Livreemantel mit dicken Watteschichten betupft. Der Kanal war zugefroren. Die Petroleumlaternen waren von der sparsamen Verwaltung längst gelöscht bis auf wenige fahlgelbe Sterne, die trüb, wie verweint, durch die Schneeschwaden blinzelten.

Sieh da! Der Bahnhof noch um die nächtige Stunde hell erleuchtet? Schwer klappte der Brief in den Kasten, und nun warf Cécile einen neugierigen Blick in die Wartehalle. Und wenn auch die Scheiben mit Eisblumen dick überzogen waren — daß drinnen viele Menschen sich bewegten, ließen sie doch durch, und ein Stimmengebrodel, ein Hasten und Wirken klang zu der Lauscherin heraus.

Die verquollene Pforte wollte dem Druck der straffen Mädchenhand nicht weichen, und Jean mußte einspringen. Welch seltsame Schau!

In der niederen Bahnsteighalle das rechte Gleis leer, auf dem linken ein Zug, anscheinend eben eingelaufen, von einem Ameisengekribbel lachender, befehlender, lärmender, grüßender Menschen umwogt. Soldaten sprangen aus den Wagen, in mächtige, breitbekragte Mäntel eingemummt. Die einen mit unförmigen Ledertschakos auf dem Kopf, die andern die niedere, schirmlose Feldmütze keck aufs Ohr gestülpt. Und ihnen entgegen ein Schwall von Männern in bürgerlicher Tracht, von Frauen, deren Cécile nicht eine einzige kannte. Manche von ihnen trugen Schwesterngewand, manche die abscheuliche und vorsintflutliche Mode, an der die Straßburgerin sofort die Eingewanderten erkannte. Alle aber wiesen am linken Ärmel ihrer plumpen Flausch- und Lodenmäntel die weiße Binde, das Rote Kreuz von Genf. Lange Tische waren gestellt, auf denen in Kesseln dampfende, starkriechende Suppe, scharfduftende Kaffees brodelten. Und es war ein Hin und Wider von Nehmen und Geben, von fröhlichem Heischen und lustigem Spenden, von Grüßen und Händeschütteln, als seien all diese Menschen Kameraden, Freunde, Geschwister.

„Was ist das, Jean — haben Sie eine Ahnung?"

„Ich weiß, Mademoiselle; das ist eine Station des deutschen Roten Kreuzes; seit Wochen geht das hier schon so zu."

Cécile begriff. Ein Zug durchfahrender Ersatztruppen für die deutsche Armee. Und Straßburgs neue Einwohner, die Deutschen, bewillkommneten, verpflegten die gewaffneten Brüder.

Und wieder einmal quoll in der Elsässerin der Haß und die Schmach hoch empor. Ja, sie waren's, die neuen Herren des Landes, die hier inmitten der bezwungenen Stadt sich eine neue Heimat geschaffen und den Sendlingen der alten Gruß, Willkommen und Labe boten!

Es war wie ein großes Fest, das alles — und galt doch dem furchtbaren Ernst der Stunde. Diese Männer, lang bebartet die einen, noch ohne den ersten Flaum die andern — waren sie nicht willens, sich den Riesenheeren Gambettas entgegenzustürzen zu tödlicher Begegnung? Aber sie sangen, sie schäkerten, sie sprühten Daseinslust und Waffenstolz.

Horch! Fauchen und Zischen auf dem leeren Gleis meldeten die Ankunft eines neuen Zuges, und im Nu wandte sich der Schwall der Wirkenden und Sorgenden dem Kömmling entgegen. Aber welch ein anderes Bild, als nun auch dieser Zug seine Ladung hergab! Bleiche, zerwetterte und zerschlissene Gestalten wurden an den Fenstern sichtbar, geschiente Arme, tuchumwundene Köpfe, und sachte, behutsam schob sich's auf die Trittbretter, ließ sich von hilfsbereiten Armen herunterheben, taumelte zerquält und mühebeladen den ausgestreckten Händen entgegen. Ja, die kamen zurück aus dem gräßlichen Tanz, in den die andern hinein sich sehnten wie in höchster Daseinslust.

Und nun erkannte Cécile inmitten der deutschen Uniformen den blauen Schoßrock, die roten Hosen ihrer Landesgenossen. Freund und Feind, bunt gemischt, eng gesellt durch gemeinsames Leid, durch die gleiche Wehrlosigkeit, die gleiche Qual. Und wunderlich, die Barbaren, die Eindringlinge, behandelten die Gegner nicht minder herzlich als die Brüder, labten sie mit gleicher Hingebung, umsorgten sie mit gleicher Opferfreudigkeit.

Und plötzlich erspähte Cécile in der flutenden Menge ein bekanntes Gesicht. Wahrhaftig, die kleine Preußin, Helene Lehmann! Harrend stand das junge Kind und spähte am Zug entlang. Und nun flog sie plötzlich auf ein schmalwangiges Mädchen in Schwesterntracht zu, das eben behutsam als Begleiterin eines reckenhaften französischen Kanoniers aus dem Wagen gestiegen war und seinen Schützling auf das Trittbrett niedergelassen

hatte. Und in Lachen und Tränen lagen die beiden fremden Mädchen einander in den Armen, tauschten stürmische Begrüßungen in dem harten nordischen Deutsch, das die Elsässerin anwiderte wie ein wildes, barbarisches Kauderwelsch.

Cécile stand einen Augenblick stumm und beobachtend zur Seite. Es schien, die Angekommene bitte die Freundin, ihr behilflich zu sein, um sich mit dem französischen Verwundeten zu verständigen, der ein selbst für Cécile kaum enträtselbares Patois sprach — provencalisch mochte es sein — und mühsam versuchte der Artillerist mit fahrigen Gesten seiner verwundeten Arme den beiden hilfsbereiten Frauen seine Wünsche anzudeuten. Es war rührend und komisch zugleich, wie die beiden deutschen Mädchen mit ihrem Schulfranzösisch dem armen Teufel zu Leibe rückten. Hilflos spähten sie in die Runde, und plötzlich hatte Helene Lehmann die Straßburgerin erblickt.

„O Mademoiselle Küß, helfen Sie uns! Der große und der kleine Ploetz lassen uns im Stich!"

Schon stand Cécile neben dem Franzosen, und bald war die Verständigung hergestellt.

„Meine Cousine, Toni Brennecke aus Magdeburg," stellte Fräulein Lehmann vor, „Schwester vom Roten Kreuz und eben als Begleiterin dieses Verwundetentransports zurück aus der Front!"

„O Mademoiselle," rief die Fremde, „welches Glück, daß wir Sie gefunden haben! Ich habe mir immer eingebildet, ein leidliches Französisch zu sprechen, aber es ist unmöglich, sich in diesem wilden Durcheinander aller welschen Dialekte zurechtzufinden!"

Kaum hatten die französischen Verwundeten entdeckt, daß hier ein rettender Engel aufgetaucht war, der sie verstand — da war Cécile auch schon umringt, und überall mußte sie helfen, mußte vermitteln zwischen den Gefangenen und den hilfsbereiten deutschen Männern und Frauen, die sie umsorgten. Und tausend Wünsche bestürmten sie. Briefe wurden ihr in die Hand gedrückt, Briefe an die Lieben in Lyon und Marseille, in den alten Dörfern der Côte d'or. Der flehte um ein Stück Brot und der um eine Tasse Kaffee; der verlangte nach dem Arzt, der seinen Verband erneuern sollte, und jener bat, man möge ihn doch nur um Gottes willen vom weiteren Transport erlösen und in eine Ambulanz schaffen. Und ein glühender Eifer erwachte plötzlich in Cécile, der Stolz, etwas leisten zu können,

was die andern nicht konnten, das Gefühl einer Mission, einer Daseinsberechtigung in diesem chaotischen Wirrwarr von Menschenleid ... Sie rannte von einem Wagen zum andern, fragte überall nach dem Begehr ihrer Landsleute, vermittelte, begütigte, tröstete, ließ sich erzählen, was die erregten Männer zu berichten wußten von der schrecklichen Katastrophe, der sie mit zerbrochenen Knochen und zerschundenen Gesichtern entronnen waren. Und immer wieder klang aus den hastigen Reden ihrer gefangenen Brüder das eine Wort „Villersexel". Dort mußte ein furchtbarer Zusammenstoß zwischen Bourbakis Heeren und den Deutschen stattgefunden haben. Von nächtlichen Kämpfen, von einem Schloß, auf das Granaten hagelten, vom Brand der Stadt, von gräßlichem Blutvergießen war die Rede... Und furchtbarer noch als das Erlebnis der Schlacht hatte sich ein anderes in die Seelen der französischen Krieger eingegraben: die eisige Wut des erbarmungslosen Winters: Frost, Schnee, stockende Bahntransporte, Hunger, Hunger, Hunger ... Und ausgehöhlte, fieberfleckige Wangen, erfrorene Finger und Ohren, hustendurchrüttelte Lungen waren ein schreckhaft deutlicher Beweis der Wahrheit ihrer verworrenen überstürzten Erzählungen ...

So rann Minute um Minute in fiebernder, selbstvergessener Tätigkeit. Und plötzlich scholl ein gellendes Hornsignal den Zug entlang, Kommandorufe klangen, und mit barschem Zuruf befahlen bewaffnete Wächter Freund und Feind in die Wagen zurück. Und sieh, da war ja auch wieder Helene Lehmann, die sich mit stürmischer Zärtlichkeit von ihrer deutschen Cousine verabschiedete. Ein schriller Pfiff, und noch einer, dann setzte sich der Zug in Bewegung, und die verbundenen Hände winkten aus den Fenstern der dritten Klasse, den Türen der Gepäckwagen ein Lebewohl zu den treuen Helferinnen und Helfern dieser allzu kurzen Viertelstunde der Erquickung herüber.

Und bald war alles wieder vorbei. Auch drüben der Zug mit der frischen Menschenfracht war hinausgerollt. Die deutschen Damen räumten auf. Die leeren Kessel wurden hinweggetragen. Mählich erloschen die weißumschirmten Petroleumlampen den Bahnsteig entlang, und erregt plaudernd verließen die Scharen der rotbekreuzten Eingewanderten den Bahnhof.

Als ob sich das von selbst verstände, verließen Cécile Küß und Helene Lehmann selbander den Bahnhof. Und gehorsam wie

ein Schatten schlich Jean hinter den jungen Damen drein, in leisem Geplauder mit jenem strammen Straßburger Dienstmädel, das am Weihnachtsabend die Preußin zum Hause Küß geleitet.

„Nein, welch ein Glück, Mademoiselle Küß, daß ich Sie entdeckt habe! Es ist ein Jammer, daß unsere Schwestern nicht öfter so gute Hilfe finden! Meine Cousine klagt, es sei der beständige Schmerz da draußen, daß man sich mit den südfranzösischen Gefangenen nicht verständigen könne!"

Cécile blieb stumm. Es wogte in ihr von wunderlichen Plänen und ungeklärten Entschlüssen. All die langen, nutzlos verträumten Nachmittage im Vaterhause standen vor ihrer Seele. War's nicht, als winke hier eine Aufgabe, eine Erlösung von der Qual der wesenlosen Träumereien, des entnervenden Harrens auf irgendein Ereignis, irgendeine Befreiung?!

„Es ist schade," meinte Fräulein Lehmann, „daß die einheimischen Damen nur für die gefangenen und verwundeten Franzosen in Straßburg drinnen sorgen und sich von unserer Liebesarbeit so ganz zurückhalten. Früher habe ich ja auch den ganzen Tag gezeichnet. Aber seit sich der Krieg so nahe herangewälzt hat, kommt mir das alles lächerlich und sinnlos vor, und ich bin fast den ganzen Tag hier am Bahnhof. Wäre das nicht auch etwas für Sie?"

„Vielleicht!" meinte Cécile leise und zögernd.

Und schon schieden sich die Wege der Mädchen.

„Gute Nacht, Mademoiselle Küß!"

„Sie sollen doch ‚Cécile' sagen!" meinte die Straßburgerin, „haben Sie's schon vergessen?"

Und dann schritt Cécile allein die Blauwolkengasse hinab, und stumm wie ein Schatten folgte der getreue Jean. Das Mädchen aber fühlte, daß in dieser Stunde wiederum ein Neues in ihr erwacht war, etwas, das sie hinaushob über die Einsamkeit und Nichtigkeit der verträumten und zerquälten Wochen, die hinter ihr lagen. Ein Versinken, ein Sichauflösen in etwas Größerem, ein Zusammenrinnen mit dem Strom des Weltgeschehens, der sie umwogte, und an dessen Ufern sie bisher gestanden, hilflos und inhaltleer ... ein Drang, sich zu opfern, da alles ringsum sich opferte, zu dienen, da um sie her alles das rote Kreuz der Menschenliebe trug.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der folgende Tag war ein einziger grimmiger Kampf um Klarheit und Entschluß. Daß man hinfürder nicht mehr die endlosen Tage hinter den Mullgardinen in der Münstergasse verdämmern würde — daß man sein bißchen Lebenskraft beisteuern würde zum Nutzen dieser seltsamen Gemeinschaft des Leidens und Helfens, in die Freund und Feind zusammenrannen, sowie das grimmige Würgen der Männer da draußen beendet war — nicht einen Augenblick stand das mehr in Frage. Aber wo? Am Bahnhof in Straßburg, inmitten von Madame Schulze und Mademoiselle Müller aus Magdeburg oder Dresden? Inmitten der gaffenden Augen und schwatzenden Mäuler der Eindringlinge, die sich nachgerade schon immer breiter machten in Straßburgs alten Gassen und immer selbstbewußter sich als die Herren der Stunde aufspielten? Unmöglich! Nein! Dorthin wollte Cécile, woher jenes junge Fräulein mit dem unaussprechlichen Namen zurückgekommen war als Begleiterin des Verwundetentransports, dorthin, wo jene Wunden frisch empfangen worden waren, die sich hinter den weißen, blutdurchsickerten Verbänden der Braven versteckten, in den unförmlichen Turbanen, die sich um ihre Köpfe wanden. Cécile wollte „in die Front", wie die Kämpfer es genannt hatten.

Sie wollte — — nun natürlich dorthin, wo Adrien sein mußte. Das würde der Vater verstehen, dawider würde er nichts einwenden können.

Es war seltsam, daß Adriens Name der Braut zuerst einfiel als eine ... Entschuldigung, als eine ... Ausrede ... aber es war doch ganz wundervoll, daß diese Ausrede existierte. Sie war so prachtvoll unwiderleglich, so unbedingt überzeugend. Als Papa ihr vom Verbot des Präsidenten erzählt hatte, war ihr erster Einfall gewesen, sie wolle hinausfahren, um den Bruder im Gefängnis zu besuchen. Aber diesem Gedanken hatte sie nicht einmal Worte zu geben gewagt. Mit schmerzlichem Lächeln, mit wortloser Handbewegung würde der Papa diesen Vorschlag beiseite geschoben haben. Aber — der Bräutigam? Das war natürlich ganz etwas anderes. Und die Flagge des Roten Kreuzes gab doch eine ganz andere Deckung für ihren Plan als die Schwesterliebe ...

Ganz gewiß, um Adrien und nur um Adrien ging's. Cécile redete sich das so lange ein, bis sie es selber festiglich glaubte.

Zwar einen Dolmetscher hätte Adrien wohl schwerlich gebraucht; sein Französisch hätten die deutschen Ploetz-Schülerinnen mühelos verstanden. Aber er war ja auch das eigentliche Ziel der kühnen Unternehmung, die sich immer deutlicher in Céciles Hirn formte. Und die armen Bauernjungen aus den südfranzösischen Gebirgen — sie waren nur der Vorwand. Ja, so war es und nicht anders.

So quirlte es durcheinander in dem rotblonden Mädchenkopf, aus dem ein Paar fieberisch glühende Augen noch immer durch die Mullgardinen hindurch auf die frühumdunkelte Münstergasse starrten. Es hatte zu schneien aufgehört. Fußtief lag nun die weiße Decke da drunten und ringsum auf Fenstersimsen und Mauervorsprüngen. Die Quecksilbersäule des Fensterthermometers wies achtzehn Grad Celsius. Herrgott, und da draußen, „in der Front", wie die Deutschen sagten, da prallte der Ingrimm der heranflutenden Retterscharen wider den zähneknirschenden Trotz der Invasion! Aller Schauder des lebenverneinenden Frostes, all die gelassen harte Grausamkeit des allertötenden Winters vermochte nicht die wilde Glut des Hasses zu ersticken, die draußen Deutsche und Welsche widereinander warf. Und inmitten all dieser Schrecknis — Adrien Delaroche... er, der ja ein Mann und Soldat war, ein schlachtbewährter, ein unerbittlicher, der aber doch — zum mindesten stand er so in Céciles Erinnerung — ein Zärtling gewesen war, ein verwöhnter Günstling des Glücks, auf sein persönliches Behagen recht sorglich bedacht und gar empfänglich für jede Art von Verwöhnung und hätschelnder Pflege. War es denkbar, sich ihn vorzustellen wund und verlassen im Schnee, frostverklammt, ausgehungert, sterbend hinter irgendeiner Hecke inmitten von hundert Sterbenden? Nein, es war nur zu natürlich, daß man hinging, wo er — doch zum mindesten hätte sein können.

Noch von einem andern wußte Cécile. Und es war sonderbar, wie selbstverständlich es war, sich den in der gleichen Lage vorzustellen, die zu Adriens Wesen so ganz und gar nicht zu passen schien. Solch einsamer, trotzig-stolzer Soldatentod — wie ganz stimmte er zu dem Wesen des Deutschen mit dem mächtigen blonden Kriegsbart und dem breiten Graben quer durch das Gesicht!

Aber indem Cécile sich dieses Bild ausmalte, kam eine Angst, so namenlos und vernichtend, als die Vorstellung des gleichen

Endes bei Adrien befremdend, sinnwidrig und ... fern und schattenhaft gewesen war. Und zitternd, wie im Krampf, griffen Céciles weiche Finger in die Mullgardinen hinter den eisbekrusteten Fensterscheiben, in Angst und Abwehr, in bebendem Entsetzen und doch zugleich in einem Überrest des Hasses, den sie dem Rock entgegentrug, dem blauen Rock mit dem roten, durchgeschwitzten Kragen, dem Rock, auf dem das schwarze Kreuz von Eisen hing.

Mit einem Überrest des Hasses ...

Denn was hinten jenseits Belfort, in den unbekannten Wüsteneien zwischen Doubs und Ognon, die Völker widereinander rasen ließ — das war ja doch der Verzweiflungskampf des zusammenbrechenden Frankreich, das war der letzte Ansturm ihres Vaterlandes gegen die eiserne Umklammerung, die es erdrücken, entrechten, zerstückeln wollte — das war das Todesringen der elsässischen Idee, sein Ausgang die Entscheidung über das Geschick der Heimat, über Céciles ganzes kommendes Leben! Sie mußten siegen, die Scharen der Befreier, in deren Mitte als Führer der Mann mit dem weißen Mantel über dem stahlblinkenden Küraß ritt — sie mußten, oder Cécile war eine Französin gewesen — Straßburg wurde deutsch, das Elsaß deutsch ...

Sie mußten siegen — sie sollten siegen, sollten die winzige Schar zerschmettern, die ihnen gegenüberstand im blauen Waffenrock und roten Kragen ...

Nur der Eine freilich, der sollte nicht einsam, nicht unentdeckt, nicht ungepflegt verbluten im Winterschnee. Er sollte gefunden werden, sollte finden, sie finden, als Pflegerin, als Retterin, wenn man ihn hineintrüge in den Brodem des Lazaretts. Der Besiegte sollte nicht in die Hände der Sieger fallen, die ihn, den Gefangenen, in die Ecke stoßen würden und sich zuerst um die eigenen Landsleute bekümmern, gleichgültig gegen die Qual der Bezwungenen, gegen seine Qual.

Es war beschlossen. Nun aber das Wie, das Wie!

Helene Lehmann! rief es in ihr. Hatte nicht die junge Feindin selber den Einfall ausgesprochen, Cécile möge sich nützlich machen bei einem Dienst, der ihrer, gerade ihrer, zu bedürfen schien? Sie, gerade sie und ihresgleichen, die fehlten ja da draußen, wo Deutsche und Welsche nebeneinander lagen, Brüder des

gleichen Schicksals, geeint plötzlich durch das ausgleichende Leiden, den völkerüberbrückenden Schmerz, die allumfassende Todesgefahr.

Gott, und es war ja so furchtbar dringend, das alles! Schon lagen blutige Zusammenstöße hinter den Gegnern! „Villersexel" und immer wieder „Villersexel" war es erklungen aus den Reihen von Freund und Feind ... und mit zitternden Händen entfaltete Cécile die Karte des Kriegsschauplatzes, die so oft und immer wieder in den vergangenen Tagen des Hangens und Bangens aufgeschlagen und durchforscht worden war. „Villersexel" — da stand's, ach, so hart neben dem Namen der seit Monden nun schon umstrittenen Feste Belfort! Nein, es litt keinen Aufschub ...

Cécile hatte den Vater heute morgen noch nicht gesehen. Als sie gestern abend heimkehrte, war er schon zu Bett gewesen, und heut früh hatte Cécile die Frühstücksstunde des Unermüdlichen verschlafen. Zu Mittag kam er, verspätet und todesmatt wie immer. Von selber nannte er den Namen, der gestern nacht in aller Munde gewesen war, und wußte aus einer der zahllosen Geheimquellen, die immer noch nach Straßburg durchsickerten, von dem grauenvollen Kampf zu berichten, der Werder gen Norden abgedrängt habe. Alles stehe glänzend, der Weg nach Belfort sei frei, gewiß in dieser Stunde müsse Bourbaki den eisernen Gürtel gesprengt haben, der seit Monaten das starr emporgereckte Felsennest von Frankreich abgeschnürt.

Und stockenden Mundes begann Cécile zu erzählen. Hoch lauschte der Vater auf, sah die Fieberglut in seines Mädchens Wangen, kam ihr, ohne es zu ahnen, auf halbem Weg entgegen.

„Cécile, Adriens Regiment steht drüben. Ich habe bestimmte Nachricht. Die fünften Dragoner gehören zur Kavalleriedivision des achtzehnten Korps ..."

„Papa!" Cécile sprang auf, schlang ihren Arm um des Vaters Nacken: „Lassen Sie mich hin, Papa — lassen Sie mich hin!"

Es gab einen harten Kampf. Der Alte schlug die müden, zitternden Arme um sein Kind, das ihm als einziges von seinen Lieben noch geblieben war, das letzte Unterpfand des Glücks, das der Krieg ihm noch gelassen hatte bis zu dieser Stunde, und das sich nun von ihm wandte, dorthin, wohin seine Weibesbestimmung es rief.

Aber er begriff. Er glaubte zu begreifen. Und doch, das alles war ja eigentlich Wahnsinn. Hunderttausende führte Bourbaki heran. Es war nur ein phantastisches Träumen, wenn das Mädchen wähnte, dem Geliebten näher zu sein in irgendeinem deutschen Feldlazarett, an irgendeiner Stelle der ausgedehnten Schlachtfront. Ein Wahnsinn, und doch so begreiflich! Ein Traum, und doch so ein selbstverständlicher!

Und — war nicht dahinten auch Louis? Sein Brief, in dem er die bevorstehende Überführung nach Deutschland ankündigte, war erst fünf Tage alt, und es durfte wohl als ausgeschlossen gelten, daß die Deutschen angesichts der heranschwellenden Riesenarmee Zeit und Leute gefunden hätten, sich ihrer Gefangenen zu entledigen. Nein, Louis war noch in Bavilliers, zum mindesten in der Belagerungszone.

Kaum war der Name des Bruders ausgesprochen, da fühlte Cécile eine Waffe in ihrer Hand, gegen die der Vater wehrlos sein mußte. Und bald erschlaffte des gebrochenen Mannes Widerstand, siegte der Jugend zäher Wille wider die verbrauchte Energie des Erschöpften.

Und ehe noch es dunkelte, stand Cécile in der Wohnstube der Familie Lehmann, und die schlanke Helene mußte dolmetschen zwischen dem Kinde des Maires von Straßburg und ihrer Großmama Exzellenz, welche die Listen der Helferinnen des Roten Kreuzes führte. Und Mademoiselle Küß wurde eingetragen — als Dolmetscherin.

Und schon am andern Morgen um die fünfte Stunde winkte Cécile aus dem Fenster eines Waggons zweiter Klasse dem Vater, der alten Joséphine, dem unbeweglich harrenden Jean den Abschiedsgruß. Um den linken Ärmel ihres dunklen Wintermantels trug sie die weiße Binde mit dem Roten Kreuz der Genfer Konvention. Ein halbes Dutzend deutscher Mädchen aus allen Gauen des Barbarenlandes waren ihre Reisekameradinnen.

In stürzenden Tränen verschwamm ihr das Bild des alten Mannes, der stumm und fast bewegungslos vom Bahnsteig her ihr nachstarrte, ein Schicksalgezeichneter, von dessem Herzen sich nun das Letzte losrang, das ihn noch mit der Menschlichkeit verbunden hatte.

*

XIX.

„Heda! Aufwachen, Kerl!"

Aus einem tollen Wirbel beängstigender Träume fuhr Louis Küß empor und sah im Halbdunkel des übelriechenden Stalles, der nun seit Wochen sein Gefängnis war, das bartumstarrte Gesicht seines Wächters, eines badischen Landwehrmannes, über sich gebeugt.

„Auf! 's gibt z' schaffe!"

Frostverklammt taumelte Louis empor und fragte auf straßburgisch, was los sei.

„Des geht dich nix aa — wirscht scho schaue!"

Der Badener schien willens, auch Mathieu zu wecken, der, zusammengerollt wie ein Igel, den Kopf auf die rücklings verschlungenen Arme gepreßt, weit offenen Mundes am Boden schnarchte.

„Ach so, der isch jo kaputt!"

Nein, den Verwundeten konnten sie nicht brauchen da hinten.

Stumm trottete Louis hinter dem Posten in den eiskalten, schneedurchstiebten Morgen hinaus. Draußen wurde ein ganzes Rudel Gefangener zusammengetrieben, französische Infanteristen, die Beute des Sturmes auf Danjoutin. Alles abgerissene, struppige, halbverhungerte Burschen mit stumpfen, willenlos ergebenen Gesichtern. An dreißig mochte der Zug stark sein, der nun von einer Abteilung preußischer Fußartilleristen in Helmen mit gelber Kugel, in schwarzen Mänteln mit aufgeklappten Kragen und in mächtigen Stiefelkähnen übernommen wurde. In einer benachbarten Ferme bekamen die Gefangenen glühheißen Kaffee, auf dem die Bohnentrümmer schwammen, und einen Bissen Brot. Dann hieß es:

„En avant! Marsch!"

Aus dem Dorf ging's gen Süden; fahle Morgenhelle dunstete durch den rastlos niederrieselnden Schnee. Louis kannte Weg und Steg aus seiner Franktireurzeit und wußte, die Chaussee

führte gen Héricourt, zwischen den Berghängen und dem fern sich abhebenden Eisenbahndamm entlang. Vorn marschierte badische Infanterie, ein dicker, schwarzer Wurm, der träge durch das unendliche Weiß der Landschaft kroch; die Fußspuren, welche die Hunderte hinterlassen hatten, schwanden wie weggeweht im rastlos und lautlos niederwogenden Schnee.

Leise und erregt flüsterten die Gefangenen miteinander. Auch in ihren Kerker war's hineingesickert — wie, das mochte der Himmel wissen — daß ein großer Umschwung bevorstand, daß verhängnisvolle Entscheidungen in der dicken Schneeluft hingen. Bourbaki — Villersexel — das waren auch hier die ewig wiederkehrenden Worte.

Und durch die Winterstille flutete es doch wie eine Fieberglut. Ein seltsames Hasten und Raunen kam aus Nähe und Ferne. Überall sah man geschäftige, sorgenschwere Bewegung. Alle Dörfer waren wach; vor allen Häusern standen die Bauern, glotzend, flüsternd, Spannung und höhnischen Trotz in den Gesichtern. Und auf allen Wegen wälzten sich Abteilungen heran, Infanteriekolonnen, Batterien, deren keuchende Rosse von einem Dunstschwaden eingehüllt waren. Auf den Gesichtern der Deutschen lag ein Ausdruck von finsterer Verbissenheit, der gar wohl zu den Gerüchten stimmte, die durch das kleine Häuflein der Gefangenen wisperten.

Kurz vor Héricourt näherte sich die Chaussee, auf welcher der Trupp südwestwärts trottete, dem Eisenbahndamm und überschritt ein zugefrorenes Flüßchen. Und hier stieß auf die Straße von Süden ein Landweg, über dem hinter dichtbereiften Baumkuppeln die spärlichen Dächer eines weltverlorenen Dörfchens emporlugten. Auf diesem Wege kam ein Reitertrupp heran. An seiner Spitze ein stämmiger Mann, die schlappe blaue Feldmütze trotzig aufs rechte Auge gedrückt. Aus dem vom Widerschein der Schneewüste ringsum braunrot verbrannten Gesicht hing in zwei kommaförmigen Zapfen ein kurzer, grauer Schnurrbart, stachen zwei funkelnde, blitzartig hin und wider rollende Augen unter energischen Brauen. Mit knappem Zuruf begrüßte er die Infanteriekolonne, die vor dem Gefangenenrudel marschierte, und schmetternd antwortete knapper Zuruf aus vielen hundert Kehlen, daß es an den vereisten Berghängen widerhallte. Hinter dem Führer eine Schar berittener Offiziere, teils in

Mützen, teils in preußischen Kugelhelm, teils im badischen Schirmkäppi, und flüsternd ging's durch die Glieder der Gefangenen:

„C'est lui — c'est Werder — c'est le bourreau de Strasbourg!"

Der Henker Straßburgs! Ja, er war's — derselbe, den Louis Küß zum erstenmal an jenem Morgen im ersten Stock des Riedmannschen Hauses unter den Gewerbslauben an der Spitze der einmarschierenden Sieger beim schrillen Klang der Pfeifen, beim dumpfen Rasseln der Kalbsfelle gesehen — er, bei dessen Anblick die Besinnung ihn verlassen hatte . . .

Auf der Landstraße trabte der Reitertrupp an und entstob gen Héricourt. Die Gefangenen aber mußten jenseits des Baches einen Fußweg zur Rechten einschlagen, und bald ging's auch von diesem herunter und weglos durch den knietiefen Schnee bergan bis zu einer Höhe, von deren kahlem Gipfel man einen prächtigen Ausblick in das weitgedehnte Tal der Lisaine genoß. Es hatte zu schneien aufgehört; die falbe Wintersonne drang durch die Dünste, und überraschend entschleierte sich der Fernblick auf das breithingelagerte Städtchen und auf die Bergkuppen, die diesseits und jenseits das flache Tal eindämmten. Héricourt lag im Grund, von dem stumpfen Kirchturm, dem vierkantigen Beffroi seines Schlosses überragt, und vorn dehnten sich jenseits der Geleise des Bahnhofes stattliche Fabrikanlagen mit zahlreichen senkrecht aufsteigenden Schornsteinen. Drüben aber lagerten sich breithin die Wipfel des Mougnot und des Kommunalwaldes, überragt vom stolzgewölbten Sattel des Mont Vaudois. Zwischen ihren Zinnen eingebettet schlummerten friedliche Dörfer. Aus ihren Häusergruppen stießen deutlich markiert die Chausseen heraus, auf denen der Anmarsch der Befreier zu erwarten sein mochte.

Droben auf der Anhöhe wurde der Arbeitertrupp bereits ungeduldig erwartet. Eine Gruppe Artillerieoffiziere hielt dort, abgesessen, und bald regnete es Befehle und handgreifliche Arbeitsanweisungen. Es galt ein Emplacement für sechs schwere Geschütze herzustellen. Die Zwingherren trieben zur Eile an, verteilten Werkzeuge, und bald stob die dichte Schneedecke unterm scharfen Hub der Spaten zur Seite, knirschte der hartgefrorene Boden unterm Hieb der Beilhacken.

Mit dem Gefühl eines Galeerensklaven, über dessen Nacken die Peitsche des Aufsehers klatscht, schuftete Louis Küß im

Dienste der Feinde. Das war ihm wie ein letzter, tiefster Fall, wie der endgültige Zusammenbruch seines tolldreisten Ausflugs ins Grenzenlose der Weltgeschichte. Jeden Spatenstich, den er tat, empfand er wie eine körperliche Züchtigung. Er hätte schreien mögen, laut schreien, oder sich in den Schnee werfen, alle viere von sich strecken und den Züchtigungen seiner Zwinger trotzen, mit denen die strammen Kanoniere nicht kargten, wenn einer seiner Leidensgefährten in der Arbeit erlahmte. Am liebsten aber wäre er dem bärtigen Artilleriehauptmann da hinten, der mit gelassener Schärfe seine Befehle hinausschnarrte, an die schwarzumkragte Kehle gesprungen und hätte ihn niedergewürgt...

Aber das alles blieb als herzumschnürende Phantasie im keuchenden Brustkorb des hartarbeitenden Buben stecken. Im Hirn war noch ein letzter Rest von Scham — der rief ihm zu, daß er nun nicht mehr Louis Vaurien sei, der namenlose Franktireur, sondern der Sohn des Maire von Straßburg, um dessen Rettung willen die deutschen Behörden fieberhaft gewirkt, der sonst so zermalmend sichere Mechanismus der preußischen Kriegsrechtspflege gestockt hatte . . .

Horch! Pferdeschnauben meldete die Ankunft eines Reitertrupps. Und wiederum ging ein Raunen durch die schweratmenden Gruppen der Arbeiter:

„C'est lui!"

Wie ein Jüngling schwang sich der stämmige Mann aus dem Sattel, und im Nu waren die Herren am Boden, stapften durch den Schnee bis zum Hügelsaum. Mit hellen Falkenaugen, deren manche durch blinkende Brillengläser lugten, musterte die Gruppe das weite, schneeblinkende Gelände. Vergebens suchte Louis, suchten seine Mitgefangenen mit hastigem Seitenblick auf den Gesichtern der Feinde einen Eindruck von Unruhe, Erregung, Sorge zu erspähen. Eine feste Gelassenheit, eine fast freudige Spannung lag auf den bronzenen Zügen, in den straffen, gesammelten Bewegungen der Herren. Wie Felsen ragten die Schwarzmäntel in die Landschaft hinein. Die hinwegzuschwemmen brauchte es wohl eine Sintflut . . . und selbst der schienen sie Trotz bieten zu wollen.

Ein Reiter kam dunstumwölkt über die Hochebene herangetrabt, federte vom Gaul, stand vor dem General in der puppenhaften Haltung, die Louis an den feindlichen Offizieren so oft

bespöttelt. Fast hätte Louis aufgeschrien — es war der einstige Quartiergast des Hauses Küß — war sein Verteidiger vor dem Feldgericht — war der blonde Leutnant Eggermann ...

Tief duckte sich Louis über seinen Spaten; den trotzigen Bubenkopf grub er tief in die Schultern und schaufelte verzweifelt. Nur so nicht gesehen werden! So nicht von einem, der wußte, wer er war — nicht in dieser tiefsten Schmach!

Nicht lange, und die Herren saßen auf und trabten von dannen. Bergab gen Norden in einer Wolke stäubenden Schnees. Und eintönig ging die Arbeit weiter. Die Bettung für die Geschütze wurde eingeebnet und hinter ihr für jedes Geschütz ein Munitionsgelaß in den widerspenstigen Boden eingewühlt. Dann gab's eine kurze Pause. Und hatte man vorher beim Schaffen geschwitzt, daß Hemd und Bluse tropften, so schlotterte man nun im eisigen Frosthauch, der von Osten über die Ebene dahinstrich.

Und noch immer keine Spur von Bourbakis Hunderttausenden? Kein ferner Kanonenhall? Kein Anmarsch dicker Kolonnen auf den leblos schlummernden Wegen, die sich zwischen den rauhreifübersilberten Wäldern, den leuchtenden Dächergruppen hervorwanden?

Nein — alles blieb still da vorn. Wohl aber schnaufte es nun von hinten heran. Auf frisch gezimmerten Schlittenkufen, von riesigen Gäulen gezogen, unter deren triefender Haut die Muskeln wie stählerne Maschinenteile arbeiteten, ruhte die Last der mächtigen Zwölfpfünder und ihrer dunkelbraun angelaufenen Bronzerohre. Und wieder galt es zugreifen, bis die Geschütze standen. Inzwischen sank die frühe Dämmerung, umgoldete letzter Tagesglast die immer noch schweigenden Berge da drüben, von denen die Befreier kommen sollten. Und endlich wurden die todesmatten Gefangenen als stumpfsinnig schweigendes Rudel gen Héricourt getrieben, dort in einem Fabrikschuppen eingepfercht und mit gallertzäher Erbssuppe gespeist.

Und so ging's noch zwei, drei Tage. Täglich gab's die gleiche stumpfsinnige, entwürdigende Arbeit, die gleiche knappe, sklavenhafte Behandlung, den gleichen würzelosen und doch von der ausgepumpten Natur heiß erlechzten Fraß.

Und kein Bourbaki, noch immer kein Bourbaki!

War's möglich? war Frankreichs letzter, verzweifelter Aufschwung stecken geblieben im lastenden Schnee der unermeßlichen Bergwälder drüben — —?!

XX.

In der munter schwatzenden Schar der rotbekreuzten schwarzmänteligen Mädchen, auf deren blondem, schlichtgescheiteltem Haar das weiße Häubchen mit dem schwarzen Kopftuch fast kokett aufgesteckt war, fühlte Cécile sich im Anfang grenzenlos verlassen. Aber in dem württembergischen Wagen, dessen Abteile durch Quergänge verbunden waren, gab es bald ein reges Hin und Her. Im Anfang blieben die Geschlechter peinlich abgesondert; aber es dauerte nicht lange, und aus dem Nachbarabteil pürschte sich dieser und jener junge, schmissebedeckte Assistenzarzt zur Weiblichkeit hinüber, und ein munteres Geplauder hub an, da Jugend sich zu Jugend fand. Auch Cécile sah sich ins Gespräch hineingezogen, da die meisten der Mädchen ein etwas schwerfälliges und hartes, doch korrektes Französisch zu sprechen wußten. Natürlich erregte sie Aufsehen, bald war bekannt, daß sie die erste junge Dame der Straßburger Gesellschaft sei, welche sich entschlossen habe, in den Dienst der deutschen Liebestätigkeit zu treten, und gar manches Mal bekam sie von den Gefährtinnen recht schmeichelhafte Liebenswürdigkeiten über ihre Anwesenheit zu hören, die sie ruhig und halb schmerzlich, halb verlegen lächelnd über sich ergehen ließ.

Schon längere Zeit war ihr aufgefallen, daß ein Herr in bürgerlicher Tracht, der sich angefunden hatte, sie anteilvoll beobachtete. Endlich nahm der Fremde neben ihr Platz, stellte sich vor als Doktor von Eccius und erzählte ihr, daß er Kriegsberichterstatter eines Hamburger Blattes sei, sich schon seit Monaten in Straßburg aufgehalten habe und nun, da eine verhängnisvolle Entscheidung in unmittelbare Nähe gerückt sei, sich in die Front begeben wolle mit Genehmigung des General-

gouvernements. Herr von Eccius erwies sich als mit den Verhältnissen des Elsaß, seinen Kämpfen und Leiden aufs genaueste vertraut. Er sei Deutschrusse und glaube, aus den herben Erfahrungen seines Heimatlandes heraus, für die Stimmungen und Ängste des Elsaß besonders tiefes Verständnis zu besitzen. Dem entsprachen auch die Ansichten, die er laut werden ließ. Bald waren er und Cécile so vertieft, daß sie fast ausschieden aus der gemeinsamen Unterhaltung der Deutschen ringsum.

Der Journalist meinte, er sei voll Bewunderung, wie glatt und verhältnismäßig reibungslos sich eigentlich die Verhältnisse in Straßburg entwickelt hätten, und schrieb dies vor allem der aufopfernden Vermittelungstätigkeit des Maire, Professor Küß, zu. Da konnte Cécile es sich nicht versagen, sich als Tochter des Belobten bekannt zu geben. Und nun war Herr von Eccius geradezu begeistert! Cécile fragte, was er von der Expedition Bourbakis halte. Da zuckte der Befragte diplomatisch die Achseln: Es sei eine mißliche Sache, in einem Lotteriespiel, wie der Krieg es nun einmal sei, Prophezeiungen loszulassen, zumal wenn man inmitten der einen Partei sich befinde. Beklommen fragte Cécile um die Ansicht ihres Partners über das künftige Schicksal des Elsaß. Der Fremde, dessen Französisch wie das eines Parisers klang, erwiderte:

„Das, Mademoiselle, scheint mir so gut wie entschieden, immer vorbehaltlich des Ausgangs des kühnen Unternehmens des französischen Generals. Sollte es scheitern, so gibt es wohl kein Zurück mehr für die Deutschen, keine Rettung für Ihr armes Heimatland!"

„Ihr armes — sagen Sie? — So steht Ihr Herz auf unserer Seite?"

„Mein Herz ja, nicht mein Verstand! Er sagt mir, daß sich hier ein weltgeschichtlicher Prozeß vollzieht, dessen Opfer Sie sind, der sich nichtsdestoweniger mit unerbittlicher Logik abrollt. Auch ich war vor dem Kriege des tröstlichen Glaubens, daß Vergewaltigungen ganzer Nationalitäten in der Gegenwart nicht mehr möglich seien, außer vielleicht im Lande der Unmöglichkeiten, dem ich durch meine Staatsangehörigkeit tributpflichtig bin. Aber es gilt wieder einmal von Grund aus umzulernen. Wieder einmal hat sich's gezeigt, daß Napoleon recht hatte, als er den Gott der Schlachten auf seiten der stärkeren

Bataillone stehen ließ. Und die deutschen Bataillone scheinen ja wohl, und da muß ich als Nationaldeutscher schon sagen: glücklicherweise! – verzeihen Sie! – die stärkeren zu sein! Das alles ist so überraschend, so unglaublich, wirft so jede vorgefaßte Meinung über den Haufen – damit gilt es sich abzufinden als mit einer harten Tatsache der Weltgeschichte, selbst wenn Vernunft und Gefühl sich dagegen auflehnen sollten!"

„Und also meinen Sie, Monsieur, daß uns nichts übrig bleibt, als Deutsche zu werden?"

„Sie sind es schon, Mademoiselle! Die da wollen es, und was die wollen, geschieht. Nicht die Begeisterung, nicht die Hingabe entscheiden, sondern die Kriegskunst, der Wille und die Kraft! Sie sind es, vor denen die bunten Farben, mit denen die Geographen auf ihren Atlanten die Länder voneinander abgrenzen, zerrinnen wie die Farbenkleckse auf der Palette des Malers."

„Und wir, die Menschen, die Herzen, die Gefühle, die Überlieferungen – –?"

„Sind ein Hauch, sind Spreu vor dem Winde, wenn der übermächtige Wille triumphiert."

„Und die Kultur, die Gemeinsamkeit des Empfindens, die Bande des Blutes, der Verwandtschaft, der Handelsbeziehungen?"

„Es scheint, das alles sind Phantome, in Träumerhirnen ausgebrütet, gut vielleicht für Friedenszeiten, im Kriege aber verurteilt, dahinzuschwinden wie Märzschnee vor der Frühlingssonne, wenn der Augenblick weltgeschichtlicher Umgestaltungen gekommen ist ..."

– – – – – – – – – – – – – – – – – –

In Mülhausen wurde umgestiegen, und es war Cécile ein seltsam beklemmendes Gefühl, auf dem wohlbekannten Bahnhof zu stehen, auf dem sie hundertmal zu fröhlicher Gemeinsamkeit von den Verwandten abgeholt worden war. Es war ihr wie eine heimliche Sorge, dort möchte jemand vom Hause Jean Küß sie sehen in ihrem schlichten schwarzen Kleid und mit der Binde des Roten Kreuzes um den Arm, bereit, sich in den Dienst der Invasion zu stellen, wenn auch nur als Dolmetscherin, zu Nutz und Frommen ihrer armen, verwundeten Landsleute. Aber nur Uniformen wimmelten auf dem Bahnhof umher, und

noch toller war das Gewühl in Dannemarie, der letzten Etappenstation der Belagerungszone. Hier standen Schlitten bereit für die Offiziere, die Ärzte, die Schwestern, während die angekommenen Ersatzmannschaften den Fußmarsch antreten mußten. Die Schlitten waren einfach Bauernwagen, auf hastig zusammengeschreinerte und mit Wagenreifen unterlegte Kufen gesetzt. Wirkliche Schlitten waren in der Gegend selten, weil die Witterung fast nie eine zusammenhängende Schneebahn bildete und auf den bergigen Wegen der eisige Jurawind hier blanke Stellen fegte, dort hohe Schneeschanzen auftürmte.

Auf der Etappe hatte noch eine Art gemütlicher Manöverstimmung geherrscht. Nun war man plötzlich in der Region des Krieges mit allen seinen Schrecken und seiner furchtbaren Einsamkeit. Es war eine geheimnisvolle Atmosphäre von finsterem Ernst, die auf der Gegend lagerte. Die Dörfer ausgestorben, oder wenn sich ja einmal hinter den dicht geschlossenen Läden vorlugend ein Menschenantlitz zeigte, so fuhr es schnell und entsetzt zurück, sobald die Uniformen vorübersausten. An jedem Brückenübergang blinkten die Bajonette wachthabender Landwehrleute. Die Straßen waren unter der Schneedecke tief ausgefahren von den Transporten der schweren Artillerie und ihrer Munition. Jammervoll war der Anblick der zahlreichen Pferdeleichen, die am Wegrand lagen. Lachen geronnenen Bluts waren ihren Nüstern entströmt, die Leiber aufgequollen, jetzt zum Glück aber steif gefroren und meist schon halb vom Schnee verschüttet. Allerorten gaben Ruinen niedergebrannter Häuser Zeugnis von vergangenen Kämpfen und Schrecknissen ... Mählich immer deutlicher scholl durch die frühe sinkende Dämmerung das gelassene, ferne Knurren des Bombardements. Eine Schlacht aber schien auch heut, am dreizehnten Januar, noch nicht im Gang, wenigstens meinte Doktor von Eccius, der auch im Schlitten Céciles Nachbar geblieben war, das ferne Dröhnen lasse nur auf den Fortgang der Beschießung, nicht aber auf einen Zusammenstoß größerer Truppenmassen schließen. Die Gespräche waren stiller geworden. Lähmend legte sich die Nähe der Schlachtzone auf Herz und Sinn der Neulinge.

Es dunkelte schon stark, als nach vierstündiger Fahrt die Baseler Landstraße sich vom Gebirge her in rascher Drehung zu Tal senkte, und plötzlich zwischen den Höhen das majestätische

Bild des hoch wie der Kopf eines kauernden Löwen aufgereckten Steinkegels des Schlosses auftauchte, um gleich darauf hinter den Häusern des Dorfes Pérouse zu verschwinden. Hier bog der Schlitten von der Landstraße ab, um auf kärglichem Landwege den Belagerungsgürtel zu umfahren.

Immer kälter und schauriger wurde die Fahrt. Man passierte das Dorf Danjoutin, das vor kurzem erst in die Hände der Deutschen gefallen und bei den heftigen Kämpfen, deren Mittelpunkt es gewesen, zur Hälfte in Flammen aufgegangen war. Und eine halbe Stunde später ging's durch ein zweites Dorf, bei dessen Namen Cécile zusammenzuckte. Es war Bavilliers ... Hier also hatte ihres Bruders Geschick sich erfüllt ... Sie hatte ihre ganze Geschichte, auch die von Louis' verhängnisvollem Streich, Herrn Doktor von Eccius anvertraut, und der erbot sich, hier auszusteigen und sich zu erkundigen, ob etwa der junge Küß noch hier in Haft sei, und ein Wiedersehen der Geschwister sich ermöglichen lasse. Aber Cécile wehrte ab. Sie mochte nicht noch mehr auffallen, mochte nicht gleich im Anfang ihre Privatangelegenheiten in den Dienst mischen, dem sie sich gewidmet, die egoistischen Beweggründe zutage dringen lassen, die sie der Armee der Barmherzigkeit zugeführt ... Wohl aber bat sie Herrn von Eccius, sich zu erkundigen, welcher Truppenteil die Besatzung bilde. Und sie schrak heißerglühend zusammen, als ihr Begleiter meldete, es sei das dritte kombinierte Pommersche Landwehrregiment ... Also hier war, den ihre Seele suchte!

Doch schon hasteten die Schlitten von dannen, und nach zwanzig Minuten erreichte man ein langgestrecktes Dorf namens Essert. In einem alten Schloß, das dornröschenhaft hinter den schneebelasteten Buchen und Kastanien eines mächtigen Parkes träumte, war eines der Feldlazarette eingerichtet, die bestimmt waren, die Opfer der herannahenden Entscheidungsschlacht aufzunehmen. Und hier auch erfuhr man die ersten bestimmten Neuigkeiten über den Stand der Aktion. Bourbaki war tatsächlich seit dem Neunten, seit dem furchtbaren Zusammenstoß bei Villersexel, kaum vom Fleck gekommen. So war es dem General Werder gelungen, in weitem Umgehungsmarsch vor den Franzosen Hérciourt zu erreichen, und man war im Begriff, in fieberhafter Arbeit die Bergkette östlich des Lisainebaches in eine Festung umzuwandeln. Vor der Front allerdings hätten seit

Mittag heftige Kämpfe stattgefunden, ohne daß doch der Angreifer wesentliche Fortschritte gemacht hätte.

Doktor von Eccius verabschiedete sich von Cécile, um sich beim Ortskommandanten zu melden und sein Beglaubigungsschreiben zu überreichen. Die Damen vom Roten Kreuz wurden im Oberstock des Schlosses einquartiert. Und mit Staunen sah sich Cécile plötzlich inmitten der verstaubten Pracht eines alten, verwahrlosten und zum Überfluß durch das Hin und Wider der militärischen Besetzung in rücksichtsloser Weise beschlagnahmten Herrensitzes.

Früh und schaurig sank die Winternacht. Die deutschen Mädchen richteten sich in der Diele des Herrenhauses ein, hart unter der schwerfällig emporsteigenden Eichentreppe. Zwei, drei winzige Talgkerzenstümpfchen, das war die ganze Beleuchtung, glühheißer Kaffee, Konservensuppe und Kommißbrot die Atzung.

Das muntere Schwatzen der aus allen deutschen Gauen zusammengeschneiten Helferinnen dünkte Cécile auf die Dauer unerträglich. Sie trat aus der Pforte in die eisige Schneewelt des versunkenen Parkes hinaus. Droben feierliches Sternegefunkel, ringsum ängstende Finsternis, durch die ein paar mattgelbe Lichtfünkchen flimmerten. Die einen blieben stehen, die andern huschten hin und her. Die dicke Schneeschicht mochte gar manches Geräusch ertöten, und doch waren ringsum hundert Stimmen und geheimnisvolle Laute vernehmbar, die zusammenrannen zur quälenden Symphonie eines verhängnisschweren Geschehens. Die Schneedecke knackte unterm Fußtritt von Hunderten schwerer Stiefel, die jenseits der Parkmauer vorübertraben mochten. Räderrollen und das Gleiten von Schlittenkufen, Pferdeschnauben klang dazwischen. Aus der Ferne aber scholl's wie das An- und Abschwellen einer Meeresbrandung, die ihre Wogen wider das Felsengezack einer Meeresküste schleudert, und ab und an klang ein dumpfes Stampfen hinein. Gott — waren das nicht Kanonenschläge? War das nicht Schlachtlärm? Von Südwesten klang's herüber. Dort mußten sie aneinander sein, die Heere der Befreier und das Häuflein Deutscher, das Werder ihnen entgegenzustellen hatte . . .

Und du, Cécile, wie kommst du hierher in dieses Grauen? Du aus deiner zierlichen Mädchenkammer, aus dem engvertrau-

ten Heimatfrieden deines Vaterhauses? Was geht's dich an, das blutige Geschäft, das die da hinten wirken?

O ja, es ging sie schon an! Den gleichen Kampf, der die zwei Heere da draußen widereinanderwarf, den fühlte sie in ihrem eigenen Herzen. Was all die Tausende und aber Tausende unbekannten Männer da draußen zwang, ihr heißes Herzblut an die Entscheidung dieser Schreckensnacht zu setzen, das war der Kampf zweier Ideen, zweier Ideale vom höchsten Wesen des Menschentums. Zweier Ideale, die Gestalt gewonnen hatten in zwei nachbarlich auf der Menschenerde angesiedelten Völkern, deren jedes in jahrhundertelanger Geschichte sich zu einem Sonderwesen, zu einer menschengleichen Gesamtpersönlichkeit emporentwickelt hatte, welche ihr Wesen jedem der Volksgenossen mitteilte, die in ihrem Schutz heranreiften ...

Um jedes einzelne von diesen tausend Herzen da hinten ging's ... Und es geht auch um dein Herz, kleine Cécile! Sie wollen das Elsaß, deine Heimat, und sie wollen dich, sie wollen dein Herz!

O ja, es ging sie schon an, das furchtbare Ringen der Völker. Und es war nicht mehr wie recht und billig, daß es einen drängte, da zu sein, wo das gigantische Würfelspiel gewürfelt wurde ...

— — — — — — — — — — — — — — — —

Am frühen Morgen des fünfzehnten Januar kauerte Louis Küß mit einem Teil der Arbeitergruppe, der er angehörte, in einem frostdurchschauerten Erdloch seitwärts der Positionsbatterie Schweder. Sechs Geschütze standen schon seit fünf Tagen gefechtsbereit mit Front auf Héricourt; ein siebentes war in der Dämmerung noch herangeschafft und in Stellung gebracht worden. Je fünfzig Granaten und je zwanzig Schrapnells staken in den Verbrauchsmunitionsgelassen, welche Louis und seine Leidensgefährten neben den Geschützen hatten einwühlen müssen. Das war harte Arbeit gewesen. Louis' Hände waren von blauroten Frostrissen und blutbekrusteten Narben wie zersägt.

Die Gefangenen hatten strengen Befehl, in ihrem Loch zu bleiben. Sie fügten sich auch ohne Murren in das Schicksal der halb tierischen Existenz, die ihnen anbefohlen war. Aber Louis Küß litt viel stärker noch, denn unter Frost und Entwürdigung, unter dem Fieberdrang, zu schauen — da er nicht mithandeln

durfte, doch mindestens mitzuerleben. Und das sollte nun nicht sein!

Aber keine Macht der Erde sollte ihn hindern, sich in der Nähe des in dem froststarren Boden eingemeißelten Aufgangs aufzuhalten und, sobald irgend das Gefecht die Aufmerksamkeit seiner Wächter ablenken würde, mindestens bis zur Augenhöhe aus dem unterirdischen Kerker aufzutauchen, den er selber sich hatte wühlen helfen müssen. Denn heute, ja heute würde es endlich, endlich, nach fünf Tagen Harrens und Schuftens, endlich zur Entscheidung kommen!

Jeder wußte es — Bourbaki war heran. Schmählich langsam, doch auf die Dauer unwiderstehlich hatte die ungeheure Überzahl seiner Heeresmassen die schwachen Vorstellungen der Deutschen vor sich hergeschoben. Heute galt's!

Und nun verging abermals eine Stunde, seit die Batterie sich frühmorgens um sieben mit all ihrem Zubehör schußbereit gemacht. Und statt der erhofften Schlacht kam um acht Uhr plötzlich der Befehl, der schneidenden Kälte wegen nach Héricourt zurückzumarschieren und Alarmtagesquartiere zu beziehen. Also galt's aufs neue hinter den Bedienungsmannschaften der Batterie bergabwärts zu stapfen. War's möglich — auch heute wieder nichts?

Doch kaum war man wieder in der Hauptstraße angelangt, da brodelte jenseits der Stadt ein scharfes Geknatter auf. Im Nu hatte der Kompagniechef seine Kanoniere herumgeworfen, und im Marsch! Marsch! stob alles wieder die Anhöhe zum Batteriestand hinauf. Die Gefangenen, vom rauhen Zuruf ihrer Wächter in Bewegung gebracht, folgten erst langsam und dann, nachdem einige Kolbenstöße Leben in ihre Reihen gebracht, gleichfalls in raschem Lauf. An ihnen vorüber preschten, schneeumstiebt und keuchend, die Gespanne, rasselten die Geschütze einer leichten preußischen Feldbatterie, die alsbald vorwärts der Anhöhe in Stellung ging. Und kaum waren die Gefangenen in ihrem Unterstand angelangt, da dröhnte ein gewaltiger Knall, schütterte die Erde ihres Gelasses. Und nun ging's Schlag auf Schlag. Immer sieben furchtbare Erschütterungen unmittelbar hintereinander.

Louis hielt sich nicht länger. Er kroch die glattgefrorenen Treppenstufen des Verlieses empor, und wie ein Wiesel aus

dem Nest, halb scheu, halb frech, so lugte er zur Batterie hinüber. Doch in demselben Augenblick fuhr er zurück. Dicht vor seinem Auge sauste mit einem seltsamen, klirrenden Geheul ein Etwas vorüber, schlug schwer auf dem froststarren Boden auf. Der Luftdruck warf Louis' Kopf an die jenseitige Wand des Treppeneingangs, daß sein Schädel dröhnte und tausend feurige Räder in seinem Hirn umherkreiselten. Und dann ein Dröhnen, als berste die Erde, und ein Sprühen von Dreck und Feuer, ein Prasseln und ein stinkender falber Qualm, der dem Knaben den Rest der Besinnung nahm. Als er sich wieder zusammengefunden, hielt es ihn doch nicht im schmalen Treppenschacht. Mit wüstem Schädel kroch er wiederum zum Eingang empor und spähte hinaus. Schau! Dicht neben dem Loch, das ihn und seine Schicksalsgenossen barg, klaffte ein gräßlicher Krater, ein kreisförmiger Trichter, tief, tief in den felsgleich gefrorenen Boden hineingewühlt.

Und die Kanoniere — waren sie nicht vom Erdboden weggefegt mitsamt ihren Geschützen? Nein — nicht ein einziger lag ... und gelassen lächelnd, mit maschinenmäßigen Bewegungen arbeiteten sie an ihren Geschützen, jeder einen weißen Wattepfropfen im Ohr. Nun ertönten messerscharfe Kommandos, und Louis schrie auf vor Schreck und Schmerz: ein siebenfaches Dröhnen, daß ihm die Trommelfelle springen wollten — und aus den gierig vorgereckten Mäulern der Geschütze flogen sieben Flammenstrahlen, pufften sieben Qualmsäulen, ballten sich zu einem ungeheuren grauen Wolkenturm zusammen, der sich hoch und immer höher in die blaue Sonntagmorgenluft emporreckte, dann endlich sich seitwärts neigte und als formlos träge Masse gen Südwesten strich.

Als der Blick nach vorn wieder freigeworden war, versuchte Louis sich noch weiter aufzurecken und das Ziel zu erspähen, dem die grauenvollen Grüße der Feinde zugedacht waren. Mit einemmal schrien die Kanoniere hell auf in tollem Jubel — und sieh, dahinten, wo jenseits der Stadt, ganz deutlich erkennbar, die Landstraße vom Dorfe Tavey sich über die glatte Schneefläche der Berghalde waldabwärts zog, da sah man nun ein Gewimmel und Gekribbel schwarzer Punkte, die in tollem Hasten wald- und dorfwärts zurückstrebten. Ah — also das waren Bourbakis Scharen, und der Einschlag der Granaten hatte sie wie Heuschreckenschwärme auseinandergejagt!

Aber nun dröhnte es auch da drüben viermal scharf auf, und jenseits des Dorfes schossen die weißen Wolkentürme empor. Drei Sekunden später kam ein Heulen durch die Luft geschwirrt, und plötzlich pafften hart vor den tief in die Erde eingewühlten Deckungsständen der Batterie vier weiße Wölkchen auf, scharf ausgerichtet, wie von der Hand eines Exerziermeisters gedrillt. Im selben Moment prasselte ein Hagel metallener Schloßen hernieder, schlug mit dumpfem Klack in die schneebestiebten Wälle, klirrte mit hellem Anprall wider die bronzenen Geschützrohre.

Die preußischen Kanoniere hatten sich längst platt zu Boden geworfen und sprangen nun einer nach dem andern prustend und lachend empor. Nicht einen hatte der feurige Hagel getroffen! Und sieh! schon waren sie wieder in Tätigkeit, schoben die einundeinhalb Hand langen, mit Messingstreifen eingefaßten Zuckerhüte in die Verschlüsse ihrer Rohre, stießen die Kartuschen hinterdrein — zwei Griffe — ein Klapp — nun ein rasches Einstellen — ein scharfer Blick des Richtkanoniers über die Visiereinrichtung — und mit zwei Sprüngen standen sie alle wieder neben ihren Geschützen in starrem Lauschen. Dann von links, wo der Kompagniechef stand, das scharfe Kommando. Und diesmal hielt Louis Küß sich rechtzeitig die Ohren zu, so daß der siebenfache Knall nur gedämpft an seine Sinne drang, dieweil um ihn die Erde wankte, der siebenfache Feuersprudel aufsprühte, der gigantische Qualmturm aufs neue sich emporbaute ins Winterblau.

Doch horch! Aufs neue nun der vierfache Knall da drüben! Aufs neue tauchten die Schwarzmäntel hinter ihre Deckungen, aufs neue pfiff's heulend heran, doch diesmal in einem dunkleren Ton. Und ein dumpfer Schlag, zwei, drei, vier ... Vier schwärzliche Ungeheuer sausten hernieder. An vier Stellen zugleich öffnete sich die Erde, spie Flammen, Qualm, gefrorene Erdklumpen, scheußlich gezackte Eisenbrocken.

Wie eine Maus in ihr Loch war Louis Küß zurückgefahren. Als er mit schlotternden Kinnbacken wieder auftauchte, waren nicht all die Schwarzmäntel wieder aufgesprungen. Einer von ihnen lag steif wie ein Sack im Schnee, ein anderer krümmte sich dicht neben dem Lafettenschwanz seines Geschützes mit mühsam unterdrücktem Stöhnen und hielt mit beiden Händen den

zerrissenen Bauch, aus dem ein Guß dunklen Blutes über Koppel und Mantelfetzen in den Schnee rann.

„Arbeiter heraus!" klang die Stimme des Hauptmanns auf französisch durch den Stand. „Den Toten beiseit — den Verwundeten aufbahren und nach Héricourt hinein!"

Wie der Wind war Louis draußen. Der Tote interessierte ihn nicht. Er sprang zu dem Verwundeten. Ihm war's eine grausame Genugtuung, den Feind im Blut sich wälzen zu sehen. Doch als er nun näher trat, die versteinert starrenden Augen erblickte, das grüne Gesicht überm struppigen Bart, das angstvolle Tasten der jäh verblaßten Hände, die wie gelähmt von Schmerz und Entsetzen an den zerrissenen Eingeweiden entlang fingerten — da regte sich tief in seiner Brust ein sanfteres Gefühl. Voran den schlotternden Gefährten, die erst mit unsanftem Zuspruch aus ihrem Loch herangeschafft werden mußten, hob er vorsichtig den Schwerverletzten auf die bereite Bahre, und langsam trugen sie, Louis vorn, ein pockennarbiger Rotbehoster hinten, zwei Mann Ablösung hinterdrein, den wunden Feind die Schneehalde hinab, der Stadt zu.

Über die Köpfe der unsicher Schreitenden hinüber und herüber tobte der Graus des Artilleriegefechtes, zogen die Granaten heulend und schlürfend ihre Bahn durch das Blau, pafften weiße Wölkchen, fegte die Kugelsaat der Schrapnells.

Verlassen lagen die Straßen und Gassen von Héricourt. Die Einwohner schienen wie verschwunden vom Erdboden. In den Kellern mochten sie sich geborgen haben, dieweil die Hölle über ihre Stadt hinwegbrauste. Nur vom Westen her brodelte das Infanteriegefecht, klang das Schmettern der Sturmhörner und das gellende „Vive la République!" der anstürmenden Tausende Bourbakis.

Aber es kam nicht näher. Es erstarb, das wilde, dumpfe Geheul, es zerriß und zerbröckelte. Und wiederum kein Menschenlaut, keiner als das matte Knirschen der Schritte der vier Franzosen, die, von einem Sanitätssoldaten gefolgt, den wunden Feind die Straße entlang zum Marktplatz trugen, dorthin, wo vom First des Hôtel de Ville die weiße Fahne mit dem roten Kreuz flatterte.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Für die kleine Mädchenschar, die hinter den berauhreiften Kastanien des Schloßparkes von Essert auf Arbeit harrte, ver-

ging der fünfzehnte Januar in einem endlosen, herz- und hirnzermürbenden Warten. Von hinten dröhnte der Hall der Belagerungsgeschütze hinüber, die den Verteidigern Belforts verkündigen wollten, daß der Angreifer trotz der dräuenden Gefahr in seinem Rücken nach wie vor auf dem Posten sei. Von Süden her, von der Lisainefront, brüllte die Schlacht, bald furchtbar anschwellend, bald in sich zusammensinkend wie ein ausgebranntes Flammenmeer, um plötzlich aufs neue aufzulodern.

Um die Mittagsstunde aber ward es auch da vorn gen Westen lebendig. Es schien, jenseits der langen Höhenkette, die selbst von den höchsten Fenstern des Schloßdaches den Ausblick gen Westen abschloß, seien zwei getrennte Gefechte im Gang. Denn deutlich unterscheidbar scholl von Südwesten und weiter nördlich, wo die Karte das Dorf Chènebier verzeichnete, das stoßende, stampfende Krachen des Geschützfeuers und das breit hinrollende Geknatter des Schützengefechts. Und hüben wie drüben stieg je eine breite Qualmschicht über den bewaldeten Säumen der Berge empor. Zur Rechten aber wuchs eine steile, schwärzliche Dampfsäule aus dem Brodem der Schlacht, hob sich immer höher und höher, bis sie ganz droben in Dunst zerging. Dort brannte wohl ein Dorf.

Cécile stand abgesondert vom Schwarm der Deutschen in ein Mansardenfenster des Dachgeschosses geschmiegt. Immerfort mußte sie mit dem Anhauch ihres Mundes die Eisblumenschicht auftauen, welche die staubbedeckten Scheiben immer aufs neue überzog. Einmal hatte sie versucht, das Fenster zu öffnen, aber die Kälte, die von draußen hereindrang, schnitt so grimmig in die Haut, daß Cécile hastig mit verklammten Fingern das Fenster wieder schloß. Ihr ganzer Leib schlotterte vor Kälte und Grausen. Schon der entfernte Widerhall der Schlacht durchrüttelte sie mit allen Schaudern der Vernichtung. Vergessen war des Kampfes Preis, vergessen sein Sinn. Das kalte Entsetzen, das von dem großen Würgen da hinten in die augenblickliche Sicherheit hinüberfror, verdrängte alle anderen Empfindungen und Gedanken. Wenn das näher kam — mein Gott — wenn das sich herüberwälzte bis hierher! Bis zu diesem friedvollen Asyl hinter den bereiften Kastanien, hinter der bergenden Schloßmauer! Und das mußte es doch, wenn Bourbakis Scharen, wenn die Befreierscharen siegen sollten . . .

Aber nein — es kam nicht näher. Doch etwas anderes meldete sich: die Arbeit.

Es dunkelte schon, da hoben sich auf der Avenue, die von den niederen Häusergruppen des Dörfchens Essert zum Schloß führte, dunkle Punkte ab, die sich schwerfällig heranschoben. Und schon scholl vom Treppenhause her die Stimme der Ärzte, welche die Schwestern an ihre Plätze riefen. Und als die Mädchen drunten ankamen, stand schon ein halbes Dutzend Schwarzmäntel in der Halle mit verquollenen, blutbestriemten Gesichtern, mit zerfetzten Armen und Schultern, erstarrt und verblödet von Blutverlust und Frost. Und da griff auch Cécile zu, ohne lange zu fragen, ob sie gebraucht werde. Sie hatte das Handwerk der Fürsorge nicht gelernt wie die andern Mädchen — doch brauchte das überhaupt gelernt zu werden? Der weibliche Instinkt der Hilfsbereitschaft — sollte er nicht genügen, um die armen Burschen zu stützen, aufs bereite Stroh zu betten, die blutigen Lappen von den verstümmelten Gliedern zu trennen, die rauchenden Wunden für den Zugriff der Ärzte freizulegen? Aber gar bald wurde Cécile gewahr: das war ein Irrtum! Was die gelernten Schwestern mit einem leichten Handgriff schafften — Cécile brachte es mit Anstemmen all ihrer Kraft nicht zuwege. Die geschulten Hände der Kameradinnen wirkten Wohltat, ihre ungelenken Pein. Und bald sah sie sich zur Rolle der Handlangerin verurteilt, die froh sein muß, Stroh schütten, Arznei und Verbandzeug zureichen zu dürfen . . .

Und immer neue Scharen quollen herein. Bald waren der Hände viel zu wenig, um all dem Leid zu steuern, das hereinwogte wie ein schwarzroter Strom des Jammers.

Nur das eine kam nicht, was Cécile mit Sehnsucht erwartete, was ihrem Hiersein Berechtigung verliehen hätte: Gefangene kamen nicht. Mochte die Französin in ihr frohlocken — das hilfsbereite Weib in ihr mußte darben. So stand sie meist beiseite und hatte Muße, die Gesichter der Feinde zu studieren. Nach und nach verstand sie auch die erregten Erzählungen der leichter Verwundeten. Es waren fast ausnahmslos Badener, und die Mundart machte ihr weniger Beschwer als den norddeutschen Helferinnen. Da hörte sie denn, daß es am rechten Flügel bei Chagey sehr ernst für die Deutschen stehe. Nachmittags um vier Uhr hätten die Franzosen einen allgemeinen

Sturm auf das Dorf unternommen — freilich, der sei abgeschlagen worden ... und mit blitzenden Augen und fuchtelnden Fäusten schilderten die Badener, wie sie zum Gegenstoß aus dem Dorf hervorgebrochen seien und den fliehenden Gegner über die gefrorene Lisaine hinüber bis auf die jenseitigen Höhen verfolgt hätten. Aber die Verluste seien riesig gewesen, beträchtliche feindliche Verstärkungen seien gegen Abend im Anmarsch gemeldet worden.

Rasch sank indes tiefe Dämmerung auf die weiten Hallen und unwirtlichen Säle des halb verwüsteten Schlosses. Beleuchtung mangelte fast ganz. Durch den Dunst äugte nur hier und da eine Kerze, die mit ein paar Tropfen Stearin auf einem Fenstersims, auf dem Treppengeländer angekittet worden war. Was die Vorräte des Schlosses nicht hergaben, das lieferten die Taschen der verwundeten Mannschaften. Fast jeder Ankömmling hatte ein paar Kerzenstümpfchen irgendwo aufbewahrt. Dennoch lastete müdes Halblicht über dem düstern Bilde des Jammers.

Gestaltlose Traurigkeit senkte sich immer tiefer auf Céciles Seele. Da stand sie nun inmitten der Feinde, kraft eigenen Willens und doch willenlos hineingewirbelt in den Schwall ungeheurer Geschehnisse, losgerissen von allem, was jemals Festes unter ihren Füßen gewesen war. Und wenn sie ihres Bruders gedachte, der da hinten in Bavilliers im Keller irgendeines Bauernhauses schmachten mochte, dann war's ihr fast, als sei ihre eigene Fahrt ins Unbekannte noch törichter und sinnloser als des Bruders Flucht in den Krieg ...

*

XXI.

In der Nacht vom fünfzehnten auf den sechzehnten Januar wurde der Gefangenentrupp, zu dem Louis Küß gehörte, von seinem harten Lager in einem Schuppen der Eisengießerei am Südostausgange von Héricourt rauh geweckt, und unter Führung zweier berittener Artilleriesergeanten hieß es durch die eisige Winternacht gen Norden trotten. Es war ein stundenlanger Marsch auf vergletscherten Waldpfaden, talab, bergauf, daß die Lungen keuchten, daß der Schweiß die armseligen Lumpen der Kittel und Uniformen durchtränkte, während die Hände im Frost erstarrten. Dabei lag die ganze Gegend völlig menschenverlassen, als sei nicht ein halbes Hunderttausend hüben und einundeinhalbes Hunderttausend drüben zu zähneknirschendem Entscheidungsringen auf engem Raum versammelt. In herrlich schweigender Größe dehnte sich die Berglandschaft unterm feierlich blinkenden Sternenhimmel. Und die Menschlein in ihr waren wie verweht und versunken unter dem endlos lastenden Schnee.

Endlich ein Menschenlaut! Ein rauhes „Halt! Wer da?"

Die Führer gaben Losung, und die tief in ihre schwarzen Mäntel, ihre dicken Wollschals vermummten beiden Posten gaben Durchlaß. Ein Dorf tauchte zwischen den pfadlosen Höhen empor. Die Häuser meist von hartem Kampf schon mitgenommen, von Granatlöchern durchsiebt. Hier und dort die rauchenden Trümmer eines Brandes. Und noch immer keine Spur von den Kämpfern, zu deren Deckung die Posten vor dem Dorfeingang gestanden hatten, und deren Füße den Schnee der Dorfgasse zu einer breiigen, hier und da von Blutspuren durchsetzten Masse zusammengestampft hatten, die freilich jetzt wieder

vergletschert war, daß die wunden Füße darüber hinwegstolperten wie über einen Scherbenhaufen.

Doch halt! Am jenseitigen Dorfausgang sah man endlich Leben. Hinter den letzten Häusern glommen kärgliche Wachtfeuer, brodelnde Kochgeschirre hingen darüber, scharfer Kaffeeduft wehte einen Augenblick lang an die schnuppernden Nasen der ausgehungerten Gefangenen. Dort wartete man schon, dort rüstete man sich schon zu dem blutigen Morgen, der kommen sollte.

Die Führer des Trupps empfingen von Schattengestalten, die aus dem Dunkel auftauchten und am sicheren Klang ihrer schnarrenden Stimmen als deutsche Offiziere erkennbar wurden, ein paar knappe Befehle, die sie den Gefangenen in ein ungelenkes und wortarmes Französisch zu übersetzen sich mühten. Wo die Sprache versagte, da half ein Fausthieb, ein Rippenstoß nach, und alsbald waren die Gefangenen längs des Dorfrandes aufgereiht und wühlten sich mit der Hacke durch die Frostrinde hindurch. Unter ihr befand sich eine weiche Erdkrume, die dem Stich des Spatens willig nachgab und sich rasch zu langen Schützengräben auftürmte. Offenbar galt es, diese Häusersäume zu einer hartnäckigen Verteidigung vorzubereiten.

Louis' Hände schmerzten so entsetzlich, daß die Qual jedes Denken übertäubte. Endlich sank der arme Bursche fast besinnungslos in den Graben. Und wie er nun so verloren in dem langen schwarzen Loche saß und aufschaute, da war es schon grauer Morgen ringsum, und eben stapften dicke Massen badischer Infanteristen vom Dorfausgang heran und füllten den Schützengraben in lautloser Behendigkeit mit ihren massigen, eine behagliche Wärme und einen scharfen Schlafdunst ausströmenden Leibern. Nicht wenig verwundert waren die wackeren Durlacher und Heidelberger, in ihrer Mitte einen jungen Knaben zu finden, dessen Elsässisch eine leichte Verständigung erlaubte. Mitleidig betrachteten sie seine blutenden, frostzerschrundeten Fäuste, seine abgehagerte Gestalt, und bald streckten sich Feldflaschen mit noch nicht vollends abgekühltem Kaffee, Stücke halb verschimmelten Brotes ihm entgegen. Gierig griff er zu und fraß eine Weile stumm in sich hinein, was die Feinde ihm darboten. Dann aber schaute er entsetzt empor und spähte nach den Genossen seiner Arbeit und seines Schicksals. Sieh

da — sie waren verschwunden! Die Aufseher mochten sie hinwegbefohlen, ihn dabei übersehen haben.

Was nun? Ganz offen und ehrlich meldete er seinen Wohltätern, wie es um ihn stände. Und eben wollten diese ihren Unteroffizier zu Rate ziehen, da knackte und prasselte es drüben am Hang, da pfiff es über die Käppis der Badener, grelle Befehle schollen, und im Nu kauerten die Schützen, westwärts gewandt, hinter den aufgewühlten Erdwällen und erwiderten mit bedächtig wohlgezieltem Feuer den Angriff.

Louis aber kniete im Schützengraben, verstört, verworren. Über ihm nur ein schmaler Streifen morgengrauen Himmels, und wie ein seltsames Flüstern strich es immerfort ihm zu Häupten dahin, wühlte sich ab und an in die aufgehäuften Wälle, daß die Erde umherspritzte, schlug knallend mit seltsam scharfem Ton wider die Häusermauern da hinten. So saß Louis lange Zeit zwischen den Knien zweier badischer Soldaten, eines blutjungen zu seiner Rechten und eines Graubarts zur Linken. Die zwei waren ganz in ihr Geschäft vertieft, knurrten nur halblaut einander eine Bemerkung, einen Rat zu, lachten kurz und wild auf, wenn sie getroffen zu haben vermeinten, fluchten ingrimmig in sich hinein, wenn es nicht nach Wunsch ging. Auf einmal zuckte es kurz und jäh durch des jüngeren Soldaten Leib, die Knie erschlafften, und langsam sackte der Bursch in sich zusammen, fiel schwer über Louis' Körper, während ein heißer Strom sich über des Knaben Wange und rasch zugreifende Hände ergoß. Die Nachbarn faßten gleichfalls an, betteten den schlanken Körper auf den Boden des Grabens — aber es war schon vorbei. Grüngelb verfiel das jungenhafte Antlitz, von dessen strähnigem Blondhaar das Käppi zurückgesunken war. Halbgeöffnet starrte das erloschene Auge.

Und plötzlich scholl ein Kommandoruf den Schützengraben entlang. Auf allen Lippen antwortete ein harter, knarrender Fluch, und langsam, widerwillig, als könnten sie den Befehl noch nicht recht fassen, wandten die Verteidiger sich um und hoben die schwerfälligen Körper nach rückwärts aus dem Graben heraus. Nur daß gar mancher liegen blieb, vornübergesunken, regungslos.

Der Alte, der an Louis' Seite gekämpft, riß den Zögernden empor:

„Mach g'schwind! Mach g'schwind! Mir kenne uns hier net halte, mir misse z'rück!"

Was war das? Die Feinde wichen? Also ging's vorwärts mit Bourbaki, mit Frankreich?

Seltsam — Louis konnte sich nicht recht freuen. Ihm war's, als sei er mit den Wackeren, die fast die gleiche Sprache redeten wie er, wenn er sich gehen ließ und ganz von der Leber weg schwätzte — als sei er mit ihnen in dieser einen harten Stunde zusammengeschweißt, der Ihren einer geworden. Und wie die trotzigen Gestalten, vom wilder nun heranzischenden Verfolgungsfeuer, vom fernen Jauchzen der Angreifer umsprüht, hoch aufgerichtet, Schritt vor Schritt nach dem schützenden Dorfsaum zurückwichen — da war auf Louis' Lippen das gleiche Knirschen männlicher Wut und unbeugsamen Grimmes wie zwischen den Bärten derer von der anderen Seite des Rheins.

Noch mancher stürzte im Zurückgehen, doch keiner beschleunigte den Schritt. Und wenn Louis einen halben Blick nach rückwärts warf, dann sah er noch um fünf oder zehn Schritt hinter der geradeaus gerichteten Linie der weichenden Schützen die Gestalten ihrer Führer, der Unteroffiziere, der Leutnants.

So erreichte die Schar der aufrechten Geschlagenen den Dorfrand, schob sich dem Eingang zu, turnte mit raschem Sprung über Zäune und Hecken, stapfte durch die Gärten, sammelte sich jenseits in den Gassen, ordnete sich, durchschritt in grimmem Schweigen den Ort, zog sich jenseits in ein Wiesental hinein. Eine Weile waren die Weichenden in Sicherheit vor dem Feuer des Feindes, aber nun paffte es plötzlich droben in der Luft auf mit ärgerlich-knurrendem Ton. Und schau! da droben standen wieder die vier weißen Wölkchen, aufgereiht wie an der Schnur, und in die vorderen Reihen schlug prasselnd ein Hagelschauer. Und da vorn manch schwerer Fall. Ein murmelndes Stöhnen hier und dort. Und im Weiterschreiten rechts und links am Boden leblose oder krampfhaft zuckende Männerkörper.

Vorüber — vorüber — wer fiel, der mußte liegen bleiben. Aber nicht um einen Hauch beschleunigte sich der Rückzug. Auch dann nicht, als nun vom Rande des geräumten Dorfes her das wütende Siegesgebrüll der Verfolger erscholl und aufs neue das Gezwitscher und Geflüster über ihren Köpfen, neben ihren

Knien hinschwirrte, um ab und an abermals einen von ihnen niederzuwerfen.

Auf einmal ging's durch die Reihen der Weichenden wie ein unterdrückter Jubelton: da vorn, wo jenseits einer Häusergruppe beschneite Höhen sich türmten, dröhnte es nun sechsmal hintereinander hell auf, und über die Häupter der Verfolgten schwirrte nun auch von diesseits das grelle Sausen der rettenden Granaten. Jeder Blick flog herum. Und schau! wie hingemalt standen da sechs weiße Wölkchen hart vor dem Rande des eben geräumten Dorfes, von wo der bleierne Gruß herüberpfiff.

„Des isch guet! Des hat g'sesse!"

„Die geben's 'ne fescht uffs Kammesol!"

Im Nu ließ das Geknatter da hinten nach; nur einzelne Schüsse schwirrten noch über die Köpfe der Verfolgten. Und nun knatterte es auch von Schützenfeuer auf am Saume des bergenden Dorfes, dem alle Füße zustrebten. In hellem Pfeifen strich Salve um Salve über die Köpfe der unerschütterten Schar hinweg, dem Verfolger entgegen.

Und wie auf den Lippen der Badener, so formte sich auch auf Louis' Knabenmunde ein halberstickter Jubellaut, ein Laut des Trotzes, der Hoffnung. Immer näher die Häusermasse des Dorfes, an dessen Rande die schützenden, deckenden Rauchwölkchen aufpufften, hinter dem von der Höhe herab Schlag um Schlag der erlösende Donner grollte . . .

Eng scharte sich der Zug der Weichenden zusammen, um den Dorfeingang zu gewinnen und die Front für das Feuer des Verteidigers freizumachen. Auf einmal fühlte Louis von hinten einen grimmigen Stoß an seiner linken Schulter; im selben Augenblick rann's in heißen Güssen über Arm und Nacken. Seine Rechte griff schutzsuchend nach dem Arm des Graubarts, neben dem er sich noch immer gehalten, aber schon wankten ihm die Knie, er stolperte und sackte vornüber in den knietiefen Schnee.

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Meldung für Seine Exzellenz!"

Ein badischer Dragonersergeant sprang vom keuchenden Pferde, das ihn nur mühsam die vereiste Anhöhe hinter der Positionsbatterie Schweder hinangetragen hatte, und trat an die kleine Gruppe der Führer heran, die um General Werder

geschart in fieberhafter Aufregung den Gang des Kampfes westlich Héricourt mit ihren Ferngläsern verfolgten. Nun öffnete sich die Gruppe, und der General nahm mit einer absichtlich gelassenen und doch von geheimer Nervosität durchzuckten Bewegung den abgerissenen Notizbuchzettel aus der Hand des Dragoners.

Stumm las der Feldherr, und die dichten Brauen unterm breiten Mützenschirm zogen sich in unmutigem Sinnen zusammen.

„Degenfeld meldet, er sei bei Chènebier hart bedrängt. Bittet Generalkommando um Verstärkung!"

Der General ließ das Blatt sinken, starrte einen Moment düster und rechnend zu Boden.

„Tut mir leid — brauche die Hauptreserve selber hier bei Héricourt!"

Und dann, nach einem kurzen, letzten Sinnen:

„Noch ein berittener Offizier zur Hand?"

Hermann Eggermann trat vor, die Hand an der Mütze.

„Gut. Schreiben Sie — Sie auch, der Sergeant: ‚An General von Degenfeld, Chènebier. Absendung von Verstärkungen mit Rücksicht auf die Lage des Kampfes bei Héricourt unmöglich. Chènebier ist um jeden Preis zu halten.' — Her mit den Wischen!"

Mit raschem Bleistiftzug unterschrieb der General die beiden Befehle.

„So — der Dragoner zurück zum Feldtelegraphen. Sie, Leutnant Eggermann, über Bavilliers, Mandrevillars, dann quer über die Höhe nach Chènebier ... Und reiten Sie drei Kreuze — verstanden?

Schon saßen die beiden Reiter im Sattel und galoppierten. Der Dragoner zur Chaussee gen Bavilliers, der Infanterist auf schmalem, doch zur Herstellung der Verbindung sorgfältig vorbereitetem Bergpfade gen Mandrevillars.

Hermann Eggermann war von seinem Regimentsführer zum Stabe des Kommandierenden gesandt worden, um gemäß dem Befehl des Belagerungskorps die Verbindung zwischen diesem und dem fechtenden Heere an der Lisaine aufrechtzuerhalten. Aber so weit ausgedehnt war die Stellung der Armee, so schwer die Aufgabe, all ihre weitzerstreuten Elemente an der

Schnur des einen Lenkerwillens zu halten, daß neben dem Feldtelegraphen, der die Hauptorte verband, jeder berittene Offizier, der noch irgend verfügbar war, zum Ordonnanzieren innerhalb der Front herangemußt hatte, nun schon vier Tage lang. Eggermann spürte seine Knochen. Der Gaul war ausgepumpt bis zum letzten Hauch. Es galt ihn zu schonen, sollte er nicht vollends zusammenklappen.

Eggermann zog die Karte zu Rate, teilte den Weg sorgsam ein, die Steigungen Schritt, die Senkungen einen gemächlichen Trab, die ebenen Strecken Galopp. Er wußte, der Telegraph reichte nur bis Frahier, von dort aus mußte der Befehl ohnehin durch einen Meldereiter zu General von Degenfeld nach Chènebier weitergegeben werden. Wurde der Reiter abgeschossen, so ging der Befehl verloren, wenn er selber ihn nicht hinbrachte. Darum die doppelte Beförderung! Also es galt! Und Hermann Eggermann war längst ein harter Feldsoldat. Nichts lebte in ihm in dieser Stunde als die Pflicht des Augenblicks. Es hieß die letzte Willenskraft anspannen, den geheimnisvollen Zusammenhang nicht einen Augenblick zu verlieren, der den Willen des Reiters in das dumpfe Hirn, in die leitungsbedürftigen Nerven des Pferdes überströmen ließ. Und kein Gedanke, keiner irrte ab, nicht zur alten Mutter in die Heimat, nicht zu dem rotblonden Mädchenkopf in der Münstergasse in Straßburg. –

Nach einer Stunde bedachtsam angespannten Reitens war der Gipfel des Waldberges jenseits Mandrevillars erstiegen. In jungfräulicher Unberührtheit lag die endlose Schneewüste zwischen den hochstämmigen Eichenwipfeln vor dem Reiter, der nun querwaldein zu Tal strebte, nur vom Kompaß geleitet, da die Karte zwecklos war. Endlich war der Waldsaum drunten erreicht – verflucht! – zu spät gekommen! Da drunten im Tal tobte der Kampf, dessen Getöse, von allen Stämmen ringsum zurückgeworfen und vertausendfacht, des einsamen Reiters Ohr betäubte. Ganz deutlich war's zu erkennen – schon flutete das Detachement Degenfeld rückwärts gen Frahier. Schon war der Westrand von Chènebier vom Feinde besetzt, und über das Tal der vereisten Lisaine hinüber kreuzten sich die Granaten der Angreifer und die der badischen Aufnahmestellung. Also gen Frahier! Es wäre Wahnsinn gewesen, den Abstieg ins Lisainetal fortzusetzen. Es galt kehrtzumachen und über den Gipfel des

Bois d'Essoyeux gen Frahier zu streben. Armes Tier! Deinen Frieden kriegst du so bald nicht!

Kein Schritt Galopp, ja kaum mehr ein mattes Träbchen war aus dem armen Schinder noch herauszuholen. Und als die ersten Häuser von Frahier erreicht waren, sank bereits die frühe Dunkelheit. Sehr ungnädig nahm der General den Befehl des Chefs entgegen:

„Sie haben wohl die Augen nur nach vorn und nicht im Rücken gehabt, Herr Leutnant, sonst müßten Sie wissen, daß der Feind bereits auf dem linken Lisaineufer steht und Infanterie in den Wald schickt, durch den Sie eben gekommen sein müssen! Nicht einmal Frahier kann ich halten, wenn ich nicht abgeschnitten werden will. Reiten Sie zurück und melden Sie Seiner Exzellenz, daß ich bis zur Ferme Rougeot zurückgehe. Wenn ich Ihnen aber einen guten Rat geben darf, so bleiben Sie auf der Chaussee bis Essert und schlagen Sie sich dann nach Bavilliers hinüber, um auf die große Heerstraße zu kommen. Dort kennen Sie wahrscheinlich Weg und Steg. In den Bergen und Wäldern verirren Sie sich in der Dunkelheit, bleiben stecken oder fallen gar den feindlichen Patrouillen in die Finger!"

Also: Kehrt — Marsch! und in drei Teufels Namen wieder in den Sattel!

Es war ein halsbrecherisches Unternehmen, sich durch die nun schon ganz umdunkelten Straßen hindurchzuwinden, die mit Munitionskolonnen vollgepfropft waren, mit dunklen Massen harrender Infanterie, die an den Häusermauern gegen die beständig herübersprühenden Schrapnellsalven des feindlichen Verfolgungsfeuers Deckung suchte. Auf der Chaussee fluteten die Kolonnen des zurückweichenden Detachements gen Südosten, im Schutz der Berge und nicht mehr vom Feinde belästigt. Eggermann suchte sie zu überholen, aber vergebens! Der Braune war nicht mehr in Trab zu bringen.

So blieb dem Ordonnanzreiter nichts anderes übrig, als sich an einen in der Kolonne reitenden badischen Hauptmann anzuschließen und sich von diesem das Schicksal des Tages erzählen zu lassen. Es stand verdammt faul auf dem rechten Flügel! Durch den Rückzug auf die Ferme Rougeot war er schon so gut wie eingedrückt, und wenn auch die Hauptchaussee nach Belfort noch nicht freigegeben war, mußte man damit rechnen, daß der

Feind von Chagey aus über Chalonvillars auf Essert vorstieße und das ganze Detachement Degenfeld abschnitte ... Dann war der Weg auf Belfort frei, denn in Essert stand nichts mehr als das Feldlazarett im Schloß ...

In finstrem Schweigen ritten die Herren inmitten der düstren Massen der Zurückgeworfenen, die sich fast lautlos durch die unendliche Schneewüste dahinwanden. Was half's, wenn die uneinnehmbare Stellung gehalten wurde zwischen Héricourt und Montbéliard! Offenbar hatte Exzellenz Werder den rechten Flügel gründlich vernachlässigt, und nun hatte man die Bescherung!

Und was dann? Keiner wagte es laut auszusprechen, doch jeder fühlte das gleiche: Belfort entsetzt, Bourbakis Hunderttausende sich ins Elsaß wälzend, über den Rhein nach Süddeutschland hinein! Und das alles im Augenblick, da der Krieg schon zu Ende gewesen war ...

Eine Stockung trat ein, und mit kurzem Gruß verabschiedete sich Eggermann von dem badischen Kompagnieführer, dessen Gesicht er in der Dunkelheit kaum wahrgenommen hatte. In einem lahmen Zuckeltrab schlug er sich an den bei zusammengesetzten Gewehren des Befehls zum Weitermarsch harrenden Kolonnen vorüber und erreichte nach etwa dreiviertel Stunden die Ferme Rougeot, wo der General von Degenfeld sich für die Nacht einrichten wollte. Der Braune brach fast zusammen, und Eggermann erinnerte sich, daß das arme Tier den Tag über noch keinen Halm Heu, geschweige denn ein Maul voll Hafer bekommen hatte.

In der Ferme war Licht; dort schien ein Truppenverbandplatz eingerichtet. Als der Leutnant vom Gaule stieg, merkte er, wie lahm seine eigenen Knochen waren. Er band das Tier an einen Staketenzaun und trat in den geräumigen Flur des behäbigen Bauernhauses. Beim Schein mehrerer armseliger Kerzen hantierten hier die badischen Ärzte an ihren Schwerverwundeten. Niemand kümmerte sich um den Ankömmling, bis er einen mit aufgekrempelten Ärmeln und dunkelbraun bekrusteten Armen halbtot vor Müdigkeit auf einem Stuhle zusammengekauerten Sanitätsgefreiten fast schüchtern fragte, ob es wohl möglich sei, etwas Futter für den Gaul zu bekommen. Mit stumpfem Blick glotzte der Gefragte ihn an, als begriffe er nicht, wie man

inmitten all dieses Menschenelends noch Sinn für den Magen eines Tieres haben könne. Und schon wollte Eggermann sich entfernen, stand bereits im Flur, da war's ihm, als wehte wie ein Ächzen, wie ein matter Windhauch der Klang einer Menschenstimme hinter ihm her, die seinen Namen riefe ...

Fast entsetzt blieb er stehen — Herrgott, wie die Nerven rebellierten! Hatte er schon Halluzinationen? Da — ganz deutlich klang's noch einmal hinter ihm drein:

„Monsieur Eggermann! Monsieur Eggermann!"

Nun warf es ihn doch herum. Er trat noch einmal in den vom Dunst menschlicher Leiber und schweißiger, blutiger Lumpen bis zum Ersticken erfüllten Raum und spähte dem Klange nach, der ihn so gespenstisch angehaucht. Ganz hinten hob sich im matten Kerzenlicht eine flehende, winkende Hand. Er trat näher, und sieh — mitten zwischen den hingestreckten Gestalten der schwarzbemäntelten Soldaten lag die kräftig gebaute, doch tief abgehagerte Gestalt eines jungen Burschen in zerfetzten Zivilkleidern. Grell stach von ihrem schmutzigen Grau das Weiß der frischen Verbände ab, mit denen die linke Schulter, der Arm verbunden waren. Mein Gott — der junge Küß!

Und mit einemmal war alles da, was die gebieterische Pflicht des Tages in die innerste Tiefe der Seele zurückgescheucht — der Duft großbürgerlichen Behagens, der das ehrwürdig traute Haus in der Münstergasse zu Straßburg durchwehte — das Mädchenstübchen, in dem die Granaten gehaust — die zierliche Herrin mit dem Kindermund und dem hochmütig ablehnenden Damenlächeln um die Lippen — und die Abschiedsstunde im halbdunkeln Wohngemach — sein hervorgestammeltes Geständnis und das wortlose Nein ...

Louis hatte erzählen wollen, aber nur ein mühsames Röcheln war über seine Lippen gekommen. Erschüttert kniete Eggermann neben dem Knaben nieder, legte ihm die Hände auf den Mund:

„Still, still, junger Freund! Das kommt später! Ich bin auf einem Dienstritt, muß fort, will aber wenigstens sehen, was ich im Augenblick für Sie tun kann!"

Die diensthabenden Ärzte waren erschöpft bis zum Zusammenbrechen. Doch der Ton der Herzensangst und inneren Ergriffenheit im Klang des preußischen Offiziers weckte Mitgefühl.

Eggermann erfuhr, daß draußen schon die Krankenwagen bereitstanden, um die verbundenen Schwerverwundeten, soweit sie transportfähig seien, weiter rückwärts zum Feldlazarett im Schloß von Essert zu schaffen. Der junge Bauer freilich, der — der Kuckuck weiß, wie — im Schwall der zudrängenden Verwundeten in die Ferme mit hineingeschwemmt worden sei — mit dem habe man weniger Umstände machen und ihn in der ersten besten Bauernfamilie in Pflege geben wollen.

Der Leutnant legte Fürbitte ein, ließ sich versprechen, man werde seinen Schützling nach Essert mitnehmen, gut für ihn sorgen ...

Eggermann trat noch einmal zu Louis:

„Ich höre, mein lieber Herr Küß, Sie werden in wenigen Minuten von hier fortkommen. Zweifellos in gute Hände. Ins Feldlazarett da hinten in Essert. Leider erlaubt der Dienst mir unter keinen Umständen, mich heute noch um Sie zu bekümmern. Wenn's die Aktion zuläßt, sehe ich morgen, spätestens übermorgen nach Ihnen. Ich habe Sie den Ärzten besonders ans Herz gelegt und dafür Sorge getragen, daß Sie nach Schloß Essert in gute Pflege kommen. Gute Besserung, lieber Freund, und leben Sie wohl!"

Ungefüttert und ungetränkt mußte der Braune weiter. Hermann Eggermann warf einen Blick zum Himmel empor. Er suchte die Sterne, die schon auf so manchem nächtigen Ordonnanzritt der letzten Tage seinen Weg mit tröstlichem Glanz überhellt. Sie waren verschwunden. Und war's die dumpfe Wärme, die drinnen gelastet, oder war's die Erregung über die plötzliche Begegnung? Hermann Eggermann fühlte seine Wangen wie im Fieber glühen. Doch nein — der lähmende Frost, der in den letzten Tagen an erbarmungsloser Härte mit dem grimmigen Ringen der Menschen gewetteifert, war weg. Ein feuchter Westwind strich hinter dem einsamen Reiter drein, und nun begann's gar in trägen Tropfen von droben herniederzurieseln. Im Nu war die Chaussee von spiegelndem Glatteis überkrustet. Der Braune glitt bei jedem Schritt aus, und dem Reiter blieb nichts andres übrig, als abzusteigen und neben dem Gaul zu Fuß weiterzutrollen.

Erfreuliche Aussicht! Bis zum Hauptquartier Bavilliers waren's rund fünfzehn Kilometer, also zu Fuß unter den erschwerenden Umständen gut drei Stunden! Das bedeutete: man

würde nicht vor elf Uhr Seiner Exzellenz die Meldung machen können, daß der rechte Flügel eingedrückt sei ...

Der Offizier riß den Mantel auf — ihm war siedend heiß geworden bei dem Gedanken an das Schicksal des nächsten Morgens. Zwei blutige Schlachttage hindurch hatte man standgehalten gegen die mindestens zehnfache Übermacht, und nun schien eine Katastrophe im Anzuge ... Aber horch! Fing's da nicht wieder von vorne an? Mit dem feuchten Westwind kam das Getös eines neu sich entzündenden Gefechts hinter dem unfreiwilligen Fußgänger drein, und wie Eggermann bestürzt herumfuhr, flammte jenseits der Höhen in seinem Rücken ein fahler Blitz nach dem andern auf, stieß mit trüb rötlichem Licht durch die tief niederhängenden Regenschleier, und der dumpfe Donner der Kanonenschläge, das heisere Bellen der explodierenden Schrapnells bewiesen aufs deutlichste, daß der Kampf noch einmal in voller Heftigkeit entbrannt war.

Vorwärts! Vorwärts! Die Meldung an den Chef! Und noch einmal versuchte Hermann Eggermann zu Pferde zu steigen und im beschleunigten Tempo vorwärts zu kommen. Aber vergebens! Der Braune brach in die Knie, so daß der Reiter Mühe hatte, mit heilen Knochen wieder aufs Glatteis der Chaussee zu gelangen. Teufel auch! — Wenn jetzt nicht das Telegramm seine Schuldigkeit getan hatte —!

Doch horch! Klang nicht von Süden her, wo ein paar matte Lichtpünktchen trüb durch die Regenschauer blinzelten und das Dorf Chalonvillars ankündigten — klang nicht von dort das Trappsen von vielen Hunderten nägelbeschlagener Stiefel über den hartgefrorenen Feldweg heran? Bei Gott — Verstärkungen im Anmarsch! Hatte die Tücke des Witterungsumschlages den Mann und seinen Kampfgenossen, das Pferd, versagen lassen — der moderne Sendbote des Menschenwillens, der Telegraph, schien auch im grimmen Frost wie im flauen Regenschauer seine Schuldigkeit getan zu haben.

Eggermann blieb am Wegekreuz halten und harrte der Anrückenden. Schon nach wenigen Minuten waren die dunklen Massen heran. Eine Eskadron Dragoner bildete die Spitze. Freilich hatten auch diese Reiter absitzen müssen. Der Ordonnanzoffizier und der Führer der Schwadron entzündeten vorsichtig unterm Helm ein Zündholz, leuchteten einander ins Ge-

sicht, orientierten sich gegenseitig. Ja wahrhaftig, der Telegraph hatte funktioniert! Und das Generalkommando hatte aus der Reserve die Dragoner, zwei Infanteriebataillone und eine Batterie in Bewegung gesetzt. Ein paar Minuten später war die Telegraphenverbindung zwischen Frahier und dem Hauptquartier plötzlich unterbrochen gewesen ...

In tiefer Beruhigung setzte Hermann Eggermann seinen einsamen Marsch gen Essert fort. Mit angespanntem Ohr lauschte er dem Gang des Nachtgefechtes hinter seinem Rücken. Nun, gottlob, der Schall näherte sich nicht, im Gegenteil machte es eher den Eindruck, als entferne er sich in der Richtung nach dem Feinde zu. Also munter fürbaß!

Und wie mählich dort hinten an der gefährdeten Flanke der Gefechtslärm in sich zusammensank, immer seltener die Lichtkreise aufglosteten durch die nassen Schwaden, die das All erfüllten — wie Einsamkeit und Schweigen immer dichter um das Haupt des mühsam Hinstolpernden zusammenschlugen — da versank aufs neue der Drang der Stunde, und die Träume kamen, die Erinnerungen ... Eigentlich war's doch sonderbar — da schleppte man nun durch alles Grauen des Krieges das Bild eines feindlich gesinnten Mädchens mit sich herum, und das Urbild dieser Traumgestalt schlummerte höchst behaglich und ahnungslos hinten weit in seiner Heimat, in dem Empire-Mädchenstübchen, das in dieser Stunde wohl schwerlich mehr die Spuren des Granatenbesuches aufbewahren würde ... Und so fern wie ihre holdselige Leiblichkeit — ach, noch viel tausendmal ferner war ihm ihre Seele! Nicht einmal ein paar Zeilen des Dankes hatte sie für ihn übrig gehabt — des Dankes für die Rettung ihres Bruders, die denn doch zum großen Teil auch sein, Hermann Eggermanns, Werk war. Nein! Zwischen ihm und jener Cécile mit dem französischen Vornamen und dem französischen Kulturwahn lagen die Abgründe des Nationenhasses! Mochte immerhin ihr Blut dem seinen verwandt sein — ihr Wesen, ihre Ideale waren die einer Französin. Und wenn jener Theaterprinz im Küraß und roßhaargeschmückten Römerhelm sie einst noch würde holen können, so würde ihr höchstes Erdensehnen verwirklicht sein. Also weg, weg mit diesem Traum, du deutscher Mann und Soldat! Eine Elsässerin — das hieß: eine Fremde, eine Feindin ...

Nach einer Stunde tief einsamer Wanderung neben dem schnaubenden und vom beständigen Ausgleiten verärgerten Gaul war das weitgestreckte Dorf Essert erreicht. Der Doppelposten am Dorfeingang rief an und erhielt die Losung. Das Dorf war ausgestorben. Die Landwehrkompagnie, die es besetzt hielt, mochte im Alarmquartier schnarchen. Es galt die Karte zu befragen — und nur mühsam und nach Verbrauch von einem Dutzend der kostbaren Streichhölzer war der schmale Fußpfad aufgefunden, der südostwärts gen Bavilliers führte. Zur Linken leuchteten jenseits einer hohen Steinmauer durch die dichten Massen kahler weitverzweigter Kastanienalleen die erleuchteten Fenster des Schlosses auf. Dort also würde der arme Louis Rast und Frieden für seine anscheinend schweren Wunden finden, die, weiß der Himmel welch seltsamer Wandel seines abenteuerlichen Schicksals ihm eingetragen. Nun, vielleicht hat man im Laufe der nächsten Tage doch einmal Gelegenheit, sich nach dem Burschen umzusehen. Es steckte doch etwas drin, in dem tollen Durchbrenner! Man würde sich für ihn interessiert haben, auch wenn er nicht gerade der Bruder jener Cécile gewesen wäre, die man sich aus dem Sinn schlagen wollte und ... doch nicht konnte ... Oder war's vielleicht besser, sich gar nicht mehr um ihn zu bekümmern? Er würde ja in guten Händen sein, da hinten im Schloß. Also vorwärts! vorwärts!

Und behutsam, Schritt vor Schritt, trottete der einsame Ordonnanzreiter neben dem getreuen Braunen gen Bavilliers, und hinter ihm versanken und verloschen in den ziehenden Regenschwaden die ruheverheißenden, trostwinkenden Fenster des Schlosses von Essert.

*

XXII.

Es war schon 10 Uhr vorüber, als Hermann Eggermann den Durchlaßposten an der Eisenbahnunterführung bei Bavilliers passierte. Wenige Minuten später zog er in das Dorf ein, das der Sitz des Werderschen Hauptquartieres war. Hier schlief man nicht. Meldereiter, Ordonnanzoffiziere prallten aufeinander in den stockfinsteren Gassen, alle fluchend über das infame Glatteis, alle ihre ausgepumpten Gäule hinter sich herziehend. Im Gemeindehause, wo der Stab arbeitete, waren alle Fenster hell erleuchtet. In einem niederen Zimmer zur Rechten des Erdgeschosses umdrängte eine dichte Gruppe von Offizieren den hellen Lichtkegel einer Hängelampe, die ihren Strahl auf einen runden Tisch voller ausgebreiteter Karten und Papiere warf. Der Kommandeur saß mit rotem Kopf und aufgestemmten Armen an der Tafel und dirigierte mit leicht hingeknurrtem Befehl die Tätigkeit seiner Adjutanten, welche nach den eingegangenen Meldungen mit blauen und roten Fähnchen die Stellung der Parteien markierten, die veränderte Situation am rechten Flügel zum Ausdruck brachten. Eggermann wagte nicht, seine Meldung anzubringen, und spähte nur stumm lauschend über die Schultern der Generalstabsoffiziere auf die schicksalsschweren Zeichen inmitten des Tisches. Eine finstere Spannung lag über der lastenden Schwüle des Gemaches. Zwei Schlachttage schon vorüber, zwei Tage voll grimmigster Kämpfe. Morgen müßte die Entscheidung kommen. Und beim Himmel! es sah nicht rosig aus! Der rechte Flügel — Hermann Eggermann wußte aus eigenster bitterer Wahrnehmung, daß er eingedrückt war, und es würde heiße Kämpfe kosten, sollte die Lage da oben noch gerettet werden.

In harter, zäher Ruhe warf der General seine Befehle hin. Da die Verstärkungen, die nach dem rechten Flügel gesandt waren, die Hauptreserve bei Bavilliers fast vollständig erschöpft hatten, galt es alle irgendwie noch entbehrlichen Truppen vom linken Flügel und vom Belagerungskorps heranzureißen. Eifrig kritzelten die Bleistifte der Adjutanten, und nach jedem Satz schlich einer der Lauscher behutsam aus der Tür, um die draußen harrenden Meldereiter zu den heranbefohlenen Truppenteilen in Marsch zu setzen. Dann kam die Abfassung des Korpsbefehls, der die bedenkliche Lage des Augenblicks in drei Sätzen zusammenfaßte, scharfen nächtlichen Patrouillengang befahl und verfügte, daß die Truppen andern morgens um sieben in den alten Stellungen bereitzustehen hätten. Und endlich diktierte der General noch eine Meldung an den General von Manteuffel, dessen Armee — das war noch der einzige Hoffnungsschimmer — sich in dieser Stunde aus den eisigen Hochebenen der Côte d'or heraus entwickelte, um der Armee Bourbakis in den Rücken zu fallen.

Nun endlich war das Geschäft erledigt, und mit einem Ruck erhob sich der General:

„So, meine Herren, nun wollen wir sehen, ob's was zu essen gibt!"

Jetzt erst getraute sich Leutnant Eggermann vorzutreten und seine Meldung zu erstatten. Grimmig lächelnd knurrte der Kommandeur:

„Ja, mein Lieber, wenn wir auf Ihre vier Pferdebeine angewiesen gewesen wären —!"

„Exzellenz, das Glatteis —"

„Weiß schon! Danke!"

Und Eggermann war entlassen. War das nun ein Verweis? War's Ungnade? Es hatte nicht so geklungen. Und der herzhafte Appetit, mit dem der General gleich darauf seine Erbswurstsuppe hineinlöffelte, sah weder nach Zorn noch nach Entmutigung aus. Dennoch nur knapp und verhalten, meist im Flüsterton, ging das Gespräch an der Tafel des Generalkommandos. Es war, als lausche jeder nach draußen, ob nicht von irgendeinem Punkt der weitgedehnten Front aufs neue aufbrodelnd der Hall des Nachtgefechtes herüberdröhne ...

Um elf Uhr gab's auf einmal ein Hallo! Die Feldpost war

gekommen ... Rasch waren die Briefe, die Pakete mit den Liebesgaben verteilt ... und plötzlich war das sachte Geplauder der Schlachtenlenker verstummt ... Und für eine Viertelstunde waren all die kampfgehärteten Reitersleute — ganz etwas anderes ... zärtliche Väter, sehnsüchtige Gatten, ehrfurchtsvolle Söhne ... weilten fern, ganz fern von hier, in einem andern Leben, auf einem andern Stern ... einem Stern der Ruhe, der Harmonie, des Friedens ...

Für Hermann Eggermann aber hatte der Stabsfourier einen dicken Brief mitgebracht, der den Poststempel Straßburg trug. Und als der Leutnant die ängstlich sorgsam hingekritzelte Adresse las — da glühten seine Wangen wie im Fieber. Bei Gott — Cécile ... und zwölf engbeschriebene Seiten ...

Mit einer überströmenden Danksagung fing es an und ward allmählich ein Erzählen von der Einsamkeit eines Mädchenlebens, das inmitten des Strudels der Zeit vergebens sich sehnte nach einer Führerhand ... Denn in Dunst zerronnen war, was es irgend Festes gegeben in seinem jungen Dasein — Elternhaus, Heimat, Vaterland ... ach, und auch die Liebe schien wesenlos geworden ... ausgeträumt, versunken der Jugendtraum ...

Und das alles erzählte sie ihm — ihm ... klagte ihm ihr Weh, ihre Sehnsucht, ihre Verlassenheit ...

Cécile ... o Cécile ... wenn ich jetzt bei dir wäre ... du solltest nicht länger verlassen sein, armes, heimatloses Kind ...

Um Mitternacht streckte sich alles zu kurzer Rast auf das Stroh, das für die Herren in allen Gemächern des ausgeräumten Gemeindehauses gestreut war.

Hermann Eggermann lag mit weitaufgerissenen Augen auf dem knirschenden Stroh, starrte regungslos in die Finsternis.

Cécile — Cécile ...

Und dann war er doch auf einmal weg ....

Es war noch pechschwarzes Dunkel, als geweckt wurde. Rasch ermuntert sprangen die Herren empor. Halb fünf. Ungewaschen, wie seit drei Tagen, brach alles auf. Draußen scharrten die Pferde. Die Dorfstraße zäher Kot. Und bald rasselte die Kavalkade durch die rabenschwarze Regennacht zum Feldherrnhügel über Héricourt. Vom schweigenden Wandel der Kanoniere mit dem gezogenen kurzen Seitengewehr bewacht, zeichneten sich

die sieben aufgereckten Riesenrohre der Positionsbatterie Schweder als kaum erkennbare Schattenrisse vom mattschimmernden Weiß des allmählich in Brei zerrinnenden Schnees ab.

Und horch! Schon reckte sich das tausendkrallige Ungeheuer, die Schlacht, aus kurzem Schlummer auf. Da droben am rechten Flügel kochte es auf wie das Sieden eines Riesenkessels, und wie das Knacken des ungeheuren Holzstoßes, der ihn heizte, prasselte durch das siedende Summen der Geschützdonner.

Alle Nerven bis zum Reißen gespannt, lauschten die Herren in die Finsternis. Der Feldherr und seine Getreuen hatten das Ihre getan. Nun lag das Schicksal des Tages in den Händen der Unterführer, in den Fäusten, dem zähen Beharrungswillen der Tausende, die ihrem Wink gehorchten. Jeder wußte es: dies war der Entscheidungstag!

Allzu langsam für die Ungeduld der Harrenden wuchs die falbe Dämmerung aus dem trüben Nebelschleier, welcher das weitgedehnte Lisainetal überlagerte. Während vom rechten Flügel her, von Chagey und weiter hinten aus der Gegend von Chènebier herüber ohn' Unterlaß das Tosen eines hitzig entfachten Kampfes zum Ohre der Führer herüberscholl, schien vor dem Zentrum der Front, vor Héricourt und im schmalen Tal zur Linken bis gen Montbéliard, die Schlacht aus dem Kot nicht recht erwachen zu können. Wohl dröhnte auch jenseits der Stadt und am linken Flügel das Artilleriefeuer auf, zogen Granaten und Schrapnells hinüber und herüber ihre heulende Bahn. Doch vermißten die Lauscher das Aufflackern des Infanteriegefechts, und so eifrig auch ihre Fernrohre den Dunst der Niederung durchspähten — die schwarzen Massen, die sich an den beiden ersten Schlachttagen schon mit frühem Tagesbeginn aus den Hängen drüben talwärts gewälzt hatten, wollten sich nicht zeigen. Es schien, als habe der Feind seine ganze Kraft auf seinen linken Flügel geworfen, entschlossen, dort unter allen Umständen gen Belfort durchzustoßen. Oder aber — erlahmte sein Angriff? — Man durfte nicht wagen es zu hoffen ... Und was im Norden geschah, entzog sich dem Blick der Führer.

„Leutnant Eggermann!"

„Euer Exzellenz?"

„Sie reiten nach Frahier, aber diesmal direkt! Mandrevillars, Chalonvillars — verstanden?"

„Befehl!"

„Chènebier ist um jeden Preis wiederzugewinnen und zu halten!"

„Zu Befehl, Exzellenz!"

Der Braune war satt und ausgeruht; die Wege waren aufgetaut von den vielen Tausend kommißbestiefelter Menschenfüße, die des Nachts nordwärts gehetzt worden waren. Es ging flott vorwärts, über das buschige Hochplateau des Mont Vaudois, dann talwärts. Von links her dröhnte das Getös des wild entflammten Kampfes bei Chagey herüber.

Vorwärts! Vorwärts! Es galt, das Letzte aus Gaul und Reiter herauszuholen, was sie hergeben wollten. Da vorn bei Chènebier lag die Entscheidung des Tages, des Feldzuges!

Dennoch — wider Willen entflogen die Gedanken des einsamen Reiters immer und immer wieder dem Drang des Augenblicks ... griff seine Rechte oft, wie liebkosend, nach dem knisternden Brief in der Kartentasche ...

Cécile — Cécile ... Es hatte etwas zwischen den Zeilen dieser stammelnden Berichte und Beichten gestanden ... etwas — das wollte noch ergründet ... das wollte — — erlebt sein ...

Als Eggermann jenseits Chalonvillars die Chaussee erreicht hatte und die Ferme Rougeot passierte, fand er sie verlassen. Durch Sanitätsmannschaften, die dort völlig erschöpft von der nächtlichen Blutarbeit auf den Stufen des Hauses vor sich hindußelten, erfuhr der Offizier, daß General Degenfeld noch am gestrigen Abend wiederum bis Frahier vorgerückt sei und heute morgen schon in aller Frühe gen Chènebier vorgestoßen habe. Im Weiterreiten traf Eggermann auf eine lange Kolonne französischer Gefangener, mehrere hundert Mann und darunter auch ein paar Offiziere. Und der Führer der Begleitmannschaften berichtete, man habe noch vor Morgengrauen Chènebier überfallen, den östlichen Teil des Dorfes genommen, fast ein ganzes Bataillon Franzosen zu Gefangenen gemacht und eine Menge Bagage erbeutet. Nun sei da vorn das Gefecht zum Stehen gekommen ...

Im hastigen Vorübertraben musterte Eggermann den Zug der Gefangenen. Sie waren in jammervoller Verfassung. Buben und Greise waren's, vom Hunger ausgemergelt, stumpf-

sinnige Verzweiflung im Gesicht, die Schuhe in Fetzen, die Uniformen kotbesudelt und zerrissen.

Frahier lag ganz verlassen. Nur aus den eingeschlagenen Fenstern, den offenen Türen der Gehöfte längs der Dorfstraße drang das Stöhnen Verwundeter, die Knochensäge hantierender Ärzte. Da vorn aber, bei Chènebier, wurde noch hartnäckig gerungen. Und auch zur Rechten, jenseits Echavanne, aus dem Walde wildes Kampfgetös! Ganze Züge Verwundeter, Badener und Preußen, schleppten sich dem Reiter entgegen.

Und da vorn, wo die ersten Gehöfte des weitgestreckten Dorfes Chènebier, von deren Dächern der Schnee in polternden Massen abstürzte, sich gegen den zarten Schattenriß der Berge des Hintergrundes abhoben — Herrgott — traten dort nicht eben die dichten dunklen Massen der Deutschen heraus, festen Schrittes zwar, doch im Rückmarsch?!

Vorwärts! Vorwärts! Sie mußten halten, die da vorn, sie mußten!!

Ein letzter Galopp, und schon war der Reiter inmitten der Weichenden.

„Regiment?"

„Viertes badisches Infanterieregiment Prinz Wilhelm, Herr Leutnant!"

„Kommandeur?"

„Herr Oberscht Bayer."

„Ist wo?"

„Vorn, Herr Leutnant."

„Ihr räumt das Dorf?"

„Isch befohle so, Herr Leutnant!"

Ingrimmig hatte das geklungen, halb wie eine Entschuldigung, halb wie eine Anklage. Man sah es den harten Trutzgesichtern der Badener an — gern wichen sie nicht!

„Durchlassen!"

Hinein in die Dorfgasse!

Immer neue Massen zurückflutender Kolonnen wogten dem Reiter entgegen. Ab und an paffte ein weißes Wölkchen droben über den Dächern auf. Dann prasselte bleierner Hagel hernieder. Klirrend sprangen die Dachpfannen, ihre Scherben mischten sich mit der Kugelsaat, die in den Matsch der Straße niedersprühte und ab und an mit dumpfem Klack auf die Tornister, die Käppis,

die nach vorn geduckten Schultern der Weichenden niederfuhr. Dann klang da und dort ein jähes Aufstöhnen, plumpte eine dunkelbemäntelte Gestalt vornüberstolpernd in den Schlamm.

„Wo ist der Oberst von Bayer?"

„Vorn, Herr Leutnant! beim Füselierbatteljon, wo d' Rückzug decke muß!"

Selbstverständlich — der Führer am Feinde bis zuletzt — so war's deutsche Art.

Durch den Höllenspektakel der Kanonade vernahm Eggermann im Vorwärtstraben ganz deutlich das scharfe Rasseln des Nachhutgefechtes, das den jenseitigen Dorfrand umtobte. Dort mußte der Führer zu finden sein — also hin! Und richtig! Da vorn lagen noch dicke Haufen der braven Badener bäuchlings hingestreckt im Straßenkot und schossen mit verzweifelter Hartnäckigkeit nach draußen. In einer Seitengasse standen die Pferde der Führer, am Zügel gehalten von den Burschen, auf deren Gesichtern ein seltsames Gemisch von Erregung und Trotz sich malte.

„Wo ist der Oberst von Bayer?"

„Da vorn am Eck, Herr Leutnant, hinter der Gartenmauer."

Eggermann sprang vom Pferd, warf den Zügel einem der harrenden Burschen zu, trat in das Tor der Ferme, um deren weitvorspringende Gartenmauer der zähe Widerstand der Badener sich zusammengeballt hatte. Da stand der Kommandeur des vierten Regiments auf einem umgestürzten Leiterwagen, spähte mit dem Fernrohr über die Mauer, befeuerte mit derben Zurufen die Schützen, die rechts, links von ihm an der Wand drunten klebten, deren morsches Gemäuer sie mit Schießscharten durchstoßen hatten.

„Feschthalte, Kerls, feschthalte — jeder Schuß muß e Franzos koschte!"

Hand am Helm stand Eggermann neben dem Regimentskommandeur:

„Ordonnanzoffizier vom Generalkommando! Befehl Seiner Exzellenz: Chènebier bis auf den letzten Mann zu halten!"

Der Oberst ließ das Fernglas sinken, starrte aus blutunterlaufenen Augen den pickelbehelmten Preußen zu seinen Füßen an, als schlüge eine Stimme aus einer anderen Welt an sein Ohr.

„Schteige Se g'fälligst da nauf, Herr Leutnant, und sage Se

mir dann, ob Se schon emal e scheenere Wurschtkessel g'sehe habe! Zu Hackfleisch isch mir mei Reg'ment z'schad, verschtehe Se! Ich geh zurück bis zum Bois Fery! Da will ich mich meinetwege in Brocke schieße lasse — aber net hier ... des hat kei Zweck!"

Und mit müden, schwerfälligen Tritten stieg der Graubart von dem Leiterwagen herab, auf dem er bis zu diesem letzten Augenblick im Feuer ausgehalten.

„Gefechtsordonnanz! Zum Hauptmann Wolff! Füsilierbataillon kehrt marsch!"

Ungläubig, fassungslos starrten die Leute, die an den Schießscharten kauerten, zum Regimentskommandeur herüber. Mit zusammengebissenen Lippen, einer nach dem andern, zögernd, als könnten sie sich von dem engen Ausguck nicht trennen, durch den sie Kugel um Kugel aus glühendem Rohr dem andrängenden Feind ins Gesicht geschleudert — erhoben sich die holzschnittharten Gestalten der Odenwälder, trotteten gesenkten Hauptes dem Ausgang zu. Nicht einen Blick mehr hatte der Oberst auf den preußischen Ordonnanzoffizier geworfen. Als letzter der Seinen verließ er den Bauerngarten, durch dessen kahle Obstbäume es ohn' Unterlaß raschelte und knackte, daß ein Regen von dürren Zweigen auf die Weichenden niederging.

Und Eggermann folgte. In dicken Massen sammelten sich auf der Gasse die Füsiliere, stapften stumm, das Gewehr unterm Arm, nach rückwärts. Mit gelassener Stimme rief der Oberst den Namen seines Burschen, stieg schwerfällig auf das vorgeführte Pferd, ritt hinter der zusammengeballten Masse der Seinen als letzter hochaufgerichtet fürbaß, während am jenseitigen Waldhang ein wütendes Triumphgeheul erscholl und rasendes Feuer die Dorfgasse bestrich. Glücklicherweise zum größten Teil zu hoch gezielt, so daß die Kugeln über den Häuptern der Zurückgehenden hinpfiffen und in die Regenrinnen, in die roten Dachziegel knackend hineinschlugen.

Und auch Eggermann saß auf, war mit drei Galoppsprüngen an der Seite des Herrn von Bayer.

„Gestatten Herr Oberst, daß ich mich anschließe?"

Ein Knurren war die Antwort. Da scholl noch einmal Hufschlag hinter den Reitern drein; blutüberströmt und wankend kam ein badischer Hauptmann die Dorfgasse entlang getrabt.

Jedenfalls der Kommandeur des Füsilierbataillons ... Er ritt an des Obersten rechte Seite, hob die zerschmetterte Rechte mühsam an den Schirm seines Käppis, stammelte mit fahlem Munde:

„Melde gehorsamst — melde ge — —"

Er sank vornüber auf den Bug, glitt langsam zur Rechten seines Pferdes herunter, das sofort stand, zuckte noch ein paarmal, lag dann starr im Straßenkot, und seine brechenden Augen suchten mit letztem Blick das Auge seines Regimentskommandeurs. Der wandte sich kurz um, winkte dem Sterbenden mit der Rechten:

„Wolff — b'hüt Sie Gott!"

Und weiter ging's, langsam wie ein Trauergeleit. Mit hartem, unerschütterlichem Schritt. Rückwärts, rückwärts ...

Über einen vergletscherten Bach, eine kotige Landstraße, über ein Sumpfgelände, durch dessen langsam auftauende Eiskruste die Hufe der Gäule hin und wieder durchbrachen. An einer Mühle vorbei, deren Trümmerstätte noch ein paar matte, stinkende Qualmsäulen in die neblige Morgenluft emporsandte, und jenseits die Höhen hinan.

„Halt! Front!"

Wie der Teufel war der Oberst vom Gaul. Sein Bursche sprang zu.

„Weg mit dem Schinder!"

Und im Nu lagen die Badener in Stellung.

Es war auch Zeit. Schon tauchten am verlassenen Dorfrande die roten Käppis auf. Schon knatterte es da drüben los.

„Vierhundert Schritt — Schnellfeuer!"

Und mit bedächtigen Griffen luden die Schwarzmäntel, zwischen die sperrigen Büsche des Waldsaums hingestreckt. Beizender Rauch quoll auf.

„So — hier bleibe mer!" knirschte der Oberst. „Jetscht mag die ganz' Hell' komme! Hier kommt keiner durch! Gib her dei Knarr'!"

Dem Nachbar, der eben mit Ächzen die blutüberströmten Hände hatte sinken lassen, entriß der Oberst das Gewehr, griff untern Bauch des Hingekrümmten nach seiner Patronentasche — lud — zielte — drückte ab — — lud — zielte — drückte ab ...

Und neben dem Badener lag der lange blonde Rheinpreuße

hingestreckt, des Augenblicks harrend, da auch für ihn ein Gewehr frei würde. Er brauchte nicht lange zu warten. Fünf, sechs Mann links von ihm ertönte ein kurzer Schrei, sackte eine dahingestreckte Gestalt wie ein nasser Lappen in sich zusammen.

„Her die Flinte! Patronen!“

Es war lange her, seit Hermann Eggermann den letzten Schuß getan — vor drei Jahren, bei seiner Landwehrübung. Mit hartem Stoß fuhr ihm das Gewehr, das er nicht fest genug in die Schulter gezogen, im Gegenstoß wider das Schlüsselbein. Er riß die Kammer auf, schob eine zweite Patrone in den Lauf, zielte auf die grauen Wölkchen da drüben am Dorfrand, hinter denen die roten Käppis nur wie einzelne matte Pünktchen durch die Winterdämmerung blinkten, suchte mit der Rechten den Abzug, wollte losdrücken — konnte nicht — —

Siedig heiß war's am Schaft entlanggefahren, hatte sich in seine Brust gewühlt. Ein Husten kam ihn an. Rot quoll's ihm aus dem Mund. Blau wogte es vor seinem Blick.

Eine grenzenlose Müdigkeit breitete sich langsam über seine Glieder, umwölkte seine Sinne. Verzweifelt suchte er anzukämpfen wider dieses schaurige Versagen. Immer wieder tasteten seine ermatteten Finger nach dem Abzug der Flinte, sanken immer wieder zurück.

Was war das? — War's denn zu Ende mit ihm —? war's möglich, daß es ... zu Ende war? Nein ... noch nicht sterben... jetzt ... noch nicht ... Leben ... leben ...

Umsonst ... Schaum über die bebenden Lippen ... ein schwirrender Schmerz durch den zuckenden Leib ...

Leb' wohl, Mutter ... ade, Cécile ... fahr hin, Leben — —

Wenn wir nur ... halten ... wenn sie nur halten ... die andern ... die Kameraden —

Mit letzter Anspannung richtete er noch einmal das ermattende Haupt empor, starrte mit verglasendem Blick nach rechts und links. Sie hielten ...

Hier bleibe mer! hatte der Oberst gesagt.

Ja — hier bleiben wir ...

*

XXIII.

Vom elften bis zum sechzehnten hörte man in Straßburg nichts, aber auch gar nichts mehr von Bourbaki ... seine Unternehmung schien im Schnee steckengeblieben zu sein ... Die „Straßburger" hatte ihre Berichte wieder eingestellt, und die heimlichen Quellen mündlicher Weitergabe von Ort zu Ort, aus denen die Bürgerschaft manches unverbürgte und phantastische, aber doch auch manches später offiziell bestätigte Gerücht von der „Aktion" erfahren hatte — sie waren plötzlich versiegt ... Auch die Nachricht, die auf diesem Wege nach Straßburg gelangt war — die Nachricht von einem großen Siege Bourbakis über Werder bei Villersexel — schien sich nicht bewahrheiten zu wollen.

Am sechzehnten endlich kam die Erklärung. Wieder einmal durchrasten die kleinen Extrablattverkäufer Straßburgs alte Gassen mit gellenden Rufen, und die erregten Massen rissen ihnen die druckfeuchten Blätter aus den Händen ... Für die Einheimischen gab's eine erste furchtbare Enttäuschung: Werder, den man seit der Kunde von Villersexel nach Norden abgedrängt wähnte, stand *zwischen* Bourbaki und Belfort — ja es war ihm gelungen, am Lisainebach eine Stellung zu befestigen und dort den ganzen gestrigen Tag hindurch dem ersten Ansturm und ungeheurer Übermacht die Spitze zu bieten ...

Die folgenden beiden Tage rannen bleischwer dahin. Ganz Straßburg war nur ein einziges krampfhaftes Harren und Horchen ... Das Leben der Stadt schien stillzustehen — niemand hatte mehr Sinn für seine Eintagssorgen — jedes Gespräch, jeder Gedanke drehte sich um die eine Frage: Wie stand's da hinten jenseits Belfort — zwischen Héricourt und Montbéliard?!

Am sechzehnten kam keinerlei bestimmte Nachricht. Nur so viel erfuhr man: Es hatten tagsüber wiederum heftige Gefechte um die Lisainestellung stattgefunden, aber noch immer hielt Werder die Position ... Der siebzehnte brachte erst recht keine Klarheit ... Gegen Abend durchlief das vage Gerücht die Stadt: Werder sei vernichtet, Bourbaki im Anmarsch auf Belfort ...

Den achtzehnten Januar kam's im Hause Lehmann zu einem entscheidenden Krach zwischen Ihrer Exzellenz und der Bärbel. Das Mädchen, durch seine einheimischen Verwandten aufgehetzt, war seit der Nachricht von Bourbakis Herannahen nicht mehr zu brauchen gewesen ... Natürlich hatte sie ganz genau gemerkt, daß die „Schwowewiber" nachts gepackt hatten und dann wieder ausgepackt ... Himmel, wenn sie nur erst endlich aufluden! Es war ja nicht mehr zu ertragen, daß man diesem Pack dienen mußte und sich in dieser keifenden Tonart kujonieren lassen ... und dabei dieses Fressen, das die sich zusammenkochen ließen, und das man mitessen mußte ...

Die Frau Staatsminister a. D. hielt sich für eine sehr gütige und anspruchslose Herrin. Die Bärbel hielt die Frau Großmama für den geizigsten und herrschsüchtigsten alten Drachen, der ihr jemals über den Weg gelaufen ... Und so kam die Sache zum Klappen. Und um was?!

Bärbel hatte die Gewohnheit, Essenreste, die ihr im Wege standen, einfach ins Dreckkischtel oder in den Wasserstein wandern zu lassen. Das war nun etwas, das nicht nur die Führerin des Haushalts, sondern auch den Herrn empörte. Lehmann war kein Knauser, aber er konnte es nicht vertragen, wenn gute und brauchbare Dinge aus Nachlässigkeit und Faulheit verwüstet wurden. Und die Großmama bekam Zustände, wenn sie so was erleben mußte — und sie mußte es täglich erleben ...

Diesmal aber hatte sie sich geirrt. Sie bildete sich fest ein, es müsse noch ein Gemüserest von gestern vorhanden sein ... Das bestritt die Bärbel. Die Herrschaften hätten nichts übriggelassen ... Die Großmama wußte es aber ganz, ganz genau ...

„Des isch nit wohr ..."

„Dann haben Sie 's wieder weggeschüttet — oder ohne Erlaubnis selber gegessen ..."

„Jetz isch mer's aber zue dumm!" schrie die Bärbel. „Diß Fresse, wo i Ihne koche mueß, von dem hab' i schun genue an

dem, wo Sie m'r uf de Teller genn ... i vergriff mi weiß Gott net an dem, was üs d'r Stub' widder nüs kummt — do derzue isch m'r Ihr Asse viel ze miserabel!"

Wutbebend war Frau Brennecke zu ihrem Schwiegersohn gestürzt, der beim Nachmittagskaffee in seinem Zimmer saß, die kurze Rast genießend. Mit seiner ganzen Ruhe hatte er eingegriffen, die Bärbel vernommen, und als sie bestritt:

„Liebste Mama, sollte nicht doch ein Irrtum auf deiner Seite möglich sein? Die Bärbel ist ein freches und widerspenstiges Ding — aber gelogen und genascht hat sie meines Wissens noch nie!"

„Was? Du nimmst noch Partei für diese gemeine Person?! Gut — du hast gewählt — ich reise nach Potsdam ..."

„Aber Mamachen!" hatte der Schwiegersohn gesagt und die Uhr gezogen: „Leider muß ich zum Amt ... überleg dir die Sache noch mal, vielleicht hast du der Bärbel diesmal doch ein wenig unrecht getan ..."

Großmama Brennecke war schon herausgerauscht und rumorte in ihrem Zimmer.

Lächelnd griff der Oberregierungsrat zum Paletot. Bis zum Abend würden sich die Gemüter beruhigt haben ... wenn man sich auch noch um Küchendifferenzen sorgen wollte in diesen Tagen —!

Was war das? Schon um fünf Uhr kam der Vater nach Hause? — Helene flog ihm entgegen mit dem Ruf: „Papa — die Großmama ist fort!"

„Ach Spaß —!" lachte der Vater. Er strahlte übers ganze Gesicht. Er strahlte nicht nur — nein, er zitterte — wahrhaftig, der ganze Mann war nur eine glückbebende Erregung ... „Sieh mal, was ich hier hab'!"

Er hielt zwei Extrablätter in den Händen, die intensiv nach Druckerschwärze rochen. Eins davon reichte er seiner Tochter. Helene nahm's und las:

„Hauptquartier Bouroche, 18. 1. 71.

Nach den gestern abend und heute früh eingegangenen Meldungen hat die Armee des Generals Bourbaki die Lisainestellung tagsüber nur noch mit schwachen Kräften angegriffen. In den Abendstunden ist das feindliche Feuer völlig verstummt. Der Feind hält die vorliegenden Ortschaften nur

noch mit Arrièregarden besetzt und hat auf der ganzen Linie seinen Rückzug angetreten.

v. Treschkow."

„Papa — was bedeutet das?" rief das Mädchen.

„Das bedeutet, daß Bourbakis Angriff abgeschlagen — vermutlich, daß sein ganzes Unternehmen gescheitert ist . . ."

„Papa!!" schrie Helene und fiel dem Vater um den Hals. „Viktoria! Viktoria!"

Die Jungens kamen gesprungen, es gab ein großes Jubeln und Jauchzen. Aus der Küche schoß Bärbels hübsches, mürrisches Gesicht hervor . . . aber rasch und entsetzt fuhr es wieder zurück . . .

Hatten sie also doch wieder gesiegt, die Schwowe, die g'schwullene! Einerlei — die alt' Hex' war weg! Hier im Haus wenigstens, da hatte das Elsaß gesiegt! —

„Ja, Papa, die Großmama ist aber wirklich abgereist!" sagte Helene trotz der Siegesfreude ein wenig beklommen.

War's möglich? Auch jetzt machte die Kunde nicht den mindesten Eindruck auf Papa?!

Und — was war das? da draußen dröhnte ja Kanonenton?

Und nun, klang nun nicht plötzlich, mit mächtigem Ton, aus der Nähe das Feiergeläut der Münsterglocken?

„Papa?! was ist denn das, Papa?!"

Der schwenkte das zweite Extrablatt und rief:

„Kinder, seid doch still — die Hauptsache kommt ja erst!"

Er holte den Klemmer aus dem Futteral, schob ihn auf die Nase und las vor, mit einer Stimme, in der Jauchzen und Erschütterung bebten:

„Versailles, den 18. Januar 1871.

Heute mittag 12 Uhr ist in der Spiegelgalerie des Königsschlosses Wilhelm der Erste, König von Preußen, in Gegenwart der deutschen Fürsten und der Vertreter der freien Hansastädte, sowie von Deputationen aller in Paris versammelten Truppenteile zum Deutschen Kaiser ausgerufen und die Wiedererrichtung des Deutschen Reiches feierlich proklamiert worden."

Diesmal jubelten die Kinder nicht. Sie sahen aus des Vaters Augen heiße Tränen quellen — das hatten sie nur zweimal

erlebt: an Mutters Sterbebett und an Mutters offener Gruft...
So standen sie stumm und angesteckt von seiner Erschütterung und lauschten dem Kanonengruß, dem Glockensturm, die in ihre stille Behausung drang. Nicht nur Helene, die fast erwachsen — auch die Knaben fühlten kindlich ahnend, daß ein Neues, ein Allgewaltiges in ihr Leben getreten war:

„Ja, ihr Kinder, diese Stunde vergeßt mir nicht, so alt ihr werdet ... bisher wart ihr Preußen — heut seid ihr Deutsche geworden ... Glieder eines großen Volkes, das wart ihr längst... dieser Tag hat euch ein Vaterland geschenkt ... Ein Vaterland, so groß und herrlich wie nur irgendein Volk, ein Mensch auf Erden eins sein eigen nennt ... der Brite und der Franzose und der Russe — nun sind sie nicht mehr etwas Stolzeres und Stärkeres als wir ... auch wir haben nun nicht mehr bloß eine Heimat — wir haben ein Vaterland ... ein großes, mächtiges, einiges Vaterland!"

— Die Bärbel war sprachlos, als der sparsame Hausherr sie in die Stadt sandte mit einem Fünffrankenstück ... eine Flasche Champagner mußte sie holen ... Und niemand stellte sie zur Rede wegen des Verschwindens der Alten ...

Ja, selbst im Kreise der Familie wurde die Abreise der Großmutter nur ganz beiläufig erörtert.

„Morgen ist sie ja doch wieder da!" lachte Helene. „Weiter als bis Frankfurt hält sie's ja doch nicht aus ..."

Keiner mochte es mit Worten aussprechen, doch alle fühlten es: Die schwerblütige, freudlose Natur der alten Dame hatte auf dem ganzen Haushalt gelastet ... Man würde ohne sie fertig werden ...

Ach, und das alles war ja in diesem Augenblick so gleichgültig! Das Ungeheure war geschehen — die Schickung erfüllt ...

Und der Oberregierungsrat füllte die Gläser ... Mit offenem Munde, wie vor den Kopf geschlagen, stand die Bärbel, als selbst sie eins abbekam ...

Als sie aber von draußen das Gläserklingen hörte und beim Schein ihrer Küchenlampe die liegengebliebenen Extrablätter entzifferte, da fing sie an zu begreifen ...

Und in heller Wut warf sie das geleerte Champagnerglas zum Fenster hinaus auf den Hof.

„Jetzt sin mir ditsch ... do isch nix zu mache ..."

— Als aller Jubel verhallt war, die Kinder zu Bette waren — saß Otto Lehmann noch lange einsam über der letzten verdunstenden Neige.

Daß man in solcher Stunde nicht den einen Menschen an seiner Seite hatte, den man sich zum Lebenskameraden ausersehen ... daß der von einem gemußt hatte, ehe dies Größte geschehen war, das jemals deutsche Menschen ersehnt hatten ... Von dem er zahllose Male auch zu ihr, mit ihr gesprochen, seiner Gesellin, die jede letzte Hoffnung seines Herzens und Hirns geteilt ... Daß man nun ... einsam war ... Und dabei hier leben müssen, hier im fremden, hassenden Land —

Nun hatte man ein Vaterland ... aber hatte man auch — eine Heimat?!

*

XXIV.

Seit Cécile aus dem Vaterhause geschieden war — seit das letzte Band so schmerzlich gelockert worden war, das den Bürgermeister noch mit seinem vergangenen Leben verband — dem Leben eines behäbigen Privatmannes und glücklichen Familienvaters — seitdem hatte sich in Emile Küß eine langsame Umgestaltung seines ganzen Denkens und Empfindens angebahnt. Seine Cécilette war für ihn die lebendige Vertreterin jener elsässischen Idee gewesen, die bis dahin den unerschütterlichen Untergrund seines Daseins gebildet hatte — jenes Traumes von einem ruhigen Gleichmaß der Dinge, das dem Menschen gestatten müsse, sturmgefeit und weltabgeschieden seinen Idealen zu leben. Nun, da das letzte Menschenwesen von ihm gegangen war, mit dem er diese Ideale geteilt, begann er mit tiefem Schauder innezuwerden, daß die Ideale selbst ins Wanken zu geraten drohten. Je länger er mit den deutschen Behörden verkehrte, je unwiderstehlicher mußte sich ihm die Anschauung aufdrängen, daß hier Kräfte wirksam waren und schicksalsvoll in sein und seiner Heimat Leben eingriffen, die seinem Vaterlande Frankreich fehlten. Es war etwas Frostiges, etwas Abstraktes in dem Wirken all dieser unpersönlich schaffenden und schuftenden Männer, etwas, das seltsam abstach von der behaglichen Wärme, die das französische Temperament über das Zusammenleben der Menschen breitete, jener Wärme, in der das weiche Elsässertum sich so behaglich gefühlt hatte. Ja, die von da droben waren furchtbar hart, gegen andere, gegen sich selbst. Aber dieser Härte entsprach auch der Erfolg. Emile Küß hätte schon blind sein müssen in absichtlicher Verblendung, wie allerdings weitaus die meisten seiner Stadt- und Amtsgenossen — wenn er nicht

hätte sehen wollen, welch neuer Geist der Ordnung und Zucht mit den Deutschen eingezogen war in Straßburg, in den besetzten Departements überhaupt.

Aber Emile Küß war nicht blind. Je tiefer die Kurve seiner Lebenskraft sich senkte, desto deutlicher, oft mit fast unheimlich hellseherischer Eindringlichkeit, sah er in die Zukunft seiner Heimat.

Er war der einzige Mensch in Straßburg, der all die wahnwitzigen Gerüchte, die vor Bourbakis Anmarsch hergaukelten, nicht eine Sekunde lang geglaubt hatte. Ein derartiges Unternehmen hätte allein hinter dem tiefsten Schleier des Geheimnisses gelingen können. Statt dessen war es in der Presse Frankreichs, der Schweiz, Deutschlands in all seinen Einzelheiten erörtert worden, bevor es auch nur zur Entwicklung gekommen war — schon daß so etwas möglich gewesen war, bewies die kindliche Harmlosigkeit, mit der man in Frankreich die ungeheuersten Unternehmungen anzusetzen sich unterfing. Dann die schleppende Langsamkeit des Vorwärtskommens, die phantastische Zerfahrenheit der Ausführung!

Und demgegenüber standen auf seiten der Eroberer — nach einem ersten Augenblick des Aufhorchens und Erschreckens — eine unerschütterliche Ruhe, ein eisernes Vertrauen auf die Waffen und Männer an der Front, eine zähe Ruhe der Weiterarbeit, die auch dem Übelwollenden, dem Ablehnenden die tiefste Achtung und widerwillige Bewunderung abzwang.

So hatten die Nachrichten über den Zusammenbruch Bourbakis den Maire von Straßburg völlig vorbereitet getroffen. Und als die Glocken des Münsters die Wiedergeburt des Deutschen Reiches einläuteten, da war Emile Küß sich völlig klar darüber, daß ein Bestandteil dieses neuen Deutschen Reiches das Elsaß, Lothringen — sein geliebtes Straßburg sein würde — daß er nur die Wahl habe, nicht mehr ein Elsässer oder die, ein Deutscher zu sein.

Freilich, diese Wandlung hatte sich nicht kampflos in der Seele des opferstarken Mannes vollzogen.

Tief war sein ganzes Leben mit französischen Zuständen, Menschen, Gefühlen verwachsen. Und wenn die feste Seele des Ringenden dem ungeheuren Ansturm des Neuen, das ihn überschüttete, gewachsen gewesen wäre — der abgenutzte Körper

weigerte sich, noch länger die Überlast der Umwälzungen zu ertragen, welche seine Seele von Grund aus erschüttert hatten. Küß war Arzt genug, um sich keiner Selbsttäuschung hinzugeben. Er war ein verlorener Mann, und er wußte das.

Aber seit sein Mädchen von ihm gegangen war, hatte die ungeheure Auflehnung, mit der er sich härter als jeder andere gegen das Neue, das Werdende angestemmt hatte, einer tiefen Ergebung Platz gemacht. Einer Ergebung, welche aus klarer Erkenntnis der unbedingten Logik des weltgeschichtlichen Prozesses entstanden war, in den seine Heimat hineingestürzt worden war.

Im Gespräch mit den wenigen vertrauten Freunden, die er in der Stadt besaß, und in deren Häusern er seit der Vereinsamung seines Heims häufiger denn früher als Abendgast einkehrte, gab er seinen Gedanken unverhohlen Raum. Er fand weniger Widerspruch, als er gefürchtet hatte. Der klägliche Zusammenbruch der Unternehmung, auf die das Elsaß seine letzte krampfhafte Hoffnung gesetzt, hatte einer Umgestaltung der Gemüter wirksam vorgearbeitet. Und in den Gesprächen der ernsten Männer, deren geistiges Haupt Emile Küß war, formulierte sich ganz langsam das Ideal der Zukunft: da man würde aufhören müssen, Franzose zu sein, so wollte man wenigstens das eine versuchen — Elsässer bleiben zu dürfen ... Gegenüber der erstarrenden Härte des borussischen Pflichtbegriffs, der entseelte, der entpersönlichte — wollte man sich die trauliche Wärme zu bewahren suchen, die man als das Andersartige des unter der milden Sonne der französischen Kultur in zwei Jahrhunderten herangereiften Elsässertums empfand ...

Wenn Emile Küß aus der herzlichen Gemeinsamkeit, die ihn mit seinem kleinen Freundeskreise verband, in sein vereinsamtes Heim zurückkehrte — dann freilich umkrallte tiefe Verbitterung aufs neue sein freudeleeres Herz. Aus den Tiefen seiner Seele rang sich dann aufs neue der mühsam niedergezwungene Haß empor, die unendliche Empörung gegen die Vernichter seines Erdenglücks, und mit der Sehnsucht eines hoffnungslos Verliebten lechzte er dann nach einem Lebenszeichen von seinen Kindern ...

Und Tag um Tag verstrich, ohne daß Kunde von den Entfernten kam. Zehn Tage waren seit dem Zusammenbruch des Ansturmes der Hundertfünfzigtausend auf die Lisainelinie ver-

strichen. Inzwischen hatte der Telegraph tagtäglich grundstürzende Neuigkeiten berichtet — Manteuffels Armee in Bourbakis Rücken — die Trümmer des französischen Heeres gegen die schweizerische Grenze gedrängt, der gänzlichen Vernichtung preisgegeben, wenn es nicht mehr gelang, die Grenze des neutralen Staates zu erreichen und wenigstens das Leben der Übriggebliebenen, der von Feindesgeschoß und Winters erbarmungsloser Grausamkeit Verschonten in die Obhut der freundnachbarlichen Schweizer zu retten ...

Und heut, am achtundzwanzigsten Januar, war eine Nachricht gekommen, die das Siegel auf den unerbittlichen Schicksalsschluß zu drücken schien, dem Frankreichs letzte Hoffnung zum Opfer gefallen war: General Bourbaki sollte sich in Besançon das Leben genommen haben ...

Diesmal hatte der Maire es nicht fertig gebracht, vom Bureau aus noch einen Gang in eines der befreundeten Häuser zu unternehmen. Um die neunte Abendstunde war er nach Hause gekommen, und in zitternder Spannung, heiße Tränen der Erschütterung in den treuen Augen, hatte die alte Joséphine ihm einen Brief ausgehändigt, der den Stempel der deutschen Feldpost trug.

Kaum konnte Emile Küß sich auf den Beinen halten. Sein Herz stockte. Ein harter, stoßender Husten entrang sich seiner versagenden Brust, und er mußte sich ein paar Minuten ganz still in seinen Sessel kauern, ehe er die Kraft fand, auch nur einen Blick auf die Schriftzüge der Adresse zu werfen. Als er das endlich über sich gebracht, starrte er lange auf die Schriftzüge, die ihm vertraut erschienen und doch seltsam fremd. Diese festen, harten und dabei doch von einem heimlichen Zittern irregeführten Buchstaben — war das die Backfischhand seines Kindes?!

Der Brief trug die Überschrift „Schloß Essert" und das Datum des vierundzwanzigsten Januar. Die Schrift tanzte vor den Augen des Vaters — diese unheimlich veränderte Schrift. Und auch der Stil dünkte ihn fremd. Das war nicht mehr das kindliche Geplauder seiner Cécilette — das waren Sätze, starr und leblos wie die Züge im Antlitz einer Niobe ...

Und dann kam es doch wie ein ersticktes Jauchzen über die Lippen des Lesers bei den ersten Worten ...

Louis lebte — er war verwundet, aber lebte — lebte und

war in Céciles Pflege ... Er war getroffen worden von französischem Blei, auf deutscher Seite als Helfer, fast als ein Mitkämpfer der Deutschen ...

Unfaßbar das alles! Aber die folgenden Sätze enthielten eine knappe, doch vollständige Erklärung. Die Gefangenen hatten schanzen müssen, und dabei war sein Sohn in das Gefecht verwickelt worden, hatte bluten müssen inmitten deutscher Soldaten — lag nun in einem deutschen Lazarett.

Und dann — dann kam etwas noch viel Seltsameres:

„Auch dies haben wir unserem einstigen Quartiergast, Herrn Eggermann, zu verdanken. Er hat Louis auf einem Verbandplatz in einem Bauernhaus entdeckt und ihn nach Essert überführen lassen, ohne freilich zu ahnen, daß ich dort sei. Er hatte Louis versprochen, ihn dort zu besuchen, aber wir haben drei Tage lang vergebens auf seine Ankunft gewartet. Dann habe ich mich erkundigt und erfahren, daß er in dem Dorf Chènebier am 18. Januar den Heldentod gestorben ist."

Der Leser atmete tief auf, und ganz klar stand einen Augenblick lang das Bild des großen, aufrechten Deutschen vor seiner Seele, der ein paar Wochen unter seinem Dache gehaust, dem er so viel zu danken hatte, und den nun auch das dunkle Todeslos getroffen hatte. Erschüttert lehnte Emile Küß sich zurück in seinen Lehnstuhl und bedeckte die Augen. Das Bild jenes Abends tauchte auf, da der Deutsche an seinem Tische gesessen, da er das Bild seiner alten Mutter daheim in Berlin herumgereicht ... und noch meinte er den seltsamen Ausdruck von Überraschung und leiser Ablehnung zu sehen, mit dem der preußische Offizier das Bildnis des französischen Kürassierkapitäns betrachtet hatte, der Céciles Gatte werden sollte.

Doch weiter, weiter! Mit ein paar knappen Sätzen schilderte Cécile den grauenvollen Zustand des vom Jammer überschwemmten Schlosses, in dem sie und ihr Pflegling sich befanden, bat den Vater, Mittel und Wege zu finden, den verwundeten Sohn aus diesem Elend zu befreien und ihn zur weiteren Pflege in das Vaterhaus heimzuholen. Aber auch sie selber verlange heim ... sie fühle sich nicht genügend vorbereitet, all die Schrecknisse zu ertragen, in die sie sich vorschnell hineingewagt ... All das war gesagt in einer Sprache von

einer rauhen Tatsächlichkeit, die so ganz und gar nicht zum Wesen des daseinsseligen Kindes zu stimmen schien, das in diesen Räumen unter seinen Augen erblüht war. Und eine namenlose Angst umschnürte das Vaterherz — was war mit seinem Kinde geschehen — was hatte der Krieg aus ihm gemacht?!

Emile Küß war sofort entschlossen. Er würde noch einmal den harten Bittgang zum Feinde gehen müssen — zu jenem Herrn Lehmann, von dessen gemessener Güte er immer und immer wieder das Heil seines Hauses hatte erbitten müssen.

Der Oberregierungsrat empfing den Maire und Präfekten mit jener tiefen Achtung, welche er von Tag zu Tage in höherem Maße dem schicksalgeschlagenen Mann entgegengebracht hatte, dessen selbstverleugnende Pflichterfüllung die Bewunderung des gesamten deutschen Beamtenkörpers erzwungen hatte. Herr Lehmann war zwar sofort bereit, mit dem Generalgouverneur Rücksprache zu nehmen, aber dem hartgeprüften Vater die Erlaubnis zur Heimholung seines Sohnes zu erwirken — dazu fürchtete er außerstande zu sein.

„Mein lieber Herr Küß," sagte der Deutsche, „so sehr ich überzeugt bin, daß Ihr Sohn in Ihrem Hause sich jetzt zu wohl fühlen würde, um zum zweitenmal an ein Ausreißen zu denken — er ist immerhin, wie Sie wissen, von einem preußischen Feldgericht zu einer Gefängnisstrafe von einem Jahre verurteilt worden ... Das Einzige, was Aussicht hätte, wäre eine Rücksprache mit dem Gerichtsherrn, also mit Exzellenz Tresckow — ihn müßte man bitten, die Überführung Ihres Sohnes, statt sogleich nach Spandau, in das Garnisonlazarett in Straßburg zu gestatten — bis zu seiner Genesung ... ins ‚welsche Spital', wie Ihre Mitbürger sagen, in der Krutenau, Sie wissen! Dort könnten Sie und Ihre Tochter ihn manchmal besuchen — auch meine Helene könnte gelegentlich nach ihm sehen, sie hat ja als Mitglied des Roten Kreuzes Zutritt zu den Verwundeten ..."

Herr Küß erklärte sich ohne weiteres bereit, ins Hauptquartier des Belagerungskorps zu fahren und den Kommandeur aufzusuchen. Aber Herr Lehmann widersprach:

„Ich muß im Interesse der Stadt Straßburg, im Interesse des Generalgouvernements davor warnen, daß Sie selber sich dieser harten und schmerzlichen Aufgabe unterziehen. Sie sind leidend, Sie husten. Die Witterung ist mörderisch. Sie sind Arzt.

Sie wissen es selber, wie sehr diese Reise Ihre für uns so kostbare Gesundheit gefährden würde. Ich will Ihnen einen Vorschlag machen — lassen Sie mich die Reise tun! Ich denke, Sie haben das Vertrauen zu mir, daß ich alles aufbieten werde, Ihre Cécile glücklich heimzubringen und Ihren Sohn nach Straßburg ins Lazarett zu schaffen."

Umsonst setzte Emile Küß sich zur Wehr. Er fühlte das Versagen seiner Kräfte; er mußte sich gestehen, daß in den Händen dieses rückgratfesten Fremden die Heimkehr seiner Kinder besser gesichert sei denn in den wankenden seinen.

„Herr Lehmann, ich bin nachgerade abgehärtet gegen das demütigende Gefühl, Ihnen immer und immer wieder danken zu müssen ..."

„Herr Maire, was immer ich für Sie tun könnte — es ist nur ein winziger Teil der Dankesschuld, die das Generalgouvernement Ihnen abzutragen hat!"

Noch einen letzten Versuch der Gegenwehr unternahm der Professor:

„Auch Sie, Herr Lehmann, sind genau so schwer abkömmlich hier in Straßburg als ich. Sie wissen, ein Bruder von mir lebt in Mülhausen. Sie kennen ihn ja wohl. Ich werde ihn bitten und wäre Ihnen dankbar, wenn Sie bei Ihrem Herrn Chef die Erlaubnis vermitteln wollten."

Lehmann verstand die Gefühle des Elsässers, begriff, wie sehr die Überlast der Verpflichtung den Besiegten drücken mußte. Und noch am selben Tag sandte Emile Küß den Brief seines Mädchens an den Bruder in Mülhausen. Die Erlaubnispapiere des Generalgouvernements für den Fabrikanten Jean Küß zum Passieren der deutschen Vorposten konnte er beifügen.

Zwei Tage vergingen. Dann kam ein Telegramm von der Schwägerin in Mülhausen:

> „Jean nach der Schweiz abgereist, um übertretende französische Truppen an der schweizerischen Grenze zu empfangen und Hilfskomitee zu bilden. Haben gewisse Nachricht, daß Regiment Deines Schwiegersohnes Adrien bei Bourbakis Armee ist.
> Antoinette."

Nun mußte der Professor sich doch entscheiden, ob er selber den Rest seiner Kraft an die Erleichterung des Schicksals seines

Sohnes setzen oder das Angebot des preußischen Beamten annehmen wolle. Noch einen letzten Kampf kämpfte das Feingefühl des Besiegten wider den Pflichteifer des Leiters der elsässischen Geschicke. Dann war Klarheit gewonnen. Hier der Dienst der Vaterstadt, der Heimat — dort Vatersehnsucht und Vaterpflicht — die Entscheidung konnte nicht zweifelhaft sein.

Am ersten Februar reiste Herr Lehmann gen Belfort.

Emile Küß hatte ihn zur Bahn begleitet. Als er heimkehrte, riefen die kleinen Extrablattverkäufer die Straßen entlang den Übertritt der Trümmer der Bourbakischen Armee nach der Schweiz aus.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Drei Tage später stand Jean Küß im Amtszimmer seines Bruders. Der Maire starrte ihn an wie einen Fremden. Die straffe Gestalt des Industriellen war zusammengesunken, die feisten Wangen eingefallen. Das einst so ruhige Auge flackerte irr umher.

„Jean — ist's möglich — du schon zurück aus der Schweiz?"

„Ja, Bruder, schon zurück . . ."

Schwer sank die immer noch mächtige, doch wie von innen heraus erschlaffte Gestalt des Fabrikanten in den Sessel, den die zitternde Hand des Bruders ihm gewiesen.

„Emile — ich habe das Furchtbarste erlebt, das ich je gesehen habe!"

„Eh' du berichtest — lebt Adrien?"

„Er lebt, Bruder — ich kann nur sagen — — leider!"

„Um Gottes willen — erzähl'!"

„Ich war in Bern. Ich habe sie durchs Arlberger Tor einziehen gesehen, die letzten Fetzen der französischen Armee. Es war über alle Begriffe grauenhaft! Die Füße in Lumpen eingehüllt, die Augen am Boden. Stinkend von Eiter und Schmutz. Nicht Menschen mehr — elende, zu Tode gehetzte Tiere. So sind sie gekommen. Waffenlos, von schweizerischen Soldaten eskortiert, die kaum ihren Tränen wehren konnten."

„Und Adrien, Bruder — Adrien?"

„— Adrien?! ja, wo war der? Wo hab' ich den gefunden? Bei seinen Soldaten war er nicht — bei den armen Teufeln von Dragonern, die in ihren plumpen, zerlumpten Reiterstiefeln zu Fuß dahergewankt kamen — er nicht und kein Offizier —

nicht ein einziger. Die kamen später. Die kamen für sich. Hatten ihre Truppen an der Grenze im Stich gelassen. Und weißt du, wo ich Adrien gefunden habe? — — Im Speisesaal des Hotel Boulevard ... da trank er mit seinen Kameraden Champagner ... Auf seinen Knien saß ein geputztes, geschminktes Dämchen ... Neben seinem Teller lag ein Stoß Banknoten. Er reichte einen Hundertfrankenschein dem Frauenzimmer hin und sagte dem, es solle ihn anzünden, um ihm Feuer für seine Zigarre zu geben. Das Mädchen wollte den Schein in sein Mieder stecken. Da riß Adrien — der Bräutigam deiner Cécile, Bruder! — riß der Dirne die Banknote aus der Hand, zündete sie selber an und rauchte ...

Auf einmal stand ich vor ihm. Ein bißchen rot war er doch angelaufen — er schob das Mädchen weg — streckte mir die Hand hin — aber ich dankte. Ohne ein Wort bin ich gegangen. Hätte ich noch eine Sekunde länger dem Burschen gegenübergestanden — ich hätte ihm diese zwei Fäuste da ins Gesicht gepflanzt!

Wie ich auf die Straße zurückgekommen bin, weiß ich nicht. Draußen zog das Heer des Jammers vorüber — ohne Schuhe, im geschmolzenen Schnee."

Die Männer schwiegen. Tief sanken ihre Häupter auf die Brust.

„Armes Frankreich — armes Vaterland!" stammelte der Bürgermeister. „Cécile, meine arme kleine Cécile!"

*

XXV.

Das Ende war da. Der zähe Widerstand, den Paris der eisernen Umklammerung der Invasion geleistet, war zusammengebrochen.

Nur wenige Tage nach dem letzten verzweifelten Ausfall der Pariser Besatzung hatte die Lichtstadt kapituliert, und unmittelbar darauf war der Waffenstillstand geschlossen worden. Jener Waffenstillstand, der die verhängnisvolle Klausel enthalten hatte, die Operationen im Osten sollten ihren Fortgang nehmen. Dank dieser Klausel hatte Manteuffel noch in den letzten Januartagen die Armee Bourbakis über die Grenze treiben dürfen . . .

Kaum ruhten die Schwerter, da begannen Wort und Feder ihr Werk. Nun endlich lag's am Tage, was das neue Deutschland von Frankreich als Siegespreis verlangte. Herr von Bismarck begnügte sich nicht mit der wahnwitzigen Ziffer von fünf Milliarden Franken Kriegsentschädigung — was längst als lähmende Angst, als schaurige Vorahnung über den Häuptern der Elsässer und der Lothringer geschwebt — nun war es Gewißheit geworden: Deutschland erstrebte die Zerstückelung des Vaterlandes. Metz und Straßburg sollten deutsche Städte, Lothringen und Elsaß deutsche Lande werden.

Und es wirkte auf die Angehörigen der von der Losreißung betroffenen Landesteile wie ein letzter furchtbarer Hohn des Schicksals, wie eine letzte teuflische Perfidie der Sieger, daß gerade die Lostrennung der annektierten Landesteile sich in jenen republikanisch-parlamentarischen Formen vollziehen sollte, welche den schroffsten Gegensatz zur Regierungsform der deutschen Länder bildeten, den Franzosen aber und auch den Elsässern als die kostbarste Errungenschaft der neuen Zeit galten. In

den Waffenstillstandsverhandlungen hatte der Sieger dem besiegten Volk die Verpflichtung auferlegt, in der parlamentarischen Form des Mehrheitsbeschlusses zu der Abtretung der beiden herrlichen Westprovinzen seine Zustimmung zu geben. Eine Nationalversammlung sollte in Bordeaux zusammentreten, eigens zu dem Zweck, um über die Fortsetzung des Guerre à outrance, des Krieges bis aufs Messer, oder aber über Frieden und Zerstückelung zu entscheiden. Und gnädig hatte der Sieger den längst in seiner Gewalt befindlichen Departements gestattet, noch einmal ihre Rechte als Bürger des großen Vaterlandes Frankreich zu betätigen und zu dieser parlamentarischen Komödie gigantischen Stils die verfassungsmäßige Zahl von Abgeordneten zu wählen.

Straßburg, das nur wenige Tage Ruhe gehabt hatte, um sich von der Wirrnis der Kriegszeit zu erholen, wurde mit einem Schlage in einen neuen Strudel politischer Kämpfe hineingestürzt. Kaum hatte Paris seine Tore geöffnet, da begann ein tolles Parteitreiben innerhalb der Bürgerschaft. Der Gürtel um Paris war gefallen, und das Elsaß sah sich von einer Unzahl radikaler Delegierter überschwemmt, welche im Sinne der „Outranciers", der Anhänger des Krieges bis aufs Messer, die bevorstehenden Wahlen zur Nationalversammlung beeinflussen sollten.

Emile Küß hatte die Wähler zusammenberufen und im Gemeinderat nach seinem Vorschlage eine Liste von Kandidaten aufstellen lassen, die sämtlich im Elsaß geboren waren und im politischen Leben des Elsaß seit Jahren Führerstellungen einnahmen.

Gegen diese Liste protestierte die neugebildete radikale Partei unter Führung der Pariser Lärmpatrioten. In einer fieberhaft erregten Unterredung auf der Mairie lehnte Küß jede Gemeinschaft mit dem Radikalismus ab. So stellte denn die Gegenpartei eine eigene Liste auf, die nur einige wenige Namen von Elsässern enthielt, dafür aber an ihrer Spitze den Namen Gambetta trug . . .

Und diese Liste siegte mit erdrückender Majorität. Freilich, auch sie hatte den Namen Emile Küß in ihre Verzeichnisse aufgenommen, und es war nicht mehr als der Ausdruck der durch keine politische Meinungsverschiedenheit zu erschütternden Hoch-

achtung, deren der Bürgermeister sich überall erfreute, wenn sein Name an der Spitze sämtlicher Listen aus der Urne stieg.

Was unter anderen Umständen eine hohe Ehrung für den Bürgermeister bedeutet hätte, konnte Emile Küß, wie die Dinge lagen, nur als den Höhepunkt der ungeheuren Demütigung empfinden, welche der Krieg und seine Folgen über ihn gebracht. Er wußte genau, welche Zusammensetzung jene Nationalversammlung aufweisen würde. Er wußte, daß Frankreich des Krieges müde war und eine überwältigende Mehrheit solcher Delegierter nach Bordeaux schicken würde, die bereit wären, für den Frieden zu stimmen — für den Frieden um jeden Preis — auch um den der Opferung des Elsaß und Lothringens. Gambetta hatte versucht, in einer zweifellos ungesetzlichen Deklaration alle diejenigen Personen, welche zum Kaiserreich oder zum Bourbonentum in irgendwelcher Beziehung gestanden hatten, als von der Wählbarkeit ausgeschlossen zu erklären und damit die Zusammensetzung der Nationalversammlung im Sinne des Aushaltens zu beeinflussen. Gegen diese Deklaration des Regierungsdelegierten hatte der Graf Bismarck scharf protestiert, die Gesamtheit der Regierung der Nationalen Verteidigung hatte ihren Vorkämpfer fallen lassen, und da hatte Gambetta seine Demission gegeben. Es war also kein Zweifel, auch die französische Regierung selber war zur Abtretung der vom Feinde besetzten Provinzen bereit ... und den unerbittlichen Gang des Schicksals würde die Tatsache nicht aufhalten können, daß Gambetta nunmehr, nach seinem Ausscheiden aus der Regierung, die Wählbarkeit als Delegierter erlangt hatte und tatsächlich von vielen Departements, darunter auch den drei abzutretenden, als Abgeordneter für die Nationalversammlung gewählt worden war. Der Organisator der Nationalen Verteidigung hatte für das Departement Niederrhein, dessen Präfekt Küß war, angenommen und würde so als engerer Kollege des Bürgermeisters von Straßburg in das Palament einziehen, in dessen Händen die Entscheidung über Krieg oder Frieden liegen sollte ...

Trotz des Kreuz und Quer der politischen Wirrungen dieser Woche hatte Emilie Küß von vornherein damit rechnen müssen, daß seine Heimat nicht darauf verzichten würde, ihn als ihren Vertreter in Bordeaux zu sehen. Seine Wahl traf ihn also nicht

unvorbereitet. Und dennoch war er bis in die letzten Stunden unschlüssig gewesen, ob er sie annehmen solle. Er fühlte, daß sein völlig versagender Körper der aufreibenden Reise, den grausamen Erregungen, die seiner harrten, nicht mehr gewachsen sein würde. Er wußte, daß seine Entfernung von Straßburg von den verhängnisvollsten Folgen für die inneren Verhältnisse seiner geliebten Vaterstadt sein würde. Aber es entsprach seiner ganzen Denkungsart, unter zwei einander widerstreitenden Pflichten, die seiner harrten, die schwerere zu wählen — und so entschied er sich für die Annahme des Mandats.

So völlig hatten die Katastrophen und Kämpfe dieser letzten schwersten Tage seine zusammenbrechenden Kräfte in Anspruch genommen, daß es ihm fast wie eine Belästigung erschien, auch noch für seine Privat- und Familienangelegenheiten geistige Spannkraft aufwenden zu sollen. Ein tiefes Bangen, eine unbewußte Abwehr gegen das Allzuviel der Anforderungen des Schicksals — das war das vorwiegende Gefühl, mit dem er der Rückkunft seiner Kinder entgegensah. Noch harrte seiner zu allem übrigen die entsetzliche Pflicht, der geliebten Tochter die Schande ihres Verlobten mitzuteilen, ihr väterlich die Trennung von dem Unwürdigen ans Herz zu legen ...

Und als der Zug, der die zwei geliebten Häupter in die Vaterstadt zurückführen sollte, auf dem vom rastlosen Getriebe des deutschen Etappenplatzes wimmelnden Bahnhof einlief, als am Fenster eines Wagens dritter Klasse ein rotblondes Haupt, ein schmales Gesicht erschien, das wie eine Verzerrung der geliebten Züge seines Kindes auf ihn wirkte, als dieses leidengezeichnete Geschöpf sich tränenlos in seine Arme legte, als zwei deutsche Landwehrleute, das Gewehr mit dem aufgepflanzten Bajonett am Riemen um die Schulter gehängt, alsdann eine Bahre aus dem Wagen hoben, auf der in reinlicher Lazarettkleidung die hagere Gestalt eines in weiße Verbände verpackten Knaben lag, dessen tiefen Genesungsschlummer nicht einmal der Lärm der Ankunft hatte stören können — da blieb auch des Vaters Auge starr, seine Züge regungslos und stumm sein Mund. Und nur das Vornübersinken seines schneeweiß gewordenen Hauptes, das jähe Zittern, das seinen wankenden Körper anfiel, bekundeten, daß in diesem Manne der Pflicht noch etwas anderes lebte als der Dienst der Vaterstadt, der Heimat — des Vaterlandes ...

Es war kein Trost — es war nur eine letzte Bitternis, daß ein deutscher Mann den Arm seines Kindes nahm ... der Mann, der seinen Sohn zu retten geholfen, der seine Tochter und ihren Pflegling aus dem deutschen Lazarett gen Straßburg heimgeleitet. Es war eine fast unerträgliche Belästigung, daß noch ein anderer Fremder vorhanden war, dessen Vorstellung man entgegennehmen mußte, mit dem man beherrschte gesellschaftlich korrekte Redensarten über das Woher und Wohin austauschen mußte — ein deutscher Zeitungsberichterstatter, der sich ebenfalls einen Dank um seine Kinder verdient hatte — einen Dank, den man nun abstatten mußte mit letztem Zusammenraffen jener Haltung, die — ein Ergebnis unablässiger Selbstzucht — selbst in den schwersten Augenblicken nicht versagte.

Herr Lehmann hatte für den Bürgermeister und seine Tochter auch noch die Erlaubnis ausgewirkt, den gefangenen, wunden Sohn und Bruder zur Krutenau ins Militärlazarett zu geleiten. Und in der engen Einzelzelle ließ man Vater und Kinder einen Augenblick miteinander allein. Das zerrissene Band zur Menschlichkeit, zum Dasein, zum Glück von einst war wieder angeknüpft. Doch die drei Menschen, die im Krankenstübchen des wunden Jünglings sich vereinigten — waren das noch dieselben, die einst in einer schwersten Stunde da draußen auf dem Massenfriedhof der Opfer der Belagerung vom versinkenden Sarge der Gattin und Mutter Abschied genommen hatten?

Eine Welt des Entsetzens trennte ihre Gegenwart von jener schmerzvollen Vergangenheit ... und gar zu jenem Glücke, das sie einst besessen hatten, fand nicht einmal das Erinnern, nicht einmal die Phantasie mehr den Weg zurück ...

Und all das war über die Unglückseligen gekommen ohne ihr Verschulden, von außen, durch die grauenhafte Härte eines Geschicks, das ihnen nach und nach, Stück um Stück, alles, alles vom Herzen gerissen, was ihnen das Teuerste des Lebens gewesen war. Und der Knabe, der da mit den welken, spitzen Zügen einer Mumie in dem schmalen Bette lag, — das Mädchen, das auch von wirren Bangnissen getrieben aus dem schützenden Vaterhaus in das Grauen des Krieges hinauszufliegen gewagt — der Mann, der seit Monaten die Leiden aller seiner Lieben und dazu den Jammer seines ganzen Stammes

im Herzen bewegt — — sie alle empfanden in dieser Stunde nicht das Glück der Wiedervereinigung. In ihnen war nur das eine Gefühl lebendig: das Gefühl grenzenloser Bitterkeit, stummer Anklage gegen das Schicksal, das mehr an Leiden auf sie gehäuft, als eine Menschenseele zu fassen vermochte ... und endlich allbeherrschend der dumpfe Haß gegen jene, in denen dieses Schicksal sich verkörperte — der Haß gegen die Fremden, die Unterdrücker, die Sieger.

*

XXVI.

Vergebens hatte Cécile versucht, mit dem äußersten Aufgebot ihrer Worte und Tränen den Vater von der Reise nach Bordeaux abzubringen. Sie ahnte, nein sie wußte, daß der Vater dies letzte Opfer fürs Vaterland nicht überleben würde.

Zu den Herzkrämpfen, die ihn seit Monaten quälten, war ein hartnäckiger Bronchialkatarrh getreten, den der Vater während ihres Fernseins vernachlässigt hatte. Aber das alles waren Erscheinungen, die nebensächlich schienen gegenüber dem vollständigen Versagen der Lebensenergie, das jede Bewegung, jedes Wort des todwunden Mannes zu lähmen und aufzulösen schien. Das alles sah Cécile — und dennoch warf es sie um, als sie eines Tages durch die halbgeöffnete Tür eine Unterhaltung des Vaters mit einem seiner Freunde belauscht hatte, der gekommen war, um ihn noch einmal dringend seine Pflicht zur Reise nach Bordeaux ans Herz zu legen. Sie hätte ihn morden können, diesen sogenannten Freund! Und dann sprach der Vater das Wort, das ihr in den Ohren klingen sollte, so lange sie lebte, das Wort:

„Mein lieber Freund — ich werde in einem Sarge von Bordeaux zurückkehren!"

Und der andere, der hörte das und beharrte doch auf seiner mörderischen Forderung!

Und der grenzenlose Haß, der seit Wochen als dunkler Untergrund in Céciles einst so heller Seele lastete, kehrte sich nun auch gegen das Vaterland, gegen die Heimat, die durch den Mund des wohlmeinenden Mannes da draußen das Leben ihres Vaters zu fordern schien, nachdem Glück, Ruhe, Gesundheit unwiederbringlich geopfert waren.

Als der Besucher gegangen, versuchte sie noch einen letzten Ansturm auf das Vaterherz. All ihr Jammer, all ihre Tränen waren umsonst. Und das Äußerste, das sie ihm abrang, war die Erlaubnis, sie dürfe ihn auf der Reise nach Bordeaux begleiten.

Wen aber sollte man bitten, während der Reise nach dem armen Gefangenen zu sehen? Vergebens ging sie die ganze Reihe der Straßburger Tanten und Cousinen und Freundinnen durch, deren sie so viele zählte in allen Vierteln der Vaterstadt. Es war demütigend ohne Maßen, sich sagen zu müssen, daß unter all diesen lieben Verwandten nicht eine einzige sich bereit finden würde, nach dem jungen Verwundeten zu sehen. Zwar seine Franktireur-Erlebnisse hatten ihm eine Zeitlang in der Familie den Ruhm eines Märtyrers verschafft — aber der war jäh verblichen, seit bekannt geworden war, daß er in einem deutschen Schützengraben gelegen, inmitten deutscher Kämpfer verwundet worden war ... Und nun war Cécile selber als Dolmetscherin mit dem deutschen Roten Kreuz gegangen ... Seitdem hatte die Verwandtschaft eisige Entfremdung kundgegeben ... Und es war ärgerlich und wiederum entsetzlich beschämend, daß fast wie von selber vor dem Sinnen des Vaters wie der Tochter der Name jener deutschen Familie auftauchte, zu der man sich schon seit Wochen in jeder letzten Bedrängnis dieser großen Schicksalswende hatte flüchten müssen. Ja, jener Mann, der die Heimkehr des Geschwisterpaares durch all den tollen Drang der Kriegszeitläufte mit fester Hand hindurchgesteuert hatte — jenes Mädchen, das dem Alter nach noch ein halbes Kind und der Gesinnung nach ein reifes und herzensechtes Weib war — das waren letzten Endes die beiden einzigen Menschen in Straßburg, zu denen man das Vertrauen haben durfte, daß sie gewissenhaft und schonsam die Stelle der fernen Schwester am Genesungsbette des Bruders vertreten würden...

Seit dem Abend, da Herr Lehmann die Familie Küß vom Bahnhof im Wagen zu dem Haus in der Münstergasse heimgeführt hatte, war er nicht mehr bei Küß erschienen. Nur Helene kam eines Abends, ohne Blumen, aber mit Grüßen des Vaters und dem Auftrag, sich zu jeder Hilfeleistung zur Verfügung zu stellen, falls man ihrer bedürfe. Und kaum hatte sie von dem Plan der Reise nach Bordeaux vernommen, da erklärte sie bescheiden und sicher, daß sie während Céciles Abwesenheit so oft

als möglich sich nach dem armen Jungen in der Krutenau umsehen würde. Der Maire und seine Tochter sahen sich stumm in die Augen. Und sie verstanden sich. Bei denen da, mochten sie tausendmal die Unterdrücker sein — bei denen allein waren Sicherheit, Zuverlässigkeit, Tat. Was die versprachen, das hielten sie.

Und so waren es denn wiederum Vater und Tochter Lehmann, nicht die Parteifreunde, nicht die Verwandten — die Emile Küß und sein Mädchen zur Bahn geleiteten. Herr Lehmann bot sich an, das Paar noch durch die deutsche Quarantäne bei Kehl hindurchzuschleusen. Das aber lehnte Küß mit einer gewissen Verlegenheit ab. Er hatte im Eisenbahnzug ein paar seiner künftigen Kollegen von der Nationalversammlung erblickt, und es widerstrebte ihm denn doch, sich vor ihnen in der Gesellschaft eines oberen Beamten der neuen Machthaber zu zeigen ...

Eine halbe Stunde später sollte er diese Ablehnung aufs bitterste bereuen. In Kehl galt es, sich einem qualvollen Desinfektionsprozeß zu unterziehen. Seit einigen Wochen wüteten in Straßburg die mannigfachsten Seuchen, und wer immer die Stadt verließ, den nahm die ängstliche Vorsicht der deutschen Gesundheitsämter in Behandlung. Küß und seine Tochter mußten durch einen langen mit Chlor und Karbol erfüllten Gang hindurchgehen. Als sie ihn verließen, erlitt der Vater einen Hustenanfall, der ihn dem Ersticken nahe brachte ...

Die Reise ging zuerst nach Bern, wo man einen Tag Aufenthalt nahm. Dort fanden sich sämtliche elsässischen Abgeordneten zusammen, soweit sie wirklich im Elsaß geboren waren. Und mit tausend Ängsten mußte Cécile als stumme Zuhörerin es erleben, daß der Vater den letzten Rest seiner Kraft in schmerzlichen und erregten Gesprächen mit seinen Schicksalsgenossen verbrauchte ...

Dann ging die Reise weiter über die Grenze. In Culoz hielt der Zug eine Viertelstunde. Ein Zug mit Soldaten stand auf dem Nebengeleise, nach Lyon bestimmt. Die Soldaten standen an den Fenstern, lärmten und brüllten. Was brüllten sie?

„Vive la Prusse! A bas la France! Vive Berlin! A bas Paris!“

Mit wutverzerrtem Gesicht fuhr der Maire von Straßburg ans Fenster, schrie die Soldaten an:

„Was für ein Regiment seid ihr?"

„Drittes Regiment der Savoyischen Legionen!" brüllten die Trunkenen zurück.

„Wo sind eure Offiziere?"

„Ein Dreck sind unsere Offiziere!"

„Schurken, Schurken!" keuchte der Bürgermeister mit geballten Fäusten.

„Nieder mit Frankreich!" schrien die Vaterlandsverteidiger. „Gebt uns Brot!"

„Verloren — alles verloren ..." wimmerte Küß und sank in die Polster, die Hände vors Gesicht geballt.

Das war Frankreichs Heer — das war das Heer, auf das Gambetta die Forderung nach einer Fortführung des guerre à outrance stützen wollte ...

Aus Eis und Schnee war man gekommen, war in Lyon durch dichte Regen- und Nebelschwaden hindurchgefahren. Nun öffneten sich die gesegneten Gefilde des Südens. Tiefblauer Himmel wölbte sich über den Reisenden. Die Sonne eines gnadenvollen Vorfrühlings spendete selige Erschlaffung. Diese unermeßlich reichen Gefilde, dies weiche, schlendersüchtige Volk wußte nichts von den Schrecknissen, die den Norden ihres Vaterlandes durchtobt hatten, kannte offensichtlich nur den einen Gedanken, es möge ihm erspart bleiben, all diese Greuel sich südwärts heranwälzen zu sehen ...

So kam man in Bordeaux an, hoffnungslos, banger Ahnungen voll.

Bordeaux war von einem Karneval durchtobt. Es war ein Heerlager und ein Maskenfest, ein Konzil und ein Jahrmarkt, eine Schönheitskonkurrenz und ein Lachkabinett ... Alles, was in Frankreich das Bedürfnis hatte, sich wichtig und unmöglich zu machen, schien sich hier ein Stelldichein gegeben zu haben.

Nach unsäglichen Mühen hatten die elsässischen Freunde für den zusammenbrechenden Bürgermeister von Straßburg eine bescheidene Wohnung am Cours du Jardin Public ausgemittelt, an der geräuschvollsten Verkehrsader der Stadt; glücklicherweise wenigstens mit dem Blick auf die wundervollen Anlagen und Felsgruppen des Stadtgartens. Da saß nun Cécile am Fenster, während der Vater in todähnlichem Schlaf sich von den Strapazen der Reise ausruhte. Regungslos starrte sie hinaus, in

dumpfe Träume versunken. Sie war nicht mehr sie selbst, hatte nicht mehr Wunsch noch Willen.

Der Vater würde sterben — sie wußte es, und sie hoffte nichts mehr, für ihn so wenig wie für sich. Und die zwei Männer, um die sie sich gebangt? Des einen Tod und des andern Schande — das alles lag hinter ihr wie ein ferner, wirrer Traum. Und ganz, ganz weit hinten das Kinderglück des Elternhauses, dies ahnungslose Dahintreiben in einem Strom unverstandenen Behagens. Das alles war gar nicht mehr wahr, nie gewesen. Cécile Küß hatte aufgehört zu existieren. Ein Geschöpf ohne Hoffen und ohne Willen war da, das von dem Menschen, der einst in ihm gelebt, nur noch die jammervolle Fähigkeit in sich trug, zu leiden und zu verzweifeln.

Jetzt erst, da alles persönliche Begehren von ihr abgefallen, da sie nur noch eine Nummer war, ein wehrloses Glied eines Ganzen — nun erst fühlte sie die ganze Übermacht des Jammers, der sich auf die Heimat herabsenken wollte. Nur vom teuren, zusammenbrechenden Vaterlande war die Rede gewesen in all den Gesprächen der ernsten Männer, in deren Mitte sie wortlos lauschend während dieser ganzen tragischen Reise gesessen. Nun erst begriff sie ganz, was es hieß, auch das noch verlieren zu sollen.

Die Freunde kamen, sich nach des Vaters Befinden zu erkundigen, forderten sie auf, sich eine Erholung zu gönnen, boten Ablösung an. Ruhig dankend lehnte Cécile ab, doch der Vater befahl mit matter Stimme sehr dringlich, Cécile solle gehen — schon um ihm berichten zu können, wie's ausschaue da draußen. Und so ging denn Cécile zwischen den Herren Schneegans und Kablé den Cours XXX. Juillet hinab und über die unvergleichliche Place des Quinconces und sah in die schnell vorüberhastenden Wellen der grünen Garonne.

Aber die Neugier der elsässischen Vertreter des französischen Volkes drängte vor allem dem Großen Theater zu. Hier hielt ja die Nationalversammlung ihre Sitzungen ab! Hier sollte sich das Schicksal ihrer Heimat entscheiden . . .

Das Theater war von einer Truppenkette weithin abgesperrt. Nur wer sich als Erwählter der Nation ausweisen konnte, wurde in den geheiligten Bezirk hineingelassen, den die bewaffnete Macht umschloß. Hinter den Bajonetten der Savoyer drängte

sich die Menge Kopf an Kopf, gaffte voll Andacht und Scheu zu der majestätischen Fassade des prachtvollen Baues hinüber. Und da, da waren sie zu sehen, die Herren Frankreichs. In feierlichen Gehröcken, den Zylinder gedankenschwer in die Stirn gezogen, stolzierten sie da auf und ab, lehnten zigarettenrauchend an den Säulen mit tiefsinnig zusammengezogenen Gesichtern, und jeder mußte es ihnen auf tausend Schritt ansehen, in wie gewichtige Gespräche sie vertieft waren. Aber ihre Blicke suchten weniger die Augen der Kollegen als die der Gaffermenge da draußen ...

Die Elsässer staunten von fern den Abglanz des erhabenen Kreises an, dem sie selber sich zuzugesellen das Recht besaßen. Aber für heute konnten sie den Entschluß noch nicht finden, von ihrem Rechte Gebrauch zu machen.

„Sehr brav, daß man uns in ein Theater eingeladen hat!" knirschte der Abgeordnete Schneegans in den Bart hinein. „Da gehören sie hin, die Komödianten da oben!"

Es war ein furchtbares Leiden, das Narrengetriebe dieser menschenwimmelnden Straßen zu durchwandeln. Fast jeder erwachsene Mann trug Uniform, hatte zum mindesten das Käppi der Nationalgarde auf den Kopf gestülpt. Scharen von Soldaten, bis an die Zähne bewaffnet, in Phantasieuniformen, mit Litzen und Tressen von oben bis unten bedeckt und bestickt, schwärmten durch die Masse — und droben im Norden waren die Preußen, hatten die Heere der Republik wie Spreu zerstreut — lauschte man aber gar den Gesprächen, die hin und wider schwirrten, so bekam man vollends den Ekel vor dieser Affenkomödie des Krieges. Denn immer wieder vernahm man nur das eine Wort:

„Frieden, Frieden so schnell wie möglich, — Frieden um jeden Preis!"

Man verlor sich in den mittelalterlichen Gäßchen der Altstadt und stand endlich vor der wuchtigen Fassade des Hôtel de Ville.

„Hier," sagte Schneegans, „hat einst der verflossene dritte Napoleon das weltdurchschauernde Wort gesprochen: ‚L'empire c'est la paix'. Sie wissen, liebes Fräulein, daß der Foyerwitz es später in ‚L'empire c'est l'épée' verzerrt hat. Und nun sehen Sie, was für eine Art von Frieden es ist, den das Kaisertum uns gebracht hat — der Friede des Zusammenbruchs!"

Als Cécile an das Bett des Vaters heimgekehrt war, wagte sie nicht zu erzählen. Doch der Vater erriet alles.

„Ich hab's ja gewußt," sagte er. „Wir hätten zu Hause bleiben sollen, liebes Kind! Sie wollen uns los werden, je eher, je lieber. Nur damit sie wieder an ihre Geschäfte und Vergnügungen gehen können, nur damit die Dividenden und Renten wieder steigen!"

Noch einmal stand Emile Küß auf, noch einmal durfte Cécile den mühsam dahinwankenden Vater begleiten. Es galt einen Besuch bei Gambetta.

Der ehemalige Diktator bewohnte ein kleines Haus in einer Seitenstraße der Allée de Tourny. Im Erdgeschoß wurden die Besucher von einem Herrn empfangen, der sich als Gambettas Sekretär vorstellte. Küß nannte seinen Namen, wies sich, da der Sekretär Schwierigkeiten machte, als Spezialkollegen des Herrn Gambetta aus, und endlich ward der Maire vorgelassen; Cécile mußte draußen warten. Schon nach wenigen Minuten kam der Vater zurück, tief erregt, doch stumm. Und Cécile wagte nicht zu fragen. Erst als man aus dem Schwall, der die Allee durchstrudelte, auf das majestätische Rund der Place des Quinconces herausgetreten war und den befreienden Duft atmete, der vom Fluß herüberströmte, brach der Vater los:

„O ja, er wird kämpfen für uns, der Herr Kollege Gambetta — kämpfen bis zum letzten Atemzuge! Aber ich kann mir nicht helfen — ich fühl's bis in die tiefste Seele, wie grenzenlos gleichgültig wir ihm sind, wir Elsässer. Er kämpft nicht für uns, er kämpft für seine Pose —"

Ein Hustenanfall durchschütterte den hagern Körper des verlorenen Mannes. Mühsam schleppte Cécile den Vater auf eine Bank am Kai und hielt tränenüberströmt Ausschau nach einem Fiaker. —

Seitdem war Emile Küß an das Bett gefesselt. Nur aus den Berichten seiner Freunde erfuhr er, wie sich die Dinge entwickelten. Sie entwickelten sich schleppend langsam, doch auf einer geraden Linie.

Die elsässischen Abgeordneten hatten eine feierliche Erklärung abgefaßt, in der sie gegen die Zerstückelung Frankreichs, gegen die Aufopferung ihrer Heimatprovinz Protest erhoben. Diese Erklärung wurde schon zwei Tage nach der Ankunft der Depu-

tierten von der Rednerbühne herab verlesen. Emile Küß hatte sie mitunterzeichnet, obwohl er ihren Inhalt nicht billigte. Er war nachgerade zu der Überzeugung gekommen, daß es sinnlos sei, gegen das Unvermeidliche sich aufzulehnen – daß das wohlverstandene Interesse der Heimat verlange, daß man sich dem Willen der ausgesprochenen Mehrheit, die nach Frieden, nur nach Frieden lechze, füge und sein ganzes Streben darauf richte, wenigstens die möglichst günstigen Bedingungen für die aufgeopferten Lande herauszuschlagen. Aber seine Stimme war machtlos, war die eines todkranken, eines aufgegebenen Mannes. Und mit Schmerzen mußte Küß wahrnehmen, daß seine Freunde sich von ihm abkehrten und ganz und gar der Partei der „Outranciers" zuwandten, um mit Gambetta die zwecklose Geste des Protestes festzuhalten.

Freilich, der Konflikt war furchtbar. Entweder die elsässischen Abgeordneten übten praktische Politik – stellten sich auf den Standpunkt der Mehrheit, stimmten für den Frieden, der sie aufopferte, und bemühten sich bloß, die Aufnahme schützender Klauseln in den Friedensvertrag herbeizuführen – dann würde ganz Frankreich sie als Abtrünnige, als Verräter brandmarken... Oder aber sie protestierten und machten es auf diese Weise der friedenshungrigen Mehrheit um so leichter, sie rücksichtslos abzuschütteln ... Und trotz der machtlosen Beschwörungen, die Emile Küß vom Krankenlager aus an seine Freunde richtete, neigte sich die Stimmung der Elsässer immer deutlicher zur ‚protestation pure et simple". Und so hatte der Bürgermeister in seinen letzten Tagen nicht einmal den Trost, in Übereinstimmung mit der Gesamtheit seiner Heimatgenossen sich fühlen zu dürfen.

Am sechsundzwanzigsten Februar legte Cécile ein Extrablatt auf des Vaters Kissen, das die Unterzeichnung der Friedenspräliminarien durch die Vertreter Frankreichs und Deutschlands ankündigte. Elsaß und Lothringen, Straßburg und Metz sollten deutsch werden. Das tapfere Belfort hatte sich durch zähen Widerstand das Verbleiben beim Vaterlande Frankreich erstritten. Diesem Frieden die Genehmigung des französischen Volkes zu erteilen, war also wirklich die einzige Aufgabe dieser possenhaften Nationalversammlung, deren Mitglieder zu heißen die elsässischen und lothringischen Abgeordneten verdammt

waren. Das Schicksal schien ihnen die letzte Erniedrigung nicht ersparen zu wollen.

Und ringsum lachte und tollte Bordeaux. In den Theatern wurde gespielt. Die Cafés waren beflaggt. Lachend und singend zogen bunt aufgeputzte Bewaffnete durch die Straßen, Arm in Arm mit den schwarzumlockten Schönen des Südens. Und all das mußte Cécile dem angstvoll fragenden Vater an sein Bett berichten.

„Und wir," stöhnte Küß, „wir haben uns für dieses Volk bombardieren, verbrennen, massakrieren lassen! Als der Feind uns schon die Hand an die Gurgel gesetzt hatte, haben wir unsere Kinder noch nach Frankreich geschickt, um für die Republik zu sterben! Wir haben Männer, Waffen, Geld für Frankreich gehabt bis zum letzten Augenblick! Nein — Frankreich verdient die Anhänglichkeit des Elsaß nicht! Es ist nicht würdig, das Elsaß zu behalten! Wir sind besser als diese frivole Nation!"

Von Tag zu Tag verschlimmerte sich die Krankheit. Der Leidende nahm fast gar keine Nahrung mehr auf. Bei jeder Bewegung, die er machte, ersticken ihn furchtbare Hustenanfälle. Die Nächte vergingen unter wüsten Phantasien.

Wie ein wesenloser Schatten saß Cécile am Bette des Vaters. Sie scheute sich zu reden, damit der Vater nur ja nicht antworte. Sie zitterte, wenn Besuch gemeldet wurde, denn sie wußte: das bedeutete das kurze Aufflackern eines letzten, schmerzlichwilden Lebenswillens, dem dann schwerste Leidensstunden folgten.

So kam der letzte Tag — der Tag der Entscheidung. Vergebens hatte Cécile die Freunde angefleht, den Vater nicht wissen zu lassen, wann die Abstimmung der Nationalversammlung über den Friedensvertrag stattfinde. Mit der hellseherischen Kraft des Sterbenden ahnte Küß die Stunde des Verhängnisses. Am Nachmittage traten die Freunde ein. Auf ihren Gesichtern las Emile Küß, daß er sein Vaterland verloren hatte.

„Es ist aus, Freunde, nicht wahr?"

Stumm nickten die Kollegen.

„Erzählt!" befahl der Kranke.

„Wozu?" sagte Schneegans, am ganzen Leibe zitternd vor verhaltener Entrüstung. „Man hat ein Meer von Phrasen über uns ergossen, um darin die schändliche Wahrheit zu ersäufen,

daß dieses Frankreich in Müdigkeit und Feigheit zusammengebrochen ist. Daß es seine zwei getreuesten Töchter aus dem Hause stößt, weil die Sieger ihr Opfer verlangen. Nur um wieder Geschäfte machen, Geld verdienen, trinken und lieben zu können!"

„So ist die Abstimmung — — vollzogen?" fragte Emile Küß fast tonlos.

„Sie ist vollzogen. Etwa fünfhundertfünfzig Abgeordnete für den Frieden — etwa hundert dagegen."

„Und unser Manifest?" fragte Küß.

„Unser Kollege Grosjean hat es vorgelesen. Man hat es angehört, hat es mit wohlfeilen Tränen benetzt. Dann erhoben wir uns alle, erwarteten ein Wort des Abschiedes. Keiner hat es gesprochen. Da haben wir den Saal verlassen."

„Und da —" brach Kablé los — „da geschah das Abgeschmackteste, was noch geschehen konnte. Stumm, voll Scham sah alles unserm Scheiden zu. Auf einmal tönte aus der Mitte der Rechten eine Stimme: ‚Warum bleiben denn die elsässischen Abgeordneten nicht unter uns?' Das war mir zuviel! Ich habe mich umgedreht und in den Saal hineingeschrien: ‚Weil ihr eben aus uns Preußen gemacht habt!'"

Er bohrte die Fäuste in die Augen, die derben Alemannenfäuste und weinte — weinte um das verlorene Vaterland ... aber mehr noch darum, daß dies Vaterland ihn von sich gestoßen — ihn und sie alle — als Lösegeld aus den eisernen Klammern der Invasion, als leichtherzig hingeschleudertes Opfer für den erlechzten Frieden.

Und sie weinten alle, die festen Männer, gehärtet durch Schicksale von einer Grausamkeit, die sie niemals ertragen zu müssen geträumt hatten — weinten in Schmerz und Scham, weinten nicht um das Opfer ihrer ganzen Existenz, das sie freudigen Herzens gebracht — nein, sie weinten, weil dieses Opfer verachtet und verschmäht worden war.

Und hinter ihnen, im dunkelsten Winkel des Zimmers, auf das die Dämmerung sich immer dichter niedersenkte, saß Cécile Küß. Bebenden Herzens hatte sie das Gespräch verfolgt, hatte jeden Augenblick erwartet, der Vater würde zusammenbrechen unter der Wucht des Unentrinnbaren. Nun trat sie ganz leise von hinten an einen der Herren heran, legte ihm mit wortloser

Bitte die Hand auf den Arm. Und der Freund verstand. Er fuhr sich über die Stirn wie erwachend, stand auf:

„Es ist Zeit, lieber Küß — wir müssen Sie nun allein lassen, allein mit Ihrer getreuen Pflegerin. Wir haben Ihnen schon zuviel zugemutet. Ruhen Sie sich nun noch zwei, drei Tage aus, und dann werden wir zusammen heimreisen."

Ein schmerzliches Lächeln ging über die Züge des Kranken.

„Wir werden heimreisen, Freunde, ja, aber wohl schwerlich zusammen ... Im selben Zuge vielleicht, aber gewiß nicht im selben Wagen."

Die Freunde taten, als hätten sie diese letzten Worte nicht gehört ... oder nicht verstanden. Stumm schüttelten sie ihrem Führer, von dessen Fahne sie doch im letzten Augenblick gewichen waren, die Hand und gingen zur Tür. Auf einmal richtete Emile Küß sich auf:

„Noch ein Wort, meine Herren — kommen Sie noch einmal her — ich kann nicht laut sprechen!"

Auf den Zehenspitzen schlichen die Männer zum Lager des Freundes zurück und harrten stumm, was er ihnen noch zu sagen habe.

„Hören Sie," keuchte Emile Küß, „hören Sie das letzte Flehen eines Sterbenden! Frankreich ist uns verloren — denken Sie daran, das Elsaß zu retten ... unser ... Elsaß ..."

Die müden Augen schlossen sich. Ein Husten schüttelte den abgezehrten Körper unterm weißen Linnen. Cécile stürzte an das Lager, warf ihre Arme um den Vater und ließ ihn in die Kissen sinken. Als sie aufschaute, war sie mit ihm allein.

Nun saß sie an seinem Bette, behorchte die matten Atemzüge des Mannes, dem sie ihr Dasein dankte, ohne Wunsch, ohne Hoffnung. Stunden mochten vergangen sein, ohne daß der Vater sich geregt hätte. In tiefer Dunkelheit lag das Zimmer. Nur vom Boulevard her fiel der Widerschein der Gaslaternen an die Decke, lärmte der Vorüberstrom der feierseligen Stadt.

„Cécile!"

Das Mädchen fuhr auf. Ein lastender Halbschlaf hatte sie entrückt.

„Bist du da — Cécile?"

„Ja, Vater!"

„Mach' Licht!"

Auf den eingesunkenen Zügen lag eine Verklärung, die aus jenseitigen Welten kam.

„Grüß' mir Louis, Cécile, grüß' ihn mir . . . und sag' ihm . . . er soll . . . ein Elsässer bleiben . . .“

Eiskalt griff es dem Mädchen ans Herz. Sie wußte, das war der Abschied. Sie fiel auf die Knie, barg ihre Stirn in die Kissen neben des Vaters Haupt. Wie im Traum fühlte sie, daß die welken Hände nach ihrem Scheitel tasteten.

„Und du, meine kleine Cécile . . . ich hoffte . . . du würdest eine Französin bleiben dürfen — du darfst es nicht. Dein Vaterland hast du verloren — bleib' der Heimat treu! Treu — hörst du? der Heimat . . .“

Die zitternden Finger, die auf ihrem Haupte lagen, erschlafften; mit einem Ächzen sank der mühsam aufgerichtete Körper des Greises in sich zusammen.

Emile Küß war tot.

*

XXVII.

Die Freunde hatten die Veranstaltung der Beisetzungsfeierlichkeiten in die Hand genommen und dem Präsidenten der Nationalversammlung, Herrn Grévy, Anzeige gemacht, daß übermorgen, am dritten März, neun Uhr morgens, die Überführung der Leiche zum Bahnhof stattfinden werde. Sie hatten auf Wunsch der Tochter des Verstorbenen auch dem Bruder ihres Freundes, Herrn Jean Küß in Mülhausen, telegraphisch Anzeige vom Ableben des Bürgermeisters gemacht und ihm die Stunde, in der fahrplanmäßig der Zug mit dem Sarge durch Mülhausen kommen würde, mitgeteilt. Die telegraphische Antwort hatte gelautet:

„Reise mit meiner Familie nach Straßburg voraus, um alles vorzubereiten. Werde dort den Sarg und meine Nichte erwarten."

Da ein großer Andrang zu erwarten war, hatte man sich entschlossen, die Versammlung in den Hof zu bitten, der hinter dem Hause lag. Dort fanden sich die Leidtragenden zusammen. Der Sarg war zu Füßen der Freitreppe aufgebaut, die in den Hof hinabführte. Vorn war eine Reihe von Stühlen für das Präsidium der Nationalversammlung reserviert. Dann folgten die Abgeordneten. Sie waren in weit geringerer Zahl erschienen, als man erwartet hatte. Die Mehrheit, die das Elsaß preisgegeben hatte, zog es vor, fernzubleiben. Den übrigen Teil des Hofes füllte ein buntes Durcheinander von Nationalgardisten, republikanischen Vereinen, Neugierigen ohne weitere Legitimation.

Im Flur des Hauses harrte der Pfarrer, Herr Périssier. Er wartete auf die Ankunft des Präsidenten Grévy und des Bu-

reaus. Er harrte vergebens. Herr Grévy erschien nicht. Und endlich, eine halbe Stunde nach dem festgesetzten Anfang trat der Pfarrer leichenblaß auf die Freitreppe und begann die Trauerrede.

Die radikalen Abgeordneten Frankreichs schienen es für überflüssig zu halten, den Worten des Geistlichen zu lauschen. Sie standen auf, drehten dem Pfarrer den Rücken, traten zu laut redenden Gruppen zusammen. Schließlich lauschten nur noch die Elsässer. Nur für sie schien der Pfarrer schließlich noch zu reden.

Vom Elsaß sprach er, das diesen großen Toten für sich beanspruche, von der elsässischen Erde, die nun den Heimkehrenden aufnehmen würde in ihren mütterlichen Schoß. Und er schloß: „Wenn Frankreich wieder ein siegreiches Schwert schwingen wird — dann wird der Tote wieder in vaterländischer Erde ruhen — in französischer Erde!"

Da schluchzten sie alle auf, die Verstoßenen, die Verlassenen. Und ein letztes Mal noch flammte in ihnen allen die heiße Liebe auf zu dem Vaterlande, dem sie ihr Alles gegeben hatten, dem Vaterlande, das für sie verloren war. Verloren — für wie lange? Für ewig? Oder durfte man hoffen — —?!

Als die Einsegnung vorüber war, ordnete sich draußen der Zug. Der Sarg schwankte heraus, war im Nu von einem Schwall von Müßiggängern umgeben, die neugierig fragten, wer denn da eigentlich begraben werde. Bordeaux war ahnungslos. Bordeaux hatte vom Tode des Besten der Elsässer keine weitere Notiz genommen.

Mitten durch das gleichgültige Treiben und Tosen des ewigen Karnevals der Stadt schwankte der Zug zum Orléans-Bahnhof. Dort harrte der Eisenbahnwagen, der den Sarg aufnehmen sollte, in einem Hof inmitten von Schuppen und Wagen.

Freund Schneegans trat vor, um im Auftrage und im Namen der Kollegen dem Toten den letzten Gruß der Vertreter des elsässischen Volkes in der Nationalversammlung nachzurufen. Eben wollte er das Manuskript seiner wohl vorbereiteten Rede aus der Tasche ziehen, da stand plötzlich einer der französischen Radikalen neben ihm und flüsterte ihm ins Ohr:

„Gambetta wird reden! Sie können nicht zu Worte kommen! Man muß Gambetta sprechen lassen!"

Und zähneknirschend schob Herr Schneegans das Manuskript seiner armen Rede wieder in die Tasche.

Es war ja klar — Gambetta wollte reden, Gambetta würde reden. Jeder Widerspruch, jede Auflehnung war sinnlos.

In der Gruppe der Herren im Zylinder und schwarzem Überrock, in dessen Knopfloch fast bei einem jeden die blutrote Rosette der Ehrenlegion flammte, stand Cécile als einzige Frau, auf den Arm des Herrn Kablé gestützt. Mit letzter Willenskraft hielt sie sich aufrecht, da niemand daran zu denken schien, ihr einen Stuhl zu verschaffen. Sie begriff nichts von dem, was um sie herum vorging. Nicht einen Augenblick kam ihr zum Bewußtsein, daß in dem Sarge, der dort ladefertig auf einem vierrädrigen Bahnkarren stand, die Reste ihres Vaters schlummerten. Sie wußte auch nicht, wer der feiste, untersetzte Mann war, der dort aus der Menge trat, sich von zwanzig Armen auf die schmale Estrade emporhissen ließ, welche sich am Bahnschuppen entlang zog, auf dessen Geleise der Frachtwagen stand. Sie sah ihn nur, wie er sich mit majestätischem Selbstbewußtsein auf der improvisierten Rednertribüne einrichtete, das mächtige Haupt mit den langen, angegrauten Haaren, mit der schweißbedeckten Stirn zurückwarf, mit heiserer, gebieterischer Stimme befahl, die Tür zum Schuppen hinter ihm zu schließen — wie er sich dann aufreckte, als gelte es eine Welt zu zerschmettern — wie er anhub ... Aber kaum waren die ersten Worte seinem Munde entquollen, da wußte sie, wer er war. Nur einer konnte so reden ...

Wie ein Sturm brach es aus diesem mächtigen Körper, aus dieser leidenschaftgerüttelten Seele empor. Er zeichnete mit mächtigen Freskostrichen das Bild eines trotzigen Empörers, der in einer Welt des Zusammenbruchs allein noch aufrecht gestanden habe, allein noch das Panier der Vaterlandsliebe hochgehalten habe unter dem Hagel der Kartätschen, die seine Vaterstadt, seine Habe in Trümmer schlugen, der dem brutalen Zwang der Invasion die aufrechte Stirn eines unerschütterlichen Franzosen und Republikaners entgegengestemmt, der inmitten alles Wankens und Schwankens ringsum bis zum letzten Augenblick nie aufgehört habe, die Fahne des Protestes über dem Elsaß zu schwingen. Aus der Tiefe des Abgrundes, der Schmach, in den Frankreich versunken sei, rage das Bild dieses

großen Franzosen wie eine beständige Mahnung zu unerschütterlichem Ausharren, zu gläubigem Vertrauen auf Frankreichs Zukunft, auf die Wiederkehr seiner alten Größe, auf den Tag der Rache, da Frankreichs Legionen heranschwellen würden, um die hunnische Schmach vom geheiligten Boden Straßburgs, des Elsaß hinwegzuschwemmen. Diesem Tag der Rache müsse fortan jedes Elsässers, jedes Franzosen einziges Sinnen und Trachten geweiht sein!

Cécile fühlte sich untersinken in den lawinengleichen Absturz, der über die Versammlung dahinbrauste, der jedes Herz bis in seine tiefsten Tiefen erschütterte. Aber so wenig wie sie sich vorstellen konnte, daß unter dem schwarzen Tuch mit dem weißen Kreuz auf dem Karren da ihres gütigen, milden, allverstehenden Vaters sterbliche Überreste ruhten — so wenig kam es ihr auch nur einen Augenblick in den Sinn, daß der Mann, dessen Bild der gewaltige Demagog da oben, der Emile Küß kaum gekannt hatte, in die laue Frühlingsluft malte — daß dieser Mann ihr Vater sein solle ...

Und dann war endlich alles, alles überstanden. Und durch die segenprangenden, vom ersten Frühling mit tausend Entzückungen begnadeten Fluren Südfrankreichs rollte der Zug heimwärts — heimwärts.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Wie ein tiefer, allüberschattender Traum rannen die zwei Tage der Rückreise über Cécile dahin — verrann die grenzenlose Einsamkeit der Nacht, die dazwischen lag ... Die Gespräche der Freunde ihres Vaters hallten an ihrem Ohr vorüber. Sie empfand nichts als ihre Verlassenheit.

Ihr Bruder im Lazarett ein Gefangener, bald würde er ganz hinweg müssen ... Die Verwandtschaft ihr entfremdet ... Und nur zwei Menschen wußte sie, deren Hände sich ihr in ehrlicher Hingebung entgegenstrecken würden — jenen alternden Mann und das stolz erblühende Mädchen, seine Tochter ... Und das waren Fremde ... waren Feinde ...

Verloren ... alles verloren ... Liebe ... Vaterhaus ... Vaterland ...

Am zweiten Reisetag rollte der Zug von Mülhausen her nordwärts — zur Linken ahnte man nur eben die Vogesenkette ...

Tief einsam saß Cécile in ihrer Ecke. Vor ihrem Blick flog die vertraute Heimatlandschaft vorüber. Der Vorfrühling, der über Südfrankreichs gesegneten Gefilden gelegen — bis zum Elsaß war er noch nicht vorgedrungen, und ein nasser Schnee klatschte gegen die Fensterscheiben, während der Zug gen Straßburg rollte.

Hinter Schlettstadt aber ließ das Schneetreiben nach. Nur eine dünne weiße Schicht lag auf den braunen Feldern, über die der Krieg dahingestampft war, und aus deren Krume sich nun doch die ersten zarten Hälmchen der kommenden Saat durch die rasch zerrinnende Winterdecke streckten.

Cécile öffnete einen Augenblick das Fenster, bog sich hinaus, daß der frische Heimathauch ihr um die glühende Stirne strich. Und sieh! da tauchten zur Rechten, ganz nahe schon, die vertrauten Umrisse der Vaterstadt auf. Hoch überm niedern Gewirr der Dächer und Türme stieg's empor wie eine aufgereckte Schwurhand: der Münsterbau. Und wieder, wie nun schon so manchesmal beim Eintreffen der Siegesnachrichten aus dem Westen, hing von ihren Zinnen hernieder, vom Wasgauwinde geschwellt, das schwarzweißrote Banner der Fremden, gewiß dem Abschluß des Präliminarfriedens zu Ehren ...

Ja, es stand noch, unerschüttert, in unvergänglicher Herrlichkeit — das Wahrzeichen der Vaterstadt, des heimischen Landes ... Aus fernen Jahrhunderten, deren Geschichte und Wesen der Tochter des französischen Elsaß weltenfremd waren — rätselhaft, geheimnisvoll und doch durch tausendfältige Bande des Erlebens mit jeder teuersten Erinnerung ihres jungen Daseins verbunden, ragte das heilige Gleichnis aus rotem Stein.

Es wies empor ... wohin? Zum Himmel, der die Menschenlose lenkt und die Völkergeschicke?

In eine neue Zeit, die kommen sollte — kommen unter den flatternden Falten jenes Paniers da droben?

In eine neue Zeit — in ein neues Leben?

*

